



SIMONE DE BEAUVOIR

■ Kriegstagebuch
1939-1941

Rowohlt

■ Dieses Tagebuch aus der Zeit der Kriegserklärung und der ersten Kriegsjahre (sieben Hefte) ist nur ein Fragment des Tagebuchs, das Simone de Beauvoir von Jugend an, ja fast seit der Kindheit und, wenn auch mit Unterbrechungen, während ihres ganzen Lebens führte. Es ist als Teil eines sehr viel größeren Ganzen zu betrachten. Seine getrennte Veröffentlichung soll die Korrespondenz mit Sartre ergänzen, von der mehr als die Hälfte in die düstere Periode zwischen 1939 und 1940 fällt. Es ist interessant, die beiden gleichzeitig entstandenen Versionen in ihren subtilen, aber bedeutsamen Unterschieden gegenüberzustellen. Vor allem aber schließt das Tagebuch die Lücken des Briefwechsels, die sich unvermeidlich ergaben, wenn die beiden Korrespondenten zusammenkamen: heimlicher Besuch des Castor in Brumath im November, Urlaub Sartres in Paris im Februar oder nach dem plötzlichen Abbruch jeder Verbindung, als Sartre im Juni 1940 in Kriegsgefangenschaft geriet. Mit Hilfe des Tagebuchs läßt sich also die Geschichte in ihrer Kontinuität rekonstruieren.

■ «Alles, was ich erlebe, erlebe ich, um es Ihnen zu erzählen», schrieb Simone de Beauvoir an Sartre, der bei Kriegsausbruch im September 1939 eingezogen worden war. Für den abwesenden Geliebten zeichnete sie die alltäglichen Ereignisse, die Begegnungen, die Gespräche auf, versuchte sie, den Mikrokosmos ihres Pariser Lebens während des Krieges einzufangen – Sartre hatte sie darum gebeten. Auch war das Tagebuch Gedächtnisstütze in den Zeiten, in denen die Briefe, die sie täglich an Sartre schrieb, nicht mehr regelmäßig ankamen. Darüber hinaus gibt es aber noch ein tiefer reichendes Motiv: die Hoffnung, das «Einssein» lasse sich in die Zeit der Trennung hinein verlängern. Die Publikation des «Kriegstagebuchs» (und der 1995 in diesem Verlag auf deutsch erscheinenden Briefe an Sartre) hat in Frankreich für eine Sensation gesorgt. Sie geben intimste Details aus dem Leben des berühmten Paares und seiner «Familie» preis – einer Gruppe junger Leute, die sich um de Beauvoir und Sartre geschart hatte. Eine «charmante kleine Beziehungshölle» tut sich auf. «Eine halbe Stunde Sorokine (einer Schülerin) Descartes erklärt, eine weitere halbe Stunde «étréintes passionnées» (also ein zärtlich-leidenschaftliches Zusammensein); 3 Tage mit Védrine (ei-

ner ehemaligen Schülerin); 4 Tage für mich, 3 Tage mit Wanda», notiert sie. In einem Brief rät sie Sartre, der mit fast all den jungen Frauen um Simone de Beauvoir ein Verhältnis hatte, z. B. im Fall Védrine: «Wenn Sie Ihre Geschichte mit ihr beenden wollen, dann drosseln Sie langsam die Leidenschaft in den Briefen, bereiten Sie ihr ein kaltes Wiedersehen ...»

Hierarchien und Intrigen, Lügen und narzißtische Selbstbezogenheit finden wir – aber auch all die Verletzungen, Brüche und das fast heroische Festhalten der Beauvoir an dem «Pakt», den sie mit Sartre geschlossen hatte. Er erlaubte jede amouröse Freiheit und stellte nur eine Bedingung, die der «vérité» – sich alles zu sagen.

Simone de Beauvoir ist nach der Veröffentlichung des «Kriegstagebuchs» für ihre Leser nicht mehr dieselbe. Zu genau ist der Einblick in die dunklen Bereiche, die sich hinter der glänzenden Fassade des Philosophen-Paares verbargen.

Aber ist die Tatsache, daß ihr Leben nicht so perfekt war, wie sie selbst es zu gestalten wünschte, ein Argument gegen ihr kompromißloses Denken und Schreiben? Ein Kritiker in «Le Monde» schrieb: «Wer das Leben liebt, kann das Tagebuch nicht anders als köstlich finden.»

SIMONE DE BEAUVOIR

Kriegstagebuch

September 1939-Januar 1941

Herausgegeben und mit
Anmerkungen versehen von
Sylvie Le Bon de Beauvoir

Deutsch
von Judith Klein

ROWOHLT

Die französische Originalausgabe erschien 1990
unter dem Titel «Journal de guerre»
bei Éditions Gallimard, Paris

Umschlag- und Einbandgestaltung Susanne Müller
(Fotos: Henri Cartier-Bresson/Magnum-FOGUS
und Privataufnahme Simone de Beauvoir
von 1938)

1. Auflage März 1994
Copyright © 1994 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Journal de guerre»

Copyright © 1990 by Éditions Gallimard
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Caslon auf Linotron 500
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3 498 00544 8

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort

7

Heft I, 1. September – 4. Oktober 1939

9

Heft II, 5. Oktober – 14. November 1939

89

Heft III, 15. November – 25. Dezember 1939

193

Heft IV, 26. Dezember 1939 – 19. Januar 1940

271

Heft V, 20. Januar – 23. Februar 1940

313

Heft VI, 9. Juni – 18. Juli 1940

371

Heft VII, 20. September 1940 – 29. Januar 1941

443

Anmerkung des Verlags:

Die mit einer Ziffer versehenen Fussnoten stammen von der Herausgeberin Sylvie Le Bon de Beauvoir, die mit * versehenen von der Übersetzerin Judith Klein.

Dies Tagebuch aus der Zeit der Kriegserklärung und der ersten Kriegsjahre (sieben Hefte) ist nur ein Fragment des Tagebuchs, das Simone de Beauvoir von Jugend an, ja fast seit der Kindheit und, wenn auch mit Unterbrechungen, während ihres ganzen Lebens führte. Es ist als Teil eines sehr viel grösseren Ganzen zu betrachten. Seine getrennte Veröffentlichung soll die Korrespondenz mit Sartre ergänzen, von der mehr als die Hälfte in die düstere Periode zwischen 1939 und 1940 fällt.* Es ist interessant, die beiden gleichzeitig entstandenen Versionen in ihren subtilen, aber bedeutsamen Unterschieden gegenüberzustellen. Vor allem aber schliesst das Tagebuch die Lücken des Briefwechsels, die sich unvermeidlich ergaben, wenn die beiden Korrespondenten zusammenkamen: heimlicher Besuch des Castor** in Brumath im November, Urlaub Sartres* in Paris im Februar, oder nach dem plötzlichen Abbruch jeder Verbindung, als Sartre im Juni 1940 in Kriegsgefangenschaft geriet. Mit Hilfe des Tagebuchs lässt sich also die Geschichte in ihrer Kontinuität rekonstruieren.

Einige Auszüge aus diesem Tagebuch hat Simone de Beauvoir überarbeitet und in *La force de Page* [dt.: *In den besten Jahren*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1969] aufgenommen. Ich weise jeweils daraufhin.

Sylvie Le Bon de Beauvoir

* Vgl. Simone de Beauvoir, *Lettres à Sartre*, t. 1: 1930-1939; t. 2: 1940-1963, Gallimard, Paris 1990. Übersetzung in Vorbereitung.

** Spitzname Simone de Beauvoirs: «Biber».

Heft I

1. September – 4. Oktober

1. September¹

Um 10 Uhr frühstücke ich bei *Rey*²; zum erstenmal seit vielen Tagen bin ich wirklich guter Laune, ich fühle mein gesamtes Leben um mich herum ganz ausgeglichen und glücklich. Die Zeitung meldet die Forderungen Hitlers; keinerlei Kommentar, man betont den beunruhigenden Charakter der Nachrichten nicht, man spricht auch nicht von Hoffnung. Eindruck von Ungewissheit. Ich gehe ins *Dôme*, untätig, ratlos. Wenige Leute. Kaum habe ich meinen Kaffee bestellt, verkündet ein Kellner: «Sie haben Polen den Krieg erklärt»; ein Gast drinnen hat *Paris-Midi*; alles stürzt zu ihm und auch zu den Zeitungskiosken, wo es *Paris-Midi* aber noch nicht gibt. Ich stehe auf, renne zum Hotel³, um auf Sartre zu warten. Die Leute wissen noch von nichts, auf der Strasse lächeln sie wie vorher. Im Hotel niemand, ich gehe hinauf, ich lese *Marianne-Magazine*, um die Zeit totzuschlagen; ab und zu die Gewissheit: nun ist es soweit, es ist Krieg. Ich gehe wieder raus, einige Leute haben *Paris-Midi*, sie werden angehalten, man will die Überschriften sehen. Ich gehe zu mir zurück – ein einziger Gedanke: warten, Sartre schnellstens wiedersehen. Gegen Mittag trifft er ein. Wir suchen im

¹ Von diesem Datum an bis zum 5. November wird das Tagebuch in sehr bruchstückhaften Auszügen in: *In den besten Jahren* zitiert, S.323-361.

² Das Lokal *Aux Trois Mousquetaires*, Avenue du Maine.

³ Das Hotel *Mistral* in der Rue Cels 24, wo sie seit Oktober 1937 wohnten.

Keller nach den Soldatenbeuteln, den Schuhen. Ich sehe in einer Ecke unsere Skier stehen, das gibt mir einen Stich. José⁴ ist aufgelöst. Sartre verabredet sich mit mir für 2 Uhr ½, und ich nehme ein Taxi, um mich mit Sorokine⁵ zu treffen. Wir gehen ins *Murat*, wir essen Kuchen; es ist leer und öde; die Mobilmachung ist noch nicht angekündigt; warum? man möchte gern ein für allemal Bescheid wissen. Ich mache ohne allzu grosse Mühe Konversation; ich denke fast nichts. Von Zeit zu Zeit fühle ich mich wie vor den Kopf geschlagen. Wir gehen raus, um zu sehen, ob es etwas Neues gibt; nichts. Ich verabschiede mich von ihr und setze mich ins *Viaduc* bei der Métrostation Passy. Passy ist absolut verlassen, die Häuser zu, kein einziger Fussgänger auf der Strasse; aber eine endlose Schlange von Autos auf dem Quai, vollgestopft mit Koffern und manchmal mit Kindern; sogar Motorräder mit Beiwagen sieht man. Sartre kommt mit seinem Soldatenbeutel – die Mobilmachung ist angeordnet. Die Zeitungen verkünden, dass sie morgen anläuft; das lässt uns etwas Zeit. Wir gehen im Hotel vorbei. Sartre hat trotzdem Angst, dass er zu spät zu seinem Sammelplatz kommt. Wir fahren ohne Soldatenbeutel im Taxi zur Place Hébert; das ist ein kleiner, schwer zu findender Platz bei der Porte de la Chapelle. Er ist leer. In der Mitte steht ein Pfahl mit einer Tafel «Sammelplatz Nr. 4», und unter der Tafel stehen zwei Gendarmen. Wir streichen ein bisschen um sie herum. Es sind gerade Plakate an die Wände geklebt worden, wir gehen nachsehen, was draufsteht: mit blau-weiss-roten Streifen ein grosser Aufruf an die Pariser Bevölkerung und, bescheidener, die Mobilmachungsor-

⁴ Hotelangestellter.

⁵ Nathalie Sorokine (die Lise Oblanoff aus: *In den besten Jahren*, S. 294), Schülerin von S. de Beauvoir im Lycée Molière während des vorausgegangenen Jahres.

der, gültig ab 2. September 0 Uhr. Sartre spielt «Monsieur Plume⁶ ist mobilisiert», er geht zu den Gendarmen, zeigt sein Soldbuch und verlangt bescheiden, nach Nancy befördert zu werden. «Kommen Sie mal ab 0 Uhr wieder», sagt der Gendarm, «aber wir können nicht für Sie allein einen Zug bereitstellen.» Wir machen aus, dass wir um 5 Uhr früh wiederkommen. Wir gehen zu Fuss zu den Boulevards von Montmartre; wir kaufen einer grässlichen Frau mit Bart ein Messer ab, und ich esse etwas im *Dupont* –, ich fühle mich nicht aufgeregt, aber ich kann kaum essen. Wir fahren mit der Métro zum Café *Rey*, dann gehen wir zu Fuss ins Café *Flore*. Sonia sieht prächtig aus, mit einem roten Tuch im Haar, und Agnès Capri ganz wie der Frühling mit einem weissbeänderten Schäferinnenhut; eine Frau mit eher harten Gesichtszügen hat Tränen in den Augen. Der Optimismus schwindet etwas. «Diesmal sieht es ernst aus», sagt ein Kellner; aber die Leute lächeln weiter. Wir sind müde. Ich denke immer noch nichts, doch ich habe Kopfweg. Wir gehen die Rue de Rennes rauf. Schöner Mondschein; der Turm von Saint-Germain-des-Prés wie eine Dorfkirche. Und in allem, bevorstehend: ungreifbares Grauen; man kann nichts vorhersehen, sich nichts vorstellen, nichts fassen. Im Übrigen ist es besser, es erst gar nicht zu versuchen. Man ist ganz stumpf und angespannt im Innern, angespannt, damit die Leere nicht schwindet – und ein Gefühl von Zerbrechlichkeit: eine falsche Bewegung, und da wäre plötzlich ein unerträgliches Leiden. In der Rue de Rennes habe ich einen Moment lang das Gefühl, ich würde mich in kleine Stücke auflösen.

Nacht – Ich habe Angst vor der Nacht, obwohl ich so müde bin; ich schlafe nicht gleich; doch denke ich nichts, eine Art

⁶ Figur von Henri Michaux in: *Un certain Plume*, Paris 1930 [dt.: *Plume und andere Prosa*].

starren Grauens – wir haben den Wecker auf 3 Uhr früh gestellt, das ganze Zimmer ist in Mondlicht getaucht. Plötzlich ein lauter Schrei – ich gehe zum Fenster, eine Frau hat geschrien; Menschenauflauf, schnelle Schritte, eine Taschenlampe in der Nacht. Ich schlafe ein.

2. September

Um 3 Uhr stehen wir auf – Koffer, Beutel drunter und drüber – wir ziehen uns schnell an. Sartre kaut hartnäckig an einem Nagel. Wir gehen zu Fuss ins *Dôme*. Schweigen, Nacht, es ist sehr mild. *Dôme* und *Rotonde* sind schwach erleuchtet; im *Dôme* ist Hochbetrieb; viele Uniformen. Zwei Nutten auf der Terrasse haben zwei Offiziere in die Mitte genommen, die eine summt mechanisch vor sich hin, die Offiziere nehmen keine Notiz von ihnen – drinnen Gelächter, Geschrei. Wir trinken Kaffee. Wir fahren im Taxi durch eine leere und laue Nacht zur Place Hébert. Der Platz liegt leer im Mondschein, immer noch sind die zwei Gendarmen dort. Wie in einem Roman von Kafka; Sartres Handeln scheint absolut individuell, frei und unverbindlich, und doch von tiefer Fatalität, die aus dem Innern kommt, jenseits der Menschen – tatsächlich empfangen die Gendarmen diesen kleinen Mann in Soldatenkluft, der abfahren will, mit freundlicher Gleichgültigkeit. «Gehen Sie zur Gare de l'Est», sagen sie, fast wie zu einem Spinner. Wir gehen zur Gare de l'Est, wir folgen den grossen Eisenbahnbrücken hoch über den Schienen; es dämmt, der Himmel rötet sich, es ist von überraschender Schönheit. Der Bahnhof ist fast leer, es geht ein Zug um 6 Uhr 24, aber Sartre ist offenbar der einzige, der mit ihm fahren möchte. Schliesslich wird er den um 7 Uhr 50 nehmen. Wir bleiben eine Weile auf einer Cafétérasse in der lauen Mor-

gendämmerung, und es ist fast lustig – wenn ich es nur fertigbrächte, nicht an Bost⁷ zu denken, wäre es erträglich, aber es geht nicht. Sartre wiederholt, er sei nicht in Gefahr, es sei nur eine Trennung. Wir sprechen noch miteinander auf dem Bahnhof, über eine Kette hinweg, dann geht er, sein Rücken, sein Nacken verschwinden. Ich gehe schnell weg, ich laufe. Solange ich laufe, scheint mir, wird es gehen, ich darf nur überhaupt nicht stehenbleiben. Ein so schöner Herbstmorgen, wie bei einer glücklichen Rückkehr aus den Ferien; der Boulevard Réaumur, die Hallen, der Geruch von Karotten und Kohl – ich mache im *Dupont* auf dem Boulevard Saint-Michel halt und fange an zu schreiben. Auch solange man schreibt, denkt man nicht. Der Luxembourg*, Montparnasse; ich gehe wieder im Hotel vorbei. Glückliche Ablenkung durch einen Brief von Kos.⁸, der mich ärgert und für den ich über eine Antwort nachsinne; ich beisse mich an dieser kleinen Angelegenheit fest, sie füllt mich aus. Ich fange an zu schreiben, und ich sehe Gérassi⁹, ich bin froh, dass ich mit jemandem sprechen kann. Ich schlafe halb. Wir essen zusammen in der *Coupole*. Sorokine hat Paris verlassen, ich habe nur einen kleinen Rohrpostbrief erhalten. Ich esse, ich gehe ins *Dôme*, und ich schreibe Briefe – dann fahre ich mit der Métro zum Kino auf dem Boulevard Rochechouart, um *Trafic d'armes* [Waffenschmuggel] zu sehen; nicht besonders und zu kurz.

* Gemeint ist der Jardin du Luxembourg.

⁷ Als aktiver Soldat würde er an die vorderste Front geschickt werden.

⁸ Ihre Freundin Olga Kosakiewicz.

⁹ Maler, Ehemann ihrer Freundin Stépha, die sie kennengelernt hatte, diese bei Zaza, der grossen Kindheits- und Jugendfreundin S. de Beauvoirs, Gouvernante war. S. de Beauvoir berichtet davon in *Mémoires d'une jeune fille rangée* [dt.: *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1968, S. 266].

Als ich rauskomme, ist es 5 Uhr – ich bin froh, dass ich um 7 Uhr $\frac{1}{2}$ eine Verabredung habe, das setzt ein Ziel. Man muss Richtungen im Raum, Grenzen in der Zeit haben. *L'Intransigent* berichtet von vagen diplomatischen Manövern: Polen leistet Widerstand, das Deutsche Reich ist eingeschüchtert; eine Sekunde freudloser Hoffnung, schmerzlicher Benommenheit. Als ich aus dem Kino komme, ist es drückend; auf der Strasse wird wenig gesprochen. Ich gehe bei Toulouse¹⁰ vorbei – in einem Café auf den Boulevards schreibe ich ihr, dann schreibe ich am Tagebuch. Morgen werde ich aufwachen und denken müssen – aber für heute ist durch die tiefe Dumpfheit alles gerettet – Müdigkeit.

Auf dem Boulevard Montparnasse hat die Buchhandlung Tschann einen kleinen handgeschriebenen Anschlag gemacht: «Französische Familie – 1 Sohn 1914 eingezogen usw. – gestellungspflichtig am neunten Tag.»

Gérassi hält es für überflüssig, als Soldat zu kämpfen; er wäre mit fünf Monaten Ausbildung einverstanden, wenn er Major würde. Er wird böse, als ich ihm sage, dass er mit Sicherheit nicht Major werden wird. Zu Fuss zurück zum Montparnasse – auf der Avenue de l'Opéra stehen die Menschen nach Gasmasken an. Ich gehe zu Gérassi hinauf und döse vor mich hin, todmüde; ich denke zwanghaft an meinen Streit mit Kos., weil das der einzige Punkt ist, an den ich mich klammern kann, Gegenwart, auf die man einwirken kann. Gérassi kommt, pathetisch: «Mal sehen, ob sie ein Herz haben. .. Ehrenburg¹¹ ist am Ende»; Ehrenburg isst nicht mehr, schläft nicht mehr, wegen des sowje-

¹⁰ Spitzname von Simone Jollivet, Gefährtin Charles Dullins. Alte Freundin von Sartre, dann des Castor. Sie wohnte damals in der Rue de Navarin 11.

¹¹ Der sowjetische Schriftsteller, wie Gérassi ehemaliger Spanienkämpfer.

tischen Verrats¹², vielleicht bringt er sich um – es berührt mich kaum. Wir gehen zum Abendessen in die bretonische Crêperie auf der Rue Montparnasse; wir setzen uns an einen kleinen Tisch an der Strasse; schwarze Nacht: grosse Plakate mit der Aufschrift LUFTSCHUTZBUNKER auf der gegenüberliegenden Mauer, Nutten, die auf dem Trottoir hin und her gehen, ein oder zwei blaue Lichter – es ist schwül. Die Crêperie wird nicht mehr beliefert, es fehlt an Brot, an Mehl usw. Ich esse wenig. Heute Abend schliessen die Cafés um 11 Uhr; keine Nachtlokale mehr; wir machen schnell einen Rundgang, der Gedanke an mein Zimmer ist mir unerträglich, ich werde bei Gérassi schlafen. Ich gehe meine Post holen: eine kleine Nachricht von Bost, der sich zu Tode langweilt – ich denke, sie werden ihn mir umbringen, und das ist so absurd und ungerecht, ich breche zusammen. Ich gehe wieder zu Gérassi; es wird ein Laken auf das Sofa im unteren Zimmer gelegt. Ich brauche lange, um einzuschlafen, aber ich schlafe ein.

3. September. Sonntag

Ich wache um 8 Uhr $\frac{1}{2}$ auf; es regnet. Diesmal bin ich wirklich wach, ich kann nicht auf die Benommenheit zählen, die mir gestern den ganzen Tag über geholfen hat; mein erster Gedanke: «Es ist wahr»; sofort muss ich mich beschäftigen, ich kann keine Sekunde ruhig bleiben. Ich mache ausgiebig Toilette. Ich denke, ich bin nicht eigentlich traurig oder unglücklich, ich spüre keinen Schmerz *in* mir; die Welt draussen ist grauenhaft. Wir schalten das Radio ein. Sie haben die letzten Noten Frankreichs und Englands nicht beantwortet, in Polen wird immer noch ge-

¹² Des Hitler-Stalin-Pakts von 1939.

kämpft, es gibt keine Hoffnung mehr. Ich gehe runter, ich gehe zu mir – noch keine Post, sie kommt sehr unregelmässig. Ich trinke einen Kaffee bei *Rey*. Es ist unvorstellbar: nach diesem Tag kommt noch so ein Tag und noch einer und noch einer, und sogar noch schlimmere, denn es wird dann gekämpft werden. Alles ist blockiert, die Erinnerung, die Zukunft, sogar die Wahrnehmung; sobald der Körper, die Augen, das Denken stillstehen, steigen Tränen in die Augen; nur das Gefühl, man hätte danach noch genauso viele Tränen übrig, hindert am Weinen – während man sich manchmal doch ganz gerne ausweint, und dann ist es wie eine gute Sache, die man hinter sich hat, und wie ein Schritt, den man getan hat. Ich stelle mir Sartre, Bost vor, aber wie Worte und wie erstarrte Bilder ohne Ausdruck; ich habe den Brief von B. nicht noch mal gelesen – ich kann mich nicht dazu aufraffen, bei mir Ordnung zu machen oder zum Friseur zu gehen, wo ich zwei Stunden lang stillsitzen müsste. Ich glaube, ich werde arbeiten können, aber nicht in meinem Zimmer, in einem Café. Auf jeden Fall ist das Problem ein anderes als gestern: gestern ging es darum, den Tag durchzustehen, irgendwie. Heute und in Zukunft müsste ich versuchen, einigermassen zu leben. Ich will abwarten, bis ich meinen Roman¹³ bei V. wieder geholt habe, und ich werde es versuchen.

Ich lese das Tagebuch von Gide – die Zeit vergeht langsam. 11 Uhr: letzte Demarche in Berlin, die Antwort wird man heute erfahren. Keine Hoffnung-unmöglich, konkret irgendeine Hoffnung zu fassen, ich kann mir nicht einmal die Freude ausmalen, wenn man mir sagen würde «Der Krieg findet nicht statt», und vielleicht würde ich keine empfinden.

¹³ *L'invitée*, Gallimard, Paris 1943 [dt.: *Sie kam und blieb*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1972].

Mittags gehe ich bei mir vorbei; Telegramm von Védrine¹⁴ und Anruf von Gégé¹⁵. Ich rufe sie sofort an, und es macht mir unendlich Spass, ihre Stimme zu hören; wen man sieht, ist unwichtig, was zählt, ist das Gefühl, man habe um sich herum einen Kreis von Leuten, mit denen man Verabredungen treffen, sprechen und Sorgen austauschen kann. Ich gehe zu Fuss zu ihr; alle Entfernungen sind so kurz geworden; ein Kilometer zu Fuss, das sind immerhin zehn herumgebrachte Minuten. Paris kommt mir wie aus Individuen zusammengewürfelt vor. Die Polizisten haben prächtige neue Helme und tragen ihre Gasmasken in kleinen katechufarbigem Beuteln umgehängt, auch Zivilisten sieht man damit-viele Métrostationen sind mit Ketten abgesperrt und riesige Schilder verweisen auf die nächste offene Station. Die Autos wirken mit ihren blauen Scheinwerfern wie mit riesigen Edelsteinen besetzt.

Ich treffe bei Gégé ein, ganz süß mit ihrer hübschen kleinen weissen Bluse; Pardo¹⁶ und ein anderer Mann mit sehr blauen Augen sind da; wir reden ein bisschen, über Poupette¹⁷, über die Ferien – Entspannung. Wir gehen ins *Dôme*, wo Gérassi gerade Huhn mit Reis isst – wir essen alle vier zusammen. Pardo wettet mit G. und mir, dass es keinen Krieg geben wird; mein Nachbar, ein Engländer, meint dasselbe; doch es heisst, England habe schon den Krieg erklärt. Wir diskutieren zusammen – vage Hoffnung oder zumindest Ungewissheit. Gégé wird Paris am Dienstag verlassen und ins Limousin fahren, sie hat nur 2'000 Francs

¹⁴ Louise Védrine (Bianca Bienenfeld), ehemalige Schülerin, dann Freundin.

¹⁵ Freundin der Schwester von S. de Beauvoir, dann ihre eigene Freundin und die Sartres.

¹⁶ Freund von Gégé und ihr zukünftiger zweiter Ehemann. Sartre wurde Pate ihres 1944 geborenen Sohnes Frédéric.

¹⁷ Spitzname von Simones Schwester Henriette-Hélène, der späteren Madame de Roulet.

für den Lebensunterhalt ihrer Familie; sie erzählt von ihren Ferien in Porquerolles, ihrem Besuch in La Grillère und der schwierigen Rückfahrt von Limoges nach Paris, eine ununterbrochene Kette von Zügen und Wagen, die mit Matratzen beladen waren; in Richtung Paris wenige Autos und nur Männer ohne Frauen, Mobilisierte. Der Mann mit den blauen Augen kommt herein und Ella Pardo¹⁸; er versucht irgendwie, die Sowjetunion in Schutz zu nehmen – im *Dôme* werden dicke blaue Vorhänge zur Verdunkelung angebracht. Plötzlich um 3 Uhr ½, *Paris-Soir*. «England hat um 11 Uhr den Krieg erklärt. Frankreich erklärt ihn um 5 Uhr nachmittags.» Ein ungeheurer Schock trotz allem – wieder wie ein Blitzschlag: «Sie werden Bost umbringen»; ich gehe zu mir, in Tränen aufgelöst, und fange an, wie besessen aufzuräumen. Sartres Pfeife, seine Kleidung. Ich habe die Gewissheit, dass ich nicht leben werde, wenn er stirbt; das gibt mir fast eine gewisse Ruhe, während der Gedanke, ich könnte B. überleben, unerträglich und voller Gewissensbisse ist.

Ich beruhige mich, ich gehe runter; die Strassen sind ernst. Auf der Place Montparnasse eine Schlägerei. Eine Frau hat einen Mann «Ausländer» genannt, und er hat sie beschimpft; Leute haben protestiert; ein Wachmann greift ein und packt den Mann bei den Haaren – Protest der Menge – der Wachmann ist verwirrt und treibt die Leute auseinander – im Grossen und Ganzen sieht es so aus, als lehne die Menge die Feindlichkeit gegenüber dem «Ausländer» ab. Ich gehe ins *Café Flore* und schreibe an Bost.

Um 6 Uhr kommt Gégé; sie ist nervös, hat Tränen in den Augen. Ella Pardo kommt auch, sie spricht über den Abschied von ihrem Freund, von dem sie sich ganz plötzlich mitten auf der

¹⁸ Pardos Schwester.

Strasse getrennt hat, sie hätte nicht bis zum Bahnhof mitgehen können. Pardo scherzt und lacht; Leute im *Flore* sagen noch immer, sie glauben nicht an den Krieg; aber finstere Mienen. Ich bringe Gégé dazu, über die Leute aus dem *Flore* zu sprechen; Gefühl, mit allen verbunden zu sein; es regt und rührt sich, man spürt kein persönliches Leben, aber die Gemeinschaft lebt in sich selbst wie bei den Primitiven. Wir gehen ins Restaurant der Rue des Saints-Pères, Sonia ist da und lauter Leute aus dem *Flore*\ wir setzen uns nach hinten, und während wir die Pastete, den Beaujolais bestellen, ein schrecklicher Moment; mein individuelles Leben ist wieder da, mir ist, als müsste ich laut los-schreien. Da ist jemand von Hachette, Philippe Aberi (?), ein sehr selbstbewusster Grieche; sie labern ungeheuerlich über Politik, Pardo versucht, die Sowjetunion zu verteidigen, er sagt, es handele sich um einen machiavellistischen Plan für die Revolution und den Sieg der Partei. Wir gehen raus; Aberi erzählt von seiner Arbeit in den Messageries Hachette, von den mobilisierten Männern, den beschlagnahmten Lastwagen und den flennenden Frauen; alle Bücherstände aus den Métrostationen sind auf die Strasse gesetzt worden. Er ist über ein Paar gerührt: «Diese einfachen Leute, es muss so schwer sein, eine Frau loszulassen»; der Idiot! Wir gehen mit Gégé die ganz dunkle Rue de Rennes rauf, und wir setzen uns ins *Dôme*\ schwarze Nacht. Ein Polizist redet mit dem Geschäftsführer, der noch weitere dicke blaue Vorhänge zur völligen Verdunkelung anmachen lässt. Herrlicher Himmel über Paris und in der Nacht ein Wunderwerk von farbigen Lichtern und violett-blauen Scheinwerfern. Pardo kommt zurück und bringt Pozner mit, einen jungen und sympathischen Soldaten. Gewimmel, Fieber, ungewohntes Gefühl, sich all diesen Fremden so stark verbunden zu fühlen. Und ständiges Grauen: brennendes Benzin, Gas, Yperit, und Bost in all dem.

Wir haben P. Bost¹⁹ gesehen, der auch nicht mehr weiss. Am Vormittag Téssaide im *Dôme* bemerkt und den Ungarn²⁰. Um 11 Uhr werden die Cafés geräumt. Ich übernachtete bei Gégé. Pardo gibt mir eine Tablette, ich schlafe himmlisch und träume zärtlich von Merleau-Ponty.

4. September

Als ich um 8 Uhr in dem ganz blauen Zimmer ausgeruht wach werde, erinnere ich mich eine Minute lang, wie normales Aufwachen war: dieses Glück angesichts des kommenden Tages, dieses Wohlbefinden; es ist mir fast eine «Fron», die Welt von gestern wiederzufinden. Ich sage Gégé guten Morgen, sie ist dumm dran wegen ihrer Familie und wegen der Fahrt ins Limousin. Wir frühstücken mit Pardo – Tee und Konfitüre, und ich mache Toilette.

Die Tage haben einen Rhythmus. Ungeheurer Unterschied zwischen Morgen und Abend. Abend, das heisst Fieber, Auflösung, man will sich betrinken, schluchzen, irgendetwas tun, und man verliert sich in der Menge. Der Morgen ist ganz klar. Ich bin viel ruhiger als gestern Morgen. Ich gehe zu Fuss zum Boulevard Saint-Michel, um für Bost *L'Adolescent* zu kaufen; im Luxembourg sind Soldaten. Wunderbarer Herbstmorgen, goldene Kastanienbäume, Geruch von Laub. Ich denke an kleine Freuden: *L'Adolescent* lesen, Gide lesen. Ich sage: Sartre wird nicht sterben, vielleicht wird Bost nicht sterben, und ich fühle mich allem, allen gegenüber gleichgültig. Nicht unglücklich: ge-

¹⁹ Pierre Bost, älterer Bruder von Jacques Bost, Schriftsteller und Journalist. Chefredakteur von *Marianne*.

²⁰ Ehemaliger Liebhaber Stéphas, dessen Bekanntschaft sie 1929 in der Bibliothèque Nationale gemacht hatte.

stern auch nicht. Die grauenhafte Welt ist draussen, und heute Morgen bin ich für ein oder zwei Stunden der Welt entzogen. Auf den Baikonen der Guilles²¹ rote Blumen und eine Frau, sicher die Concierge. Ich kaufe *L'Adolescent* lese bei *Capoula-de*. Der Krieg ist nirgends.

Ich bin nicht unglücklich, weil ich überhaupt nicht über mein Leben nachdenke; die Gegenstände «Glück» und «Unglück» existieren nicht mehr, auch nicht dieser Gegenstand: Leben. Gleichzeitig, das gehört zusammen, keine «Anfechtung» durch einen Willen, eine Sehnsucht, eine Hoffnung; ich begehre nichts, erwarte nichts, und ich bin über die Sehnsucht hinaus. Eine Art von Frieden.

Ich gehe im Hotel vorbei. Keine Briefe. Das Herz schnürt sich mir zusammen. Ich fühle mich von der Welt abgeschnitten. Doch ist Sartre nicht von mir getrennt. Ich denke absolut nicht: Ich werde ihn wiederfinden. Aber ich bin einfach weiter in derselben Welt wie er, mit ihm. Ich lese etwas im *Tagebuch* von Gide, mit Interesse, und ich esse im *Dôme* –, Gérassi kommt für einen Augenblick vorbei. *Paris-Midi*', die militärischen Operationen haben zu Lande und zu Wasser begonnen; nicht mehr und nicht weniger. Wie sich das sauber anhört! – immer dies bleiche Gesicht des kleinen Bost, das wie eine Zwangsvorstellung wiederkehrt.

Ich schicke ihm *L'Adolescent* und rufe von der Post aus Madame Maney²² an; man muss den Ausweis vorzeigen. Madame Maney bittet mich sehr freundlich, sie zu besuchen; schwierig, ein Taxi zu bekommen; man muss den Augenblick abpassen, wenn Leute aussteigen. Ich erwische eines an der Gare Montpar-

²¹ Studienfreund Sartres von der École Normale Supérieure; in: *In den besten Jahren*, S. 32, wird er Pagniez genannt.

²² Sartres Mutter, die nach dem Tod ihres ersten Mannes Monsieur Maney geheiratet hatte.

nasse. Öder Besuch. Die arme Frau kann nicht umhin, mir mit einer kleinen, aufmunternden Miene zu sagen: «Es wird ihm guttun, es wird ihn lehren, dass man nicht leben kann, wie man will»; sie gibt mir eine Menge detaillierter Ratschläge und zeigt mir ihre perfekt ausgestattete Taschenlampe. Ich gehe zu Védri-ne, um unsere Manuskripte zu holen. Aber die Concierge ist nicht da; in dieser Sackgasse von Passy eine Menge komischer Clochards. Ich gehe zur Schule²³, die Direktorin misst höchstpersönlich mein Gesicht ab und gibt mir eine kleine Gasmasken, deren Handhabung sie mir erklärt. Ich gehe mit der Büchse über der Schulter weg; ein Moment der Rührung, als ich den Schulhof mit seinen Blumen sehe, es ist das erste Mal, dass mich *mein* Leben, mein vergangenes Glück wie der Blitz treffen; es geht sofort vorüber. Wieder Taxi in einem völlig verlassenem Passy. Ich komme bei Gégé an. Ehedrama. Sie ist wahnsinnig aufgeregt, weil sie Denonain²⁴, der heute Morgen losgefahren ist, nicht noch einmal gesehen hat; um 6 Uhr geht sie zu Nogues²⁵, was Pardo in Rage versetzt; und es ödet sie an, in die Corrèze fahren zu müssen. Sie geht in ihr Zimmer und schluchzt, ich tröste sie; zärtliche Lesbenausdrücke²⁶ kommen mir über die Lippen, automatisch: «Meine Kleine, meine Süsse», beinahe hätte ich «mein Liebling» gesagt; sie ist reizend, mit ihrem netten Anzug, ihrer anmutigen Figur und ihrem zerzausten Haar, während sie wie ein kleines Mädchen weint und ihre Wimperntusche zerläuft. «Ich habe Angst, ich habe Angst um sie»; sie

²³ Lycée Molière.

²⁴ Ihr erster Ehemann.

²⁵ Ihr Chef und Freund.

²⁶ Im Original: «mots de piège» – Ausdruck von «cette dame», Madame Morel (die Madame Lemaire aus *In den besten Jahren*, S. 33), enge Freundin von Guille, dann von Sartre und von Simone de Beauvoir. Sie nannte die Homosexuellen «pièges à loups», «Wolfsfallen».

hängt noch an Bost, von dem sie mir ein kleines Foto zeigt, auf dem er wie ein junger Strafgefangener aussieht – ich schüttele sie. Ich bin knüppelhart heute, totes Holz. Ich begleite sie zu Fuss zur Gare Saint-Lazare; schöne Anlagen am Carrousel – viele Leute auf den Boulevards. Gégé spricht von Nogues und von Pardo; sie ist verbockt, verspannt, schrecklich nervös.

Ich fahre mit der Métro zurück. Eine ungeheure Schlange in der Gare Saint-Lazare; die Métro fährt an vielen Stationen durch, das kommt einem komisch vor. Ich steige an der Métrostation Solférino aus und gehe ins *Flore*, wo ich an Poupette und an Védrine schreibe. Pardo kommt und bricht in Klagen aus; er hat Tränen in den Augen und Fieber, er dreht durch; sein Freund Philippe Aberi (?) grüsst uns; er erzählt die Geschichte von den Freiwilligen des Todes. Péricard, von dem «Debout les morts!» stammt, hat das erfunden: ein Aufruf an alle Lahmen und Kropfleidenden, dem Vaterland ihr Leben zu opfern, da sie nichts verlieren, wenn sie das Leben verlieren. Er liest aus einem tollen Brief eines Burschen vor: Ich bin zweiunddreissig Jahre alt, einarmig, einäugig, ich glaubte, mein Leben habe keinen Sinn mehr, aber Sie haben mich wieder mit dem Dasein versöhnt, indem Sie mir die ganze Grösse des Wortes «Dienen» zurückgaben; und der Bursche endet mit der Bitte, man solle auch die Halbirren einsetzen. Madame Patisson, Gräfin Montinori (?), von der Poupette oft gesprochen hat, teilt mit, dass sie sich bei den Garibaldi-Freiwilligen gemeldet hat. Gespräche. Der Geschäftsführer vom *Flore* verkündet, das Café werde ab morgen geschlossen sein; das ist traurig für mich, das war eine hübsche kleine querencia²⁷. Spassig, die Leute in Uniform zu sehen: im

²⁷ Dem Vokabular des Stierkampfes entlehntes Wort, das einen Ort bezeichnet, an dem man sich in Sicherheit fühlt.

Flore Breton als Offizier, im *Dôme* den kleinen Mané-Katz²⁸ als Soldat aus dem letzten Krieg.

Der Ungar kommt herein – er setzt sich mir gegenüber hin und teilt mir stotternd und etwas hochtrabend mit, er melde sich freiwillig; ich frage ihn «Warum?», und er macht eine vage Handbewegung – ein halbbetrunkener, halbverrückter Flieger neben mir sagt edelmütig zu ihm: «Monsieur, gestatten Sie, dass ich Sie zu einem Glas einlade.» Sie trinken Schnaps und diskutieren über die Fremdenlegion, der Ungar möchte sich nicht gern unter den Pöbel mischen. Man spricht von Luftangriffen; der Flieger glaubt nicht an Gas, aber an Luftminen und rät, in die Luftschutzkeller zu gehen. Alles spricht von Alarm in der kommenden Nacht; noch nie war Paris so dunkel. Gégé und Pardo kommen zurück, sie sind furchtbar nervös und deprimiert; wir fahren mit dem kleinen Auto zum *Dôme* –, schwarze Nacht. Ein Tisch auf der Terrasse; ich erzähle ihnen Geschichten, obwohl ich starkes Kopfweh habe. Um 10 Uhr $\frac{1}{4}$ gehen wir nach Hause; ich schlafe wegen des angekündigten Luftangriffs wieder bei ihnen, und ich schlafe himmlisch.

Nacht – Gégé kommt ins Zimmer, ich glaube, sie will ihre Koffer packen, aber es ist wegen der Sirenen. Abscheulich, plötzlich wieder den Krieg da zu haben; kurzer Gedanke an ihr Leben dort, das ist abscheulich. Wir sehen aus dem Fenster, die Leute laufen oder rennen zu den Luftschutzkellern; schöner Sternenhimmel, Mondschein. Wir gehen hinunter bis zur Wohnung der Concierge, die sich schon die Gasmaske aufgesetzt hat, dann gehen wir wieder hinauf, überzeugt, dass es falscher Alarm ist. Gégé und Pardo sehr nervös: Gégé findet ihren Morgenrock nicht, Pardo stöhnt, man müsse Paris schnell verlassen. Es ist 4 Uhr. Ich schlafe wieder fest ein, bis 7 Uhr, als ich die Entwar-

²⁸ Der Maler.

nung höre. Die Leute kommen aus den Luftschutzkellern; zwei verrückte Frauen in geblühten Morgenröcken mit Wäschestücken um den Kopf: wohl statt Gasmasken. Ein Mann fährt mit umgehängter Gasmaske auf dem Fahrrad vorbei und schreit: «Diese Schweine!»

5. September

Die Nacht wirkt noch im Wachsein nach. Ich glaube, wenn es nur mehr Bewegung und Gefahr gäbe, würde man sich mehr mit sich selbst beschäftigen, und der Gedanke an die anderen wäre erträglicher. Fast angenehme Stunde. Wir trinken Tee. Die Zeitung spricht von «zunehmenden Frontkontakten»; wie sauber und höflich! Derselbe Ausdruck wie für Diplomaten. Ein kleines Skriptgirl aus dem *Flore* trifft ein; sie wollen sie mitnehmen, sie ist verstört vor Traurigkeit und Angst, sie denken nur daran abzuhausen. Sie erzählt, vorgestern habe sich ein schreckliches Eisenbahnunglück in Les Aubrais ereignet: hundertzwanzig Tote – und auf den Strassen viele Unfälle. Sie ist völlig ungekämmt; sie behauptet, die Frauen schminkten und frisierten sich nicht mehr, was so ziemlich stimmt. Ich lese ein bisschen im Tagebuch von Gide, während sie herumschwirren und die Koffer fertigpacken. Ich bedaure nicht, dass sie wegfahren: im Moment möchte ich lieber allein leben, arbeiten, meinen Kopf beschäftigen. Mir persönlich gefällt die Beschränktheit der Mittel, die mir zur Verfügung stehen; schon immer habe ich mir gern Situationen vorgestellt, in denen man fast ohne Dinge auskommen muss: äusserste Armut oder Krankheit oder Dorf oder Provinz. Ich bin ziemlich gut dran, und die geringsten Dinge erscheinen mir wie ungeheure Reichtümer: ich habe einige Bücher, die Platten von Gégé, Kino. Aber ich ahne, in zwei oder drei Tagen wird mich

dieses Spiel umso mehr anwidern, als das Fieber fallen wird, und etwas Kräftigeres wird nötig sein.

Sie fahren ab, Gégé witzelt über ihr zugeknötetes Kopftuch. Ich lese im Bett, ich hole meine Post – Brief von Sartre, es treibt mir die Tränen in die Augen, wenn er schreibt: «Ich fühle mich absurd und ganz klein.» Seine kleine Person aus Fleisch und Blut treibt mir Tränen in die Augen, aber alles Übrige fehlt mir nicht, ich habe es nicht verloren. Der Brief ist alt, vom 2. September abends. Ich gehe ins *Dôme*, und ich schreibe an diesen Notizen. Da ist F. Barrey*, die dem uniformierten Kisling²⁹ zuruft: «Zum zweitenmal in diesem Zeug, Ärmster!» Der Boubou³⁰ kommt vorbei, er erzählt mir, wie die Nutten gestern Abend mit umgehängter Gasmaske auf dem Strich waren. Tabouis von *L'Œuvre* ist immer noch optimistisch; es gibt immer noch Leute, die nicht an Krieg glauben. Ich höre das ohne den geringsten Anflug von Freude. Ich sage mir, «sie würden zurückkommen», und ich versuche, mir ihre Rückkehr vorzustellen, ohne in Freude auszubrechen. Ich glaube, gerade diese Gleichgültigkeit ist die Abwesenheit von Gewissheit.

Ich esse mit dem Boubou in der *Coupole* – ich nehme eine Toulouse-Esau³¹, ohne dass Erinnerung aufzuckt, ich bin allmählich hart genug, um Wahrnehmungen, Erinnerungen nicht mehr zu fürchten. Der Boubou ist ernst und wichtiguerisch, er sagt mehrfach, «es ist tragisch», als ob sich die wahre Tragik der Situationen nur ihm allein in ihrer Authentizität enthüllte, und er

* Vgl. *In den besten Jahren*, S. 328: «Fernande Barrey – ehemalige Frau von Foujita».

²⁹ Der Maler.

³⁰ Spitzname von Gérassi.

³¹ Wurst mit Linsen, eines von Sartres Lieblingsgerichten.

sagt, er werde sich ein lustiges Leben machen; dabei kommt er sich heroisch vor und wiederholt, an der Front sei es weniger unangenehm als in der Etappe – er ist von so tiefem Egoismus, dass er erschüttert ist, sobald etwas seine Sensibilität berührt: nicht von der Sache selbst, sondern weil er berührt ist – und das teilt er einem wichtigtuersich mit. Er verabschiedet sich früh; ich gehe zur Post und rufe Madame Maney an, dann zur *N.R.F.**, um Geld zu holen, aber sie ziehen um. Ich setze mich auf die Terrasse der *Deux Magots*: Das *Flore* ist geschlossen. Capri, Sonia und ihre dunkelhaarige Freundin sind da. Capri denkt daran, nach New York zu gehen. Ein kleiner Krampf, als ich mich hier hinsetze: das Fenster von Bost³², Bost, wie er den Platz überquert (vor unserer Liebe), ich sehe ihn so richtig vor mir. Ich würde gern Weggehen, ich bleibe aber sitzen, man kann nicht alle Erinnerungen vertreiben, man sollte sie nicht mehr spüren. Gleichgültigkeit gegen alles – ich bin immer noch nicht unglücklich. Man spürt noch nicht, dass wirklich Krieg ist; man wartet. Worauf? Dass es aufhört, dass Bost verwundet wird oder auf den Schrecken des ersten grossen Angriffs – aber im Moment ist es fast wie eine Farce, die Leute mit den Gasmasken, diese «ernsthaften» Mienen, ihre Wichtigtuerei, wenn sie vom Alarm der Nacht reden, die geschlossenen Cafés; es ist nur die Kehrseite, und sobald das erste Fieber fällt, wird alles entblösst, nackt und langweilig sein. Die Langeweile hat sich noch nicht eingestellt, aber sie droht, es ist wie bei einer Krankheit, da genügt das Rinnen des Regens oder ein Lichtkreis, um die ersten Fiebertage auszufüllen; und dann zieht es sich endlos trübe dahin. Ich kriege allmählich Lust, zu leben und mich nicht immer

* Die *Nouvelle Revue Française* im Verlagshaus Gallimard.

³² Rue de l'Abbaye, wo er bei seinem Bruder wohnte.

nur treiben zu lassen. Schreiben, denken... aber man brauchte einen Halt, man ist im Ungewissen, man weiss weder, wie es draussen, noch, wie es in einem selbst weitergehen wird.

Eine Verordnung bezüglich der in Frankreich ansässigen Deutschen; sie werden in Internierungslager gesteckt. Die Uniprix-Warenhäuser machen durch Anschläge bekannt: Französische Firma – Französisches Kapital.

Sonia, die vorher so forsch sagte, sie würde in Paris bleiben, bebt vor Angst – sie reist ab – sie machen Reisepläne. Es ist witzig, was für Angsthhasen und Feiglinge die Leute sind, überall hört man ängstliche Bemerkungen über den Alarm der Nacht. (Deutsche Aufklärer sollen die Grenze überflogen haben, heisst es.) Wie können sie sich so mit sich selbst beschäftigen? Letztlich ist es hier kaum interessant, gerade eben ein bisschen pittoresk, schliesslich widert es einen an.

Wie die Tage vom Morgen bis zum Abend langsam immer düsterer werden – langsam, so langsam. Das müsste man beschreiben: Die Place Saint-Germain-des-Prés so tot unter der Sonne, Männer in Monteuranzügen schleppen Sandsäcke, düstere Gesichter; der Erdnussverkäufer ist da; ein Mann spielt auf einer kleinen Flöte. Und schweigend verstreicht die Zeit.

Ich lese Gides Tagebuch von 1914 – viel Ähnlichkeit mit jetzt.

Hin und wieder unerträgliche Angstanfälle, das grässlichste Gefühl, das es auszuhalten gibt. Die Erinnerungen sind durch Herzenskälte entschärft, aber dass dieser Satz gesagt, geschrieben werden kann: «Der kleine Bost ist tot», ist zum Schreien und Wegrennen. «Sartre ist tot», ich weiss, dass ich diesen Satz nie zu jemandem sagen würde.

Die Kommuniqués sagen nichts. «Die militärischen Operationen verlaufen normal.» Sind schon Leute gestorben?

Und all das wird Tage dauern.

Ich kann es nicht mehr aushalten, und ich werfe mich in ein Taxi, um meine Post zu holen. Ein Brief von Kos., sehr nett, ich hätte sie gern bei mir, ich fühle mich schrecklich einsam; ich schreibe ihr eine kleine Nachricht und auch an Bost, aber ich höre bei *Rey* jemanden von Vorstoss auf die Siegfriedlinie sprechen, und ich stelle mir einen Angriff vor, Tote, ich bin von einer wahnsinnigen Panik ergriffen. Ich schreibe meinen Brief auf Teufel komm raus fertig und gehe ins *Dôme*, wo ich den Ungarn wiedertreffe, aber ich halte es kaum noch aus. Wir essen auf der Terrasse eines kleinen Restaurants am Boulevard Montparnasse zu Abend; er erklärt mir, er habe sich freiwillig gemeldet, weil er weder nach Ungarn zurückkönne noch in Frankreich irgendeine Möglichkeit habe; der Abend beginnt grässlich, er redet Platitüden, die mich keine Sekunde lang fesseln, und ich möchte am liebsten schreien und wegrennen. Als er mir schliesslich sagt, er habe mich mit einem charmanten jungen Mann bei *Dupont* gesehen, breche ich in Tränen aus; das entspannt; ich trinke Rotwein, ich bringe ihn zum Sprechen, sprechen, ohne irgendetwas mehr zu denken, während die Nacht um uns herum dichter wird. Wir gehen ins *Vikings*³³ und trinken Aquavit, es ist dort wie in einer Totengruft; ich bin völlig besoffen, ohne viel getrunken zu haben, ich fasele irgendwas daher, und er küsst mir die Hände und sagt, ich sei deliziös, nie habe er mich so gesehen – ich bin ihm so dankbar, diesen Abend auszufüllen, wie eine Ertrinkende greife ich danach. Ich glaube, wenn er wollte, würde ich mit ihm schlafen, obwohl er mich anwidert, so sehr ist mir alles egal, so sehr möchte ich mich im gegenwärtigen Augenblick verlieren. Er erzählt mir amüsante Dinge über seine Sexualität: er ist ein Masochist, so sieht er aus, er kann nur mit Frauen

³³ Rue Brea.

schlafen, die physisch stärker sind als er, in deren Armen er sich wie ein kleines Kind fühlt; das ist ein Problem, er ist nämlich riesig. Er hat eine gefunden, die er aus dem Bordell herausgeholt hat und die ihn mit ausgestreckten Armen hochhob. Als er in ein eher zartes junges Mädchen verliebt war, musste er sich einreden, sie sei ihm intellektuell überlegen, und wenn er mit ihr schlafen wollte, erfand er Tricks: er wiederholte sich die Worte «unendlich», «ein grosses Meer», «sich im Meer verlieren», und dann ging es. Er nimmt mich mit zu sich, um mir Teile aus seinem Roman über Stépha zu übersetzen, er faselt herum und ödet mich an. Ich werde ihn nicht wiedersehen. Durch tiefe Nacht gehe ich nach Hause, Mitternacht, alles ist geschlossen. Noch niemals bin ich in einer solchen Finsternis allein gewesen. Ich gehe zu mir und schlafe ein.

Nacht – Laute Explosionen machen mich wach; ich verstehe nicht gleich; schauerlich, ein Moment der Bestürzung, als ich meine Kleider im Dunkeln suche und sie nicht finden kann; wieso haben die Sirenen nicht geheult? Ich wickle mich in eine Decke ein und lehne mich über das Treppengeländer; ich höre ruhige Stimmen: «Das sind die Maschinengewehre – Und die Sirenen? – Vor einer Stunde haben sie geheult.» Ich ziehe mich schnell an und gehe runter; die Leute sind ruhig – man hört keine Kanonen mehr, und nach 10 Minuten gehe ich wieder rauf und lege mich angezogen hin; dann, als Entwarnung gegeben wird, ziehe ich mich aus und schlafe etwa bis 10 Uhr; ich träume von einem Bus, der auf Sartre zurollt, um ihn zu überfahren, und dass ich vor Angst in Ohnmacht falle.

6. September. Mittwoch

Ich stehe auf und hole meine Post: nichts. Ich gehe zu *Rey* und lese *L'Œuvre und L'Ordre*, dann *Marianne*. Keine Kreuzworträtsel mehr, all diese Spiele sind verboten, man fürchtet chiffrierte Nachrichten. Ich lese Gide, als plötzlich der eiserne Rolladen laut heruntergelassen wird und die Leute losrennen; ich gehe zu mir, Sirenen; ein bisschen Aufregung: «Wird das die ganze Zeit über so sein?»; die Leute stehen in kleinen Gruppen auf der Strasse herum, wirklich ruhig; die Hotelwirtin spült ihr Geschirr weiter; ich lese in meinem Zimmer. Bald wird Entwarnung gegeben. Ich lese weiter, dann esse ich auf der Terrasse vom *Dôme*. Ich lese den *Canard enchaîné*, ziemlich witzig, ich sehe ihn mir wegen seiner Possensammlung an. Der Boubou kommt; ich begleite ihn zum Essen. Laut *Paris-Midi* sind an der Front noch keine richtigen Schlachten im Gang, was für eine Erleichterung! – ich bin ruhig. Wenn ich gestern Abend Blödsinn gemacht hätte, würde ich es jetzt bitter bereuen, ich muss mich also vor den Abenden hüten. Morgens finde ich *mich*, trotz allem, in *meinem* Leben zurecht und glaube aufs Neue, dass ich sie wiedersehen werde und dass meine Beziehung zu ihnen wie in Friedenszeiten weitergehen wird. Der Boubou sagt, dieser Krieg kommt ihm wie ein «Attrappenkrieg» vor, wie die Attrappen aus den Schabernackläden: ein Scheinkrieg, einem echten ganz ähnlich, aber ohne was dahinter. Diesen Eindruck hat man wohl im Augenblick, wenn er nur andauern würde! Wir spielen eine Partie Schach bei ihm, fade, wir spielen zu schlecht. Dann gehe ich zu *Dupont* und schreibe an Kos., der ich 50 Francs schicke, damit sie kommt – und an *Védrine*. Ich schreibe auch. Ich lese Gide. Andauernd rasen Feuerwehrautos und Ambulanzen mit ihrem schrillen Gekreis vorbei. Ich habe den ganzen Tag über so gut wie an nichts gedacht.

Bei mir ein kleiner Brief von Sorokine – im *Dôme* schreibe ich an Bost und lese weiter bis 9 Uhr. Annähernd ruhiger Abend bei Gérassi; wir trinken Cognac und hören Radio: ein bisschen Mozart, ein bisschen Bach. Grosses Vergnügen, wieder Musik zu hören. Ich schlafe dort, im kleinen Zimmer oben. Kein Alarm.

7. September. Donnerstag

Gérassi hat mich ein wenig beruhigt, als er mir sagte, man würde nicht gerade die neu Eingezogenen an die Front schicken; man habe erst sehr wenig gekämpft. Ich fürchte mich Tag um Tag, ich denke nicht an den nächsten Monat, sondern sage mir nur: in diesem Augenblick lebt er. Ich habe gut geschlafen, und der Tag beginnt wie ein normaler Tag. Tag ohne Verdruss trotz der Leere, als ob man in einer fremden Stadt wäre, allein, mühsig; die Neuartigkeit des Objekts, sein Reichtum, rechtfertigen jede Stunde, und die Langeweile findet keinen Raum.

Ich bin Montparnasse zärtlich zugetan, diesen halbleeren Caféterrassen, dem Gesicht der Telefonistin im *Dôme*, ich fühle mich heimisch hier. Eine gewisse menschliche Stabilität, die für mich die Stabilität der Welt selbst darstellt. Eine Vertrautheit, die die «bange Enthüllung» verhindert. Ich setze mich auf die Terrasse des *Dôme*, lese Gide und trinke einen Kaffee, und bald darauf spricht mich jemand an, ein abscheulicher, narbiger, fast buckliger Mann mit Zahnlücken, den wir oft im *Dôme* gesehen haben. «Jemand, der Gide liest! Man könnte meinen, es gibt die grosse Dummheit gar nicht», sagt er zu mir, und er spricht über Sartre und über Wanda³⁴

³⁴ Jüngere Schwester von Olga Kosakiewicz.

und wundert sich, weil man uns früher zusammen mit der Großen gesehen habe, und jetzt sähe man Sartre allein mit der Kleinen. Er ist dumm; er erzählt mir, die Frau von Breton habe gestern auf der Terrasse der *Deux Magots* einen Skandal verursacht, weil sie aus Leibeskräften schrie «Dieser Scheisskerl von General Gamelin»; er heisst Adamov und ist irgendwie mit den Surrealisten bekannt. Ich schlage eine Stunde tot, indem ich mit ihm rede, dann gehe ich zu mir; zweiter Brief von Sartre, der noch in Nancy herumhängt. Ich gehe in das kleine Restaurant *Pagès*³⁵, wo ich für 10 Francs sehr gut esse, dann trinke ich mit dem Boubou Kaffee – ich habe *Marie-Claire* gekauft, das Wort Krieg taucht darin nicht ein einziges Mal auf, und doch ist die Nummer ganz darauf abgestellt. Auf der Toilette des *Dôme* macht eine Hure ihr Gesicht zurecht; sie erklärt geheimnisvoll: «Ich benutze keine Wimperntusche, wegen der Giftgasgefahr.» Ich gehe zum Friseur, er macht mir eine schöne Frisur; als ich rauskomme, bin ich traurig, dass ich mich niemandem zeigen kann, den ich liebe. Ich gehe ins *Dôme* und lese. Gegen Ende wird Gide geradezu kindisch, er ist beschränkt und pedantisch, und was Politik und Wirtschaft angeht, ödet er mich unheimlich an – und was für ein Leben voll Höflichkeit. Adamov schneit wieder herein, spricht poetisch über Irland und zeigt mir ein ungeheuerliches Manuskript; Leere, Platitüde, Aufgeblasenheit; die Welt ist wohl von Masochisten bevölkert! Er redet von Stöckelschuhen und von verdreckten Sandalen, die ihm das Gesicht zerfleischen, ich wüsste gern Genaueres – zum Auswachsen, sogar in Kriegszeiten.

Ich bin jetzt in diesem Leben eingerichtet, ich hole Kleider in der leeren Wohnung³⁶, ich ordne die Kleider, die Bücher, ich

³⁵ Rue Delambre.

³⁶ Die Wohnung ihrer Ekern in der Rue de Rennes 71.

richte mich ein. Ein Brief von Sartre, der eine Adresse angibt; er scheint ziemlich in Sicherheit zu sein – ein Augenblick wirklichen Glücks mit diesem Brief. Ich esse einige Crêpes in der Rue Montparnasse, ich lasse mich im *Dôme* neben dem kleinen Deutschen und dem Pseudo-Hitler nieder, der mir im Vorbeigehen den Kopf streichelt, und ich schreibe einen riesigen Brief an Sartre. Ich gehe schlafen.

Freitag, 8. September

Der Tag beginnt ganz gut. Der Ungar ruft mich um 9 Uhr an, und ich treffe ihn im *Dôme* zum Frühstück; noch nie war das Wetter so strahlend – er gesteht mir, dass er kein Ungar ist, sondern slowakischer Jude; er erzählt mir Geschichten über seine Mutter, uninteressant, und auch von Halluzinationen bei Alkoholgenuss. Im Taxi mit ihm zu Védrine, um die Manuskripte zu holen; sehr leichte Rührung vor der leeren Wohnung und den gut geordneten Aufzeichnungen in ihrer Schublade. Ich gehe bei mir vorbei, ich schreibe an Sartre, ich esse zu Mittag. Der Boubou kommt wieder ins Restaurant an der Rue Vavin, und wir trinken zusammen Kaffee. Gestern hat er Ehrenburg und Malraux gesehen, über den er nichts Interessantes zu erzählen hat; Malraux versucht, den Ausländern zu helfen, die gezwungen werden, in die Fremdenlegion einzutreten; eine slowakische Armee wird aufgestellt; 150'000 amerikanische Juden haben sich bereit erklärt, eine Armee zu bilden, aber das Neutralitätsabkommen soll offenbar verschärft werden, und sie werden wohl nicht kommen können. Die Zeitungen verkünden eine «Verbesserung unserer Positionen» und sprechen von «heftigen Kämpfen zwischen Rhein und Mosel»; Gérassi behauptet, an der Siegfriedlinie seien schon einige Festungen gefallen – es

schnürt mir das Herz zusammen; ich schaffe es trotzdem, ruhig an Sartre, an Bost Briefe zu schreiben und Gide fertig zu lesen; nachdem ich Sartre das Tagebuch von Gide geschickt habe, gehe ich ins Hotel, und da erzählt mir das Zimmermädchen von einem kleinen jungen Mann, der wie Monsieur Bost gerade seine Dienstpflicht beendet hat und jetzt an der vordersten Linie steht, im Bombenhagel; hatte er zwei Jahre oder nur eines hinter sich, ich weiss es nicht, aber ich bin von Entsetzen gepackt. Der Ungar trifft ein, übergibt mir eine riesige kugelförmige Uhr aus Glas, die mindestens 1 Kilo wiegt, und Bücher, er vertraut mir auch Manuskripte an – wir trinken einen zusammen, aber es schnürt mir die Kehle zu, ich muss allein sein; er ist im Übrigen halb betäubt von Pernods, wir verabschieden uns. Ich fahre mit der Métro zur Gare du Nord, dann zu Fuss die Boulevards von Montmartre entlang, die Rue de Clichy, die grossen Boulevards. Zustand unerträglicher Angst, nur das Gehen hilft ein bisschen. Ich hatte mir vorgenommen, bei diesem Spaziergang nicht mehr zu fliehen, an Bost mit seinem Helm, seinem Mantel, seinem Gepäck, an sein armes Gesicht zu denken; ich wollte auch einige Erinnerungen wachrufen, aber es ist unmöglich, ich kann mich dem nicht stellen, sofort dreht sich mir der Magen um, werden die Lippen trocken, so dass ich mich wieder nur um mich selbst kümmern kann, nicht schluchzen, nicht schreien, und ich laufe und fliehe wieder vor den Bildern. Grauenhafter Zustand; fast jeden Abend so, Bost ist tot; morgens ist er manchmal lebendig; aber heute war ein besonders schlimmer Abend. Vorhin als ich zu Abend ass und las, habe ich eine Seite übersprungen, auf der das Leben in den Schützengräben beschrieben wurde; ich kann mir nicht abverlangen, mir diese Szenen vorzustellen, das wäre eine nutzlose Folter.

Acht Tage Kampf, wofür? als ob ich auf ein Wunder wartete, aber 8 Tage haben mich um keinen Schritt vorangebracht, es

fängt gerade erst an. Zu diesem Gedanken müsste man sich durchringen, aber ich kann nicht. Ich weiss nicht, wo ich den Krieg anpacken soll, nichts Fassbares, wie de Roulet³⁷ über Krankheit sagte, eine ewige Drohung. Zeitweilig empfinde ich den Angstzustand als Krise, der man seinen Tribut entrichtet, aber Einhalt zu gebieten versuchen muss – und dann wieder erscheint er mir als der Augenblick der Wahrheit, und alles übrige als feige Flucht. Übrigens, nein, es ist nicht einmal Wahrheit, es ist nicht Erfassen irgendeines Objekts, es ist nur eine zur Panik gesteigerte Flucht.

Keine Empfindung beim Anblick der Überreste des *Maison Rouge*³⁸, bei nichts; ich wäre sehr bewegt, wenn es sich um einen Bruch handelte. Denn, wie Sartre sagte, bei einem Bruch muss man auf eine Welt verzichten, die noch da ist und einen von allen Seiten festhält, und das Losreißen ist furchtbar. Jetzt ist die Welt ein für allemal zerstört, es bleibt nur ein formloses Universum. Jede Melancholie, jede Zerrissenheit verbietet sich. Man müsste wenigstens eine Hoffnung haben.

Ich gehe bei mir vorbei. Auf der Place Edgar-Quinet heben die Leute den Kopf und sehen zu, wie dicke graue Würste* in einen grau-rosa Himmel steigen. Kein Brief. Ich esse zwei Crêpes und gehe ins *Dôme*, wo ich dies schreibe. In den Cafés muss man jetzt sofort bezahlen, damit man bei Alarm gleich aufbrechen kann.

Gérassi hat vor zu malen. «Wenn ich das mache», sagt er, «werde ich vor meiner Vitalität Achtung haben; Ehrenburg fin-

* Unbemannte Fesselballons, an deren Drahtseilen Flugzeugen die Flügel «abgeschnitten» werden sollten.

³⁷ Ehemaliger Schüler von Sartre, der Knochentuberkulose hatte. Freund und späterer Ehemann der Schwester von Simone de Beauvoir.

³⁸ Nettes Restaurant am Montmartre, wo sie häufig mit Bost oder Sartre gewesen war.

det alles, was ich mache, unglaublich vital.» Er geht mir auf die Nerven; er trödelt herum, das ist alles. Ich möchte gern arbeiten und hart sein. Aber heute Abend fühle ich mich dazu kaum aufgelegt. Deprimierend. Alles könnte erträglich sein, Einsamkeit, Abwesenheit, wenn nur diese schreckliche Angst nicht wäre. Es ist unmöglich, sie lange zu ertragen; nach ein, zwei Stunden sinkt sie, es bleibt nur ein mattes Kopfweh. Und trotzdem, dasselbe Gefühl, wie es Sartre während seiner Leberkolik³⁹ hatte. Der wirkliche Schmerz, das wirkliche Grauen, muss stärker sein als das.

Der Boubou kommt vorbei und schlägt mir eine Partie Poker vor; ich zögere und gehe dann doch mit; wir trinken ein wenig, wir spielen, ich schaffe es, mich ein bisschen für das Spiel zu interessieren, aber der Grundton meiner Stimmung ist schrecklich düster. Um Mitternacht gehe ich nach Hause und finde einen Zettel vor: «Ich bin hier, auf Zimmer 20, am Ende des Ganges. Kos.» – Gemischtes Gefühl von Freude und etwas Angst, ein Stück meines Lebens wiederzufinden. Ich klopfe bei Zimmer 20, und eine laute Männerstimme antwortet – dann irre ich mit meiner Kerze (seit zwei Tagen habe ich keinen Strom mehr) durch den Korridor und höre auf die Geräusche; der Russe von gegenüber kommt aus seinem Zimmer und sieht mich misstrauisch an. Schliesslich klopfe ich bei Nummer 17, wo ich Kos. im Halbschlaf finde; ich bleibe, und wir unterhalten uns bis 3 Uhr morgens.

³⁹ In Wirklichkeit handelte es sich um Nierenkoliken.

Samstag, 9. September

Ein Tag, fast als ob es keinen Krieg gäbe. Ein Moment der Ruhe, der mich in Erstaunen versetzt, wie wenn plötzlich die Seerkrankheit nachlässt, wenn man an Land geht, obwohl man glaubte, das Schlingern würde nie aufhören. Unter der Post finde ich einen Brief von Sartre, der ziemlich ruhig zu sein scheint – und schliesslich einen Brief von Bost, der im Moment in Sicherheit ist. Es ist wie die Lösung eines Schraubstocks, wie eine physische Befreiung, einen ganzen Tag lang werde ich ohne Angst leben. Mit einem Schlag finde ich zwar nicht Erinnerung wieder, doch wenigstens eine Zukunft: wir werden alle wieder zusammenkommen, uns lieben, arbeiten, das Leben wird wieder einen Sinn haben.

Kos. und ich gehen ins *Dôme* – neben uns sitzen zwei kleine Lesben, die eine zankt sich mit dem Kellner herum, sie scheint sehr nervös: «Ich spreche nicht mit Kellnern», sagt sie; und der schnurrbärtige Kellner, gutmütig und drohend zugleich: «Aber die Kellner haben Ohren, um zu hören, und sie können es weitersagen, und das Gefängnis von Vincennes ist nicht weit.» Kos. erzählt mir, wie der Krieg Laigle⁴⁰ verändert hat: Züge von Flüchtlingen, denen Pfadfinder auf rohe Art die Kinder entreissen, um sie mit Kondensmilch vollzustopfen – elegante Damen, die auf den Strassen der Stadt flanieren, Soldatenzüge, die die ganze Nacht durchfahren, voll von Männern und wiehernden Pferden, und ein unaufhörliches Hin und Her der Waggonen auf dem Bahnhof; nur die Neger sangen. Wir lassen uns bei Gégé nieder, Mittagessen Rue Vavin, dann kommen wir hierher zurück, und ich schreibe an Sartre und an Bost; wir beenden den Nachmittag in den *Deux Magots* –, bekannte Gesichter, Sylvia Bataille ist da.

⁴⁰ Wohnsitz ihrer Eltern.

Es ist sehr schwül. Wir gehen zu Fuss zum *Dôme*, wo wir eine Weile in völligem Dunkel sitzen; es wimmelt von Leuten, wir haben in der Crémérie* Rue Delambre zu Abend gegessen und den Boubou kurz gesehen; er sagt, in Polen stehe es schlecht, Warschau sei gefallen.

Wir gehen gegen 10 Uhr nach Hause, wir hören ein bisschen Musik und legen uns schlafen. Erstaunen über diesen Tag, der fast einem Tag von früher glich; kurzer Ausblick auf das Leben dieses Jahres: Unterricht, Kos. sehen, das ist alles, und zum erstenmal Gefühl von Verlust eines Glücks; weil ich mich von neuem ganz in *meinem* Leben fühle, spüre ich, dass dies Leben um so viel ärmer geworden ist. Aber das ist ein trügerisches Gefühl; es wird nicht bloss ein ruhiges Jahr voller Langeweile sein; die Angst wird zurückkommen; demnächst wird wirklich gekämpft werden. Ich bin immer noch furchtbar auf die Gegenwart beschränkt.

Sonntag, 10. September

Zweiter Tag Ruhepause. Ich glaube, ich muss mich für eine Weile in dieser Art Ferien einrichten. Ich stehe gegen 9 Uhr ½ auf, wir trinken Tee und reden, der Vormittag vergeht in grosser Musse. Ich gehe gegen 11 Uhr bei meiner Grossmutter vorbei⁴¹ und treffe sie in Gegenwart einer Luftschutzhelferin an, die sie zur Abreise überreden will: «Vor allem die Kinder und die alten Leute werden evakuiert», sagt sie. Meine Grossmutter legt die Hände auf ihren kleinen Spitzbauch, und dann kommt aufsässig und verstockt: «Aber ich bin kein Kind»; wirklich senil. «Wun-

* Kleines Restaurant mit Milchausschank.

⁴¹ Rue Denfert-Rochereau91.

derbarer» Brief meiner Mutter über den Krieg, in dem sie behauptet, man habe in Saint-Germain-les-Belles einen Spion verhaftet, der den Zug Paris-Toulouse habe entgleisen lassen wollen. Ich gehe im Hotel vorbei: ich habe die Boxer⁴² verpasst, die auf der Durchreise in Paris waren. Briefe von Sorokine, die in Salies-de-Béarn Kindern den Hintern abputzt, was entsetzlich zu sein scheint. Brief von Sartre und alter Brief von Bost. Auch eine Benachrichtigung über ein Telegramm, sicher von Védérine, aber um das Telegramm ausgehändigt zu bekommen, muss man die Benachrichtigung auf der Polizei abstempeln lassen, wozu man eine Meldebescheinigung braucht, anschliessend kann man das Telegramm auf der Post abholen. Ich gehe nicht hin; ich treffe Kos., und wir essen bei *Pages* –, Kaffee in den *Deux Magots*-. Sonia ist nicht weggefahren. Agnès Capri trägt ein herrliches blau-grün bedrucktes Kleid. Wir reden, dann gehen wir nach Montmartre, bis zur Place du Tertre hinauf – viele Leute, aber man spürt kaum was vom Sonntag. Wir machen bei *Wepler* halt, dann kehren wir mit der Métro nach Montparnasse zurück. Abendessen in der Rue Vavin zusammen mit dem Boubou, der mir halb absichtlich, halb unabsichtlich wahnsinnige Angst einjagt. Dann gehen wir auf dem Boulevard Saint-Michel spazieren, wo es in der Finsternis herrlich ist. Im Restaurant hat ein Mann Kos. zugeflüstert: «Können Sie tanzen?» Man scheint uns für Freudenmädchen zu halten, oder wenigstens für Frauen, die einen Mann suchen – es gibt in Paris jetzt sehr wenige Frauen, die ein bisschen geschminkt und fröhlich sind, aber es ist erstaunlich, wie man uns überall, wo wir auftauchen, ansieht. Die Seine ist sehr schön in der Finsternis; es scheint, sie allein kann

⁴² Bonnafé, ehemaliger Kollege Sartres im Lycée François 1er in Le Havre, und seine Frau Lili. Er war im Boxsport sehr aktiv.

den Flugzeugen dazu dienen, Paris zu erkennen. Wir trinken einen bei *Capoulade* und gehen nach Hause. Lange Aussprache wegen der Geschichte mit Wanda, auf die Kos. Wut hat – der Abend endet idyllisch. Ich lege mich hin, und während ich in *La Mère* [dt.: *Die Mutter*] von Pearl S. Buck lese, was ein fades Buch ist, höre ich laute Stimmen auf der Strasse: «Licht aus! Licht aus!» Ich versuche zu verhandeln, aber ich höre: «Schiess ihnen die Fensterläden ein... Spione raus!», und ich beschliesse, das Licht auszumachen.

Nachts um 4 Uhr ein kurzer Alarm. Wir gehen in den Luftschutzkeller hinunter, weil Kos. sich nicht sehr sicher fühlt – Bretter auf dem Boden, Stühle, wo wir Platz nehmen – einige Mieter kommen mit kleinen Klappstühlen, die Concierge sagt zu uns, die Stühle gehörten Herren von gegenüber. Unter dem Vorwand, Sitzgelegenheiten zu holen, gehen wir wieder nach oben und bleiben bis zur Entwarnung auf meinem Bett liegen. Ein durchgedrehter Soldat erzählte heute Morgen im Restaurant, zwei Soldaten hätten sich in einer Kaserne aufgehängt, um nicht ins Feld zu müssen, der eine habe seine vier Kinder nicht verlassen wollen.

Montag, 11. September

Um 9 Uhr $\frac{1}{4}$ trinken wir Tee und reden sehr lange, bis Mittag; Kos. erzählt mir den Inhalt eines Buchs von Lawrence, *La mort de Sigmund* [Sigmunds Tod]. Gefühl von Musse, die Zeit hat ihren Wert verloren. Ich habe richtig Lust, jetzt zu arbeiten, aber ich muss noch warten. Mittags gehe ich in meinem Hotel vorbei: Brief von Bost, rührend; er langweilt sich nicht zu sehr und fragt sich, ob er Angst haben wird, wenn auf ihn geschossen wird. Ich hole Védrynes Telegramm ab, sie möchte, dass ich sie besuche,

ich werde hinfahren. Ich schreibe in der *Closerie des Lilas* an Bost. Es regnet in Strömen, aber ich habe gute Laune. Ich kann nicht glauben, dass ich so grauenhafte Augenblicke wie neulich Abend wieder erleben werde.

Um 2 Uhr treffe ich wieder Kos., wir essen in der Crémérie und trinken im *Dôme* einen Kaffee. Der schnurrbärtige Kellner, der Freitag die kleine Lesbe angeschnauzt hat, erzählt: «Mein erster Boche, der war so dick, als wir ihn aufgelesen haben, taten wir ihn in einen Schubkarren, und er ging da nicht rein, wir mussten ihn an den Füßen halten. Als ich verwundet wurde, war ich so beeindruckt, dass mein Blut nicht gerann.»

Wir machen an diesem Nachmittag ganz auf «Frauen in der Etappe»; wir kaufen blaues Pulver, das Kos. in Wasser auflöst, in Öl und sogar in Gégés Sonnenöl, und sie malt die Fensterscheiben an, während ich *Pétrouchka* auflege und eine Menge Briefe schreibe: Sorokine, Védrine, Sartre, und während sie an Bost schreibt, tue ich ganz offiziell dasselbe. Von 3 bis 9 Uhr sind wir dort eingeschlossen geblieben, wir haben die Arbeit mit Tee, Gebäck und Unterhaltung unterbrochen. Wir reden sogar über Toilette, Frisuren, als ob wir ganz normal aus den Ferien zurückgekehrt wären und das Leben wieder beginnen würde. Beim Gedanken an die Trennung von Sartre und Bost spüre ich sogar einen gewissen Verdruss, als ob sie bloss eine einjährige Dienstzeit absolvierten.

Um 9 Uhr gehen wir raus. Unsere Fenster sind herrlich blau; wir gehen durch eine ungeheure Finsternis zum *Dôme*, wir stolpern über die Bordsteine; wir sind sehr lustig. Abendessen in der kleinen, leeren Crémérie; dann sehen wir im *Dôme* Gérassi, umgeben von einer Tischrunde, wir nehmen Platz: ein sehr schöner Grieche, aber von zwielichtiger Schönheit, der schrecklich angeödöt zu sein scheint – ein aus einem Konzentrationslager entkommener Spanier, der stehengeblieben zu sein scheint –

ein herrlicher, sonnengebräunter Spanier –, ein anderer, der mit grossen Gebärden spricht; der kleine Florès, er sagt, er sei von der ganzen Traurigkeit der Welt heimgesucht; eine charmante kleine Spanierin und schliesslich eine Frau, die ich oft dort gesehen habe, eine vage surrealistische Dichterin, die gleichzeitig etwas von Toulouse und von der Mondfrau⁴³ hat: sehr fett, aber Haut, Augen, Zähne sind wunderbar. Sie tobt, weil ein Freund sie zwei Männern vorgestellt hat, die er nicht einmal kannte, und dann nach ihrem Mann gefragt hat (der nicht ihr Mann ist, erklärt sie); sie hat eine ausweichende Antwort gegeben, und der eine Mann hat gesagt: «Madames Äusserungen gefallen mir nicht»; es waren anscheinend *agents provocateurs*. Sie erzählt zwanzigmal ihre Geschichte, sie ist von Angst geschüttelt; all diese Ausländer werden herumgehetzt, viele wollen sich aus dem Staube machen. Gérassi hätte sie gern mit zu sich genommen, um einen zu trinken und zu singen, aber er hat Angst, es könnte Aufsehen erregen. Wir beide gehen allein mit zu ihm, wir hören eine Elegie von Fauré, *U oiseau de feu* [dt.: *Der Feuervogel*] und schöne Variationen von Beethoven über ein Thema von Mozart. Dann gehen wir nach Hause und legen uns sofort schlafen.

Dienstag, 12. September

Kos. wacht müde und mit dem Gesicht eines kleinen, schmol-
lenden Mädchens auf; sie hatte heute Nacht Zahnschmerzen.
Grauer Tag. Ich hole Milch, Eier; die Sitas⁴⁴ kommen erst um 10

⁴³ Sartre hatte sie 1934 in Berlin kennengelernt (die Marie Girard aus *In den besten Jahren*, S. 158).

⁴⁴ Wagen der städtischen Strassenreinigung.

Uhr vorbei, eine Gipsfigur liegt mitten auf der Strasse – alles ist ziemlich düster. Wir trinken Tee, angenehm; immer die gleichen Nachrichten, örtlicher Vormarsch an unserer Front, Widerstand Warschaus. Ich hole meine Post; kurze und düstere Briefe von Védrine, sie möchte, dass ich komme; eine widerwärtige Nachricht von Bost: sie brechen auf, mit Verpflegung für zehn Tage, er weiss nicht, wohin – eine widerwärtige Nachricht von Sartre: er ist nicht bei der Luftwaffe, sondern bei der Artillerie; im Übrigen ärgert er sich, weil er noch keine Nachricht von mir erhalten hat. Wie abgeschnitten, wie fern man ist. Vor allem habe ich Angst, wieder versinke ich im Krieg, die Ruhe von gestern kommt mir närrisch vor; sie werden Bost töten und Sartre wird in Gefahr sein. Ich laufe auf dem Boulevard Arago, ohne dass es mir gelingt, diesen Sätzen wirklich einen Sinn zu verleihen, aber auch ohne mich am Weinen hindern zu können. Ein verzweifelt Gefasstsein auf das Schlimmste und der Gedanke, dass ich im schlimmsten Moment schon sehen werde, ob ich mich umbringe oder ob ich wahnsinnig werde. Die Concierge von Poupette ist nicht da, und ich trinke einen Kaffee bei dem Italiener und schreibe dies; Schreiben beruhigt mich ein bisschen, aber alles ist vergiftet, grauenhaft.

Mittagessen in der Crémérie mit Kos., dann drehen wir eine Runde auf den Champs-Élysées, trostlos. Schlechter Kriminalfilm. Wir gehen zu meinen Eltern rauf und kramen überall herum, aber keine der Erinnerungen berührt mich, ausser dem Geruch der *Orientales* [dt.: *Xus dem Morgenlande*] von V. Hugo. Wir essen in der Rue Vavin zu Abend und gehen vollkommen kaputt nach Hause. Kos. hat sich hingelegt – die Lampe wirkt unter ihrem blauen Tuch wie eine Totenlampe –, ich habe einige Briefe geschrieben.

Warten – worauf warte ich – so werden wir Monate warten, Monate – ich bin es leid, ständig zu fliehen, aber sobald ich

versuche, meine Traurigkeit ins Auge zu fassen, bin ich überwältigt, und es wird unerträglich. Ich muss an Bost wie an einen Toten denken – mein Gott! So viele Dinge in eine Anwesenheit legen, und die ewige Abwesenheit wird niemals etwas Volles und Greifbares sein, sondern ein unbestimmtes Nichts; wie die Vernichtung leicht ist. Unfassbar für ihn wie für mich. Es wirft das Denken aus der Bahn, es ist nichts da, was man begreifen könnte, hätte man auch beschlossen, sich mit Traurigkeit vollzustoßen.

Gérassi hat mir versichert, dass Sartre nicht wirklich in Gefahr ist, aber was weiss er schon?

Diese jungen Engländer, die wir gestern Abend im *Dôme* gesehen haben, wie sie romantisch wirkten – Jugend, Abenteuer, Pariser Nacht nach den Schützengräben –, sie erinnern an eine Seite von John Dos Passos.

Zum erstenmal sehe ich mir abends im Bett Fotos von Sartre an und lese wieder seine Briefe.

Mittwoch, 13. September

Ruhigerer Tag, Trübsinn – man gewöhnt sich, sogar an diese Ungewissheit. Morgens Tee; wir hören die 5. und die 7. Sinfonie – ich hole meine Briefe: Brief von Sartre, der gut arbeitet und den der Krieg «interessiert» – er hat immer noch nichts von mir erhalten. Kleine Nachricht von Toulouse, die mich nach Férolles⁴⁵ einlädt – das freut mich. Nichts von Bost. Ich gehe ins *Dôme* und warte lange auf Kos., wobei ich *Portrait de femme* [dt.: *Bildnis einer Dame*] von H. James lese. Den Boubou kurz gesehen, Stépha wird zurückkommen⁴⁶; er versichert mir wie-

⁴⁵ Landhaus von Dullin bei Paris.

⁴⁶ Sie war in Nizza geblieben.

der, dass Sartre nicht in Gefahr ist. Wir essen in der Cr merie; dann gehen wir in den *Deux Magots* einen trinken; Sonia ist da und Fernandez. Wir gehen zum Zahnarzt in der Trinit , dann zu Fuss zur Gare du Nord, wir kommen mit der Métro nach Montparnasse zurück, wo wir vergeblich versuchen, bei Zuorro⁴⁷ Platten und Bücher zu holen, die Concierge willigt nicht ein. Wir gehen zu uns, wo Kos. Makkaroni kocht. Wir legen *P trouchka* auf, essen zu Abend und entwerfen bis 11 Uhr Kulturprogramme für Kos. – angenehmer Abend, sie ist sehr nett. Ich lese ein bisschen im Bett und schlafe ein.

Donnerstag, 14. September

Ich mag diesen Augenblick, nach dem Tee am Morgen, wenn ich allein meine Post hole, Erledigungen mache, ein bisschen schreibe, ganz allein. Beim Frühstück haben wir über Bost gesprochen, und Kos. hat gesagt, dass es, wenn er sterben würde, für sie ein grosses Unglück wäre, aber so wie es um ihr Verhältnis st nde, würde es an nichts Wesentliches rühren. Das bestärkt mich in meinem Entschluss, niemals ihretwegen auf Bost zu verzichten; es wundert mich auch, dass sie sich die Post nicht nachschicken lässt, dass sie es eine ganze Woche lang ohne Nachricht aushält. Sie ist oft sensibel und rührend, aber von tiefer Frivolität.

Die Kriegsberichte bleiben sich gleich. Die Polen leisten Widerstand, sie haben Lodz zurückerobert, und der Regen behin-

⁴⁷ Freund von Sartre, der ihn 1929 in der Cité Universitaire kennengelernt hatte. Franz sischlehrer; wegen seiner ausserordentlichen Stimme hatte er gehofft, eine Karriere als Opers nger zu machen. Unterrichtete in Rouen, dann in Paris. Marco in *In den besten Jahren*, S. 104.

dert den deutschen Vormarsch. Strenge Einschränkungen in Deutschland und, wie es heisst, Unzufriedenheit. Wenig Bewegung an der französischen Front, für die kommenden Ereignisse werden die Reservisten zusammengezogen. Alles in allem hat der Krieg für uns nicht richtig angefangen. Wenn der Kampf wirklich losgeht, wenn Bost kämpfen wird, wenn auf Paris Bomben fallen werden, dann wird alles anders aussehen. Noch kann man nicht *glauben*, dass es soweit kommt, daher der komische, neutrale Charakter dieser Tage.

In Paris sind die Kinos und sogar die Bars und Tanzlokale wieder bis 23 Uhr geöffnet. Alles wird sich wieder einigermassen normalisieren.

Ich habe mich im *Mahieu* niedergelassen. Ich habe an Bost, an Védrine geschrieben und mit dem Tagebuch angefangen. Im *Bobino*, wo ich Platten ausleihen wollte, war alles geschlossen. Ich bin über die Rue d'Assas und quer durch den Luxembourg zurückgekommen, Totenstille; das Bassin ist leer, ganz modrig; Sandsäcke um das Senatsgebäude. Eine wackelige Absperrung aus Parkstühlen trennt einen Bereich um den Petit Luxembourg ab; dahinter ein Haufen abgeschlagener Äste und Soldaten, die Erde ausheben. Ich frage mich, was die da machen.

Ich komme zu Kosakiewicz zurück, die mir wunderbaren Milchreis gekocht hat; ich kaufe Honig, köstliche Himbeermarmelade. Dann gehen wir auf dem Boulevard Saint-Michel spazieren. Wir gehen in ein Wochenschau-Kino, wo wir *Mickey chasseur d'élans* [Micky, der Elchjäger], was sehr nett ist, und einen dummen amerikanischen Sketch, *Jack le satyre* [Jack, der Satyr], ansehen. Dann gehen wir ins *Dupont*, genau dahin, wo ich mit Bost gefrühstückt habe, und wir sprechen über den Plan von Kos., eine Erzählung zu schreiben.

Wir essen bei *Pagès* zu Abend, wir gehen nach Hause, sie legt sich sehr früh schlafen, und ich lese *Portrait de femme*.

Freitag, 15. September

Sartre hat endlich meinen ersten grossen Brief erhalten, ich bin ganz froh darüber. Immer noch dieselbe kleine Existenz. Tee, Unterhaltung; ich gehe bei mir vorbei, Brief von Bost, von Dienstag, er scheint ziemlich geknickt, er war zwei Tage unterwegs, aber er bittet um Bücher, er bleibt wohl noch ein bisschen in der Etappe. Im *Rallye* schreibe ich ihm und Védrine ein paar Zeilen. Ich treffe Kos. im *Dôme*, und wir kaufen Tabak; die Kellner frotzeln uns an: «Ich hätte gern ein bisschen von diesem Tabak»; wir wirken, als hätten wir Soldatenpatenschaften. Im Waschraum vom *Dôme* machen wir riesige Pakete zurecht. Wir essen in der *Milk Bar*, einen Moment lang macht Kos. in Sachen Politik auf infantil, aber es hält nicht an. Wir schicken unsere Pakete ab. Vor der Post treffen wir auf Levillain⁴⁸ in der Uniform eines Kavallerieoffiziers, forsch; er schlägt mit der Reitpeitsche gegen seine schönen Stiefel, während er mit uns spricht. Offizier vom Scheitel bis zur Sohle, und vor solchen Typen müssen Bost und Sartre strammstehen, das ist lachhaft. Auf der Post ist eine lange Schlange, in der Madame French steht; sie streitet sich mit einem Mann; in diesen Zeiten weitet sich der kleinste Streit gleich zu einer nationalen Auseinandersetzung aus und die wohlmeinenden Schlichter verkörpern bewusst die heilige Einheit der Nation. Wir gehen zu Fuss zum *Dupont* auf dem Boulevard Saint-Michel; ich schreibe an Sartre sowie einige kleine Briefe, und Kos. schreibt an Bost. Dann sehen wir uns *Blanche-neige* [Schneewittchen] an, es ist fade und ziemlich schlecht; während des Films überfällt mich wieder

⁴⁸ Ehemaliger Student aus Rouen, Mitglied der Action Française, der 1889 von Charles Maurras gegründeten katholisch-monarchistischen, dann faschistischen Organisation.

die Angst und eine gewisse Reue und ein verzweifelttes Mitgefühl mit Bost – ich spüre, dass er allein ist, vollkommen allein vor dem Tod und dem Leiden, und das peinigt mich. Wir gehen etwas trostlos zu uns rauf; wir machen wieder Milchreis. Wir führen eine makabre, aber lustige Diskussion über die Frage, ob wir einen zu lädierten Mann umbringen würden. Um 10 Uhr *Vi* geht Kos. schlafen, aber ich kann nicht schlafen. Ich lese *Portrait defemme* zu Ende und fange mit *Jane Eyre** an, was weniger langweilig ist, als ich es in Erinnerung hatte.

Samstag, 16. September

Ich wache um 8 Uhr auf, ich habe schlecht und zu wenig geschlafen. Ich bin schlapp – jedoch muntert mich der Gedanke ein bisschen auf, dass ein anderes Leben auf mich wartet, dass ich andere Gesichter sehen werde. Diese Woche verlief so angenehm wie nur möglich, aber ich möchte gern ohne Kos. sein und ein bisschen was tun. Ich denke wieder an die kleine Karte von Védrine, die ich gestern erhalten habe, und auf der sie mir vorgeworfen hat, dass ich sie noch nicht besucht habe; das ist mir unangenehm.

Tee mit Kos., die ganz liebenswert ist; Unterhaltung über die Komplexe der Leute, ich bin freier und aufrichtiger ihr gegenüber, als ich es je war; sie ist süß, versinkt ganz in dem grossen beigefarbenen Morgenmantel von Pardo, mit ihrem blassen Gesicht und den Lockenwicklern um den Kopf. Wir reden. Ich gehe im Hotel vorbei. Langer Brief von Sartre, über den ich mich unheimlich freue; er ist in einem friedlichen Dorf im Elsass, er arbeitet; der Kontakt mit ihm ist vollkommen aufrechter-

* Von Charlotte Bronte.

halten, er spricht über meinen Brief, das kommt ihm ganz lebendig vor, und mir alles, was er mir sagt. Nichts von Bost. Ich komme zu Kos. zurück. Wir essen; wir kramen in den Briefen von Gégé herum, wir machen in unserer kleinen Wohnung sauber. Es war nett, und ich war die ganze Woche über mit ihr eng zusammen. Ich schreibe einige Briefe, dann verbringen wir, nachdem unsere Koffer gepackt sind, eine gute Stunde mit Rauchen und Reden. Ich verspreche ihr, alles zu tun, damit sie zurückkommen kann. Wir schicken Sartre ein Paket mit Büchern und Papier. Dann trinken wir einen im *Versailles*, und vor der Métrostation Montparnasse verabschieden wir uns ein bisschen gerührt. Eine ganze Lebensweise ist damit zu Ende.

In der Métro und mehr noch in der Gare de l'Est, wo ich Sartre vor zwei Wochen hinbegleitet habe, fühle ich mich wieder in die Welt hineinversetzt, in den Krieg, wieder allein, nur Teilchen einer tragischen Menschheit. Vorher, in diesen Tagen, bis zu dieser Minute hatte ich mein Leben noch um mich herum. Mit Kos. hat es mich verlassen, und Sartre und Bost haben sich entfernt. Allein. Im Zug, an der Tür, blicke ich lange auf die Marne, die ganz poetisch und zart im Abend liegt, und ich bin sicher, dass ich Bost nie wiedersehen werde.

Es schnürt mir das Herz zusammen, dies Café in Esbly, wo ich auf den Zug nach Crécy warte; ich sitze draussen auf der Terrasse, die Leute sind drinnen am erleuchteten Fenster. Sie sprechen über eine Frau, die ein Telegramm bekommen hat: «Mann gefallen auf dem Feld der Ehre», und sie sind ein bisschen entrüstet; im Allgemeinen, so sagen sie, kommt der Bürgermeister und verkündet: «Hören Sie, meine arme Frau, Ihr Mann ist schwer verwundet», aber ein Telegramm, das sei kalt. Sie sagen, der Bürgermeister aus ich weiss nicht welchem Kaff habe fünfzehn solcher Telegramme liegen und wage nicht, sie auszu tragen; und sie sagen: 15'000 gefallene Deutsche, das

macht wie viele Franzosen? Und sie reden über die Telegramme, über den Briefträger und über die Frauen, die dauernd zur Post laufen. Es ist absolut grauenhaft. Unabhängig von mir ist dieses Grauen mit diesem ganzen kleinen Dorf verknüpft und mit all diesen Leuten. Sie trinken Portwein und Pernod und diskutieren über Trauerkleidung. «Es ist verboten, Trauer zu tragen», sagt ein Mann empört, «sonst stecken sie einen ins Konzentrationslager.» Die Frauen sind sich darüber einig, dass Trauerkleidung sinnlos ist. Es wird Nacht, Autos fahren vorbei... Eine Frau sagt: «Und die man liebt, man kann ihnen nichts schicken.» Züge fahren vorbei; in einem waren Soldaten zusammengepfercht, die beim Vorbeifahren kaum einen Laut von sich gaben. Es ist inzwischen völlig Nacht, und ich bin noch auf einer anderen Cafétterrasse gewesen; es wird nur von den Soldaten und vom Krieg gesprochen. Der Krieg ist allgegenwärtig, und er ist auch wieder tief in mich gedrungen.

Ich hätte in einer Stunde in Crécy eintreffen sollen; aber die Züge haben Verspätung. Erst um 7 Uhr $\frac{1}{4}$ bin ich hier angekommen, nachdem ich ein bisschen *Jane Eyre* gelesen und lange träumend an der Tür gestanden habe. Bost: wie an jemanden schreiben, denken, den man wahrscheinlich nicht wiedersehen wird? Ein Bewusstsein, das, von der Welt zurückgezogen, der Welt beiwohnt und ohne Schrecken seine mögliche Vernichtung ins Auge fasst – so stehe ich eine gute Weile da. Ich erinnere mich an so viele andere Reisen: die Reise nach Amiens⁴⁹, zum erstenmal erinnere ich mich deutlich daran, was das Glück war, und ich bin überwältigt von Traurigkeit – einfach von Traurigkeit, als ob ich noch ganz lebendig wäre und enttäuscht. Und dann ziehe ich mich in eine Art Gleichgültigkeit zurück.

⁴⁹ Im Juli 1939. Bost absolvierte dort seine Dienstzeit.

In Esbly heisst es, ich müsse eine Stunde warten; aus dem ersten Café bin ich geflohen; im zweiten und dritten schreibe ich all dies. Ich mag diesen Zwischenhalt, diese Nacht und das Rattern der Züge. Es ist kein Zwischenhalt. Es ist das Wahre: ohne Haus, ohne Freund, ohne Ziel, ohne Gesellschaft; Kos. oder die Wohnung von Toulouse ist ein kurzes Entweichen vor dieser Wahrheit, ein Betäubungsmittel. Das Wahre sind jetzt diese Momente ausserhalb meines Lebens, in denen ich eigentlich keine Person mehr bin, sondern blosses, gefasstes Leiden nach einer tragischen Nacht.

Ich bin dann in einen kleinen finsternen Zug gestiegen mit trüben blauen Leuchten an der Decke, die kein Licht gaben; ich bin an der Tür geblieben; der Zug warf ein helles Viereck auf die Böschung. Auf den kleinen Bahnhöfen rief ein Beamter den Namen der Station aus und schwenkte seine Laterne. Ich dachte, ich müsste zu Fuss gehen, aber am Ausgang stand, eingehüllt in Schals, Dullin; er umarmte mich und liess mich in seinen alten Pferdewagen steigen, in dem sich ein schwarzer Hund breitmachte. Der Wagen hatte nicht die vorschriftsmässige Beleuchtung, und Dullin durchquerte Crécy wie ein Verschwörer; es war nicht kalt, wir hatten die Decke über die Knie gelegt, das Hufklappern klang schön durch die Nacht; man sah überhaupt nichts. Am Dorfeingang verlangten Männer unsere Papiere. Dullin sagte immer wieder im schönsten *tragediante* \ «Es ist fürchterlich, ganz fürchterlich.» Die Typen der Etappe widern ihn an, insbesondere Giraudoux mit seiner Clique von Zensoren und Drückebergern, und Jouvét, den Giraudoux zum Grossmogul des Films gemacht hat und der, Monokel im Auge, wie ein General auftritt; weil er mehrere Filme in Arbeit hat, verkündet er: «Zuerst müssen die bereits begonnenen Filme fertiggestellt werden, dann kann die Filmproduktion angekurbelt werden... Im Radio brauchen wir Sachen, die die Moral heben, lustige, leicht

verständliche Sachen: *Le soulier de satin* [dt.: *Der seidene Schuh*] von Claudel, die *Jeanne d'Arc* von Péguy; keine ausländischen Autoren»; er will nichts fürs Theater machen. Baty hat lange mit Dullin beratschlagt, sie haben Tourneen in Amerika und in den neutralen Ländern ins Auge gefasst, aber Dullin⁵⁰ hat für Amerika nichts übrig, und ausserdem findet er, es wäre Drückebergerei; er würde lieber in Frankreich eine Art Wandertheater aufziehen, aber er macht sich Sorgen, weil das nicht leicht zu sein scheint. Kaum habe ich Dullin gesehen, hat mich die neue Lebensform ergriffen, und ich habe mich gern da hineingleiten lassen. Wir kommen nach Férolles, und da ist eine schattenhafte Gestalt, von einer kleinen blauen Lampe schwach erhellt: Toulouse. Sie geht neben dem Wagen her, und zwei Soldaten, die sich über den alten Karren lustig machen, schliessen sich uns an. Überall sind Soldaten, das Haus von Madame Jollivet dient zugleich als Lazarett, sie hat ihr eigenes Zimmer nicht mehr, selbst das Badezimmer muss sie mit dem Sergeanten teilen. An den Strassenecken sind kleine Schilder: «Sektion X, Sektion Y». Man hat das Pferd in den Stall geführt und abgeschirrt, ohne einen Lichtstrahl nach draussen dringen zu lassen; man ist hier genauso vorsichtig wie in Paris. Dann sind wir ins Esszimmer gegangen, wo Madame Jollivet uns mit strenger Miene ansah, auf dem Sprung, an Dullin etwas auszusetzen; sie hat mich jedoch auf beide Backen geküsst. Sie ist ein bisschen abschreckend, sie hat rote Haare, die an der Wurzel weiss sind, Stielaugen, einen hängenden Mund, ein schlaffes Gesicht, eine harte und schneidende Stimme. Wir haben uns zu Tisch gesetzt, und sie und Dullin haben erbittert um eine Wurstscheibe gestrit-

⁵⁰ Dullin, Baty, Jouvet und G. Pitoëff hatten sich von 1927 bis 1940 zu einem «Cartel des théâtres» zusammengeschlossen, um ihre beruflichen und ethischen Interessen solidarisch zu vertreten.

ten; dabei nennt sie ihn Lolo und hat ihn geküsst, ehe sie zu Bett ging. Als sie im Bett war, hat mir Toulouse unter vier Augen erzählt, wie ihre Mutter äthersüchtig geworden war und wie das im Dorf Anstoss erregte; es wurde besonders schrecklich, als der Vater eine lethargische Enzephalitis bekam und von dieser Süchtigen gepflegt wurde, die sich zu Boden warf und sich fast den Schädel an dem Kaminbock spaltete; schliesslich wurde der Vater in ein Krankenhaus in Lagny gebracht, wo Toulouse eine Woche lang seinen Todeskampf mit ansah – sie war davon nicht sehr mitgenommen, nur von der äusseren Seite des Ereignisses berührt.

Sie gibt mir den Prolog und den ersten Akt ihres Stücks über die Princesse des Ursins; ich lese das im Bett; es ist nicht ungeschickt, aber ziemlich platt; es könnte Erfolg haben. Ich schlafe ein und wache am nächsten Morgen nicht vor 11 Uhr auf.

Sonntag, 17. September

Schwermut beim Erwachen – ein angenehmes Licht dringt durch mein kleines grünverhängtes Fenster, und ich bin furchtbar traurig. Früher war das Schlimmste an meinen schwermütigen Stimmungen, dass sie mich in Staunen und empörte Auflehnung versetzten. Hier dagegen nehme ich sie mit einem Gefühl von Vertrautheit einfach hin.

Toulouse sagt mir durch die Tür hindurch einige Worte; sie fahren zum Einkaufen. Ich mache mich fertig und gehe hinunter. Ich mag dieses Haus; es ist so entzückend, von einem tiefen, altbackenen Reiz, dass man wirklich momentan bewegt ist. Das Seeräuberzimmer ist noch verschönert worden: eine wunderbare alte Truhe und ein rotes, mit herrlichen Schiffen besticktes Überbett. Mariette bringt mir auf einem kleinen Holztisch den

Kaffee in den Garten. Ich lese das Stück von Toulouse fertig und schreibe an Sartre. Wie dieser Garten reizend ist. Blumen, Sonne. Aus der Küche kommt ein Geräusch von Töpfen und kochendem Wasser. Alles macht einen so glücklichen Eindruck, ich fühle, wie ich weich werde, und der Wunsch, Sartre möge dasein, im Nebenraum, mit einer Zeitung und seiner Pfeife, treibt mir fast die Tränen in die Augen. Vor dem Garten Soldaten, überall Soldaten, das Dorf ist wie verwandelt. Toulouse und Dullin kommen zurück, wir packen die Sachen aus und essen im Kreuzgang; ein köstliches Mittagessen mit gutem Wein und Marc; zwischen Dullin und seiner Schwiegermutter herrscht immer noch eitel Sonnenschein. Wir waren ziemlich ausgelassen, da erscheint die Nichte von Dullin, sie ist ein bisschen unförmig, sie küsst ihren Onkel, grüsst die Runde und teilt dann mit, dass die Russen in Polen einmarschiert sind; sie versichern, dass das ihre Neutralität gegenüber den anderen Nationen nicht aufhebe, aber es ist niederschmetternd. Es scheint, sie schliessen einen Vertrag mit Japan und auch mit der Türkei. Das kann einen Krieg von drei Jahren, von fünf Jahren, einen *langen* Krieg bedeuten; noch nie war mir der Gedanke an einen langen Krieg gekommen; Dullin spricht wieder vom Ersten Weltkrieg. Gestern Abend hatte er mir schon ziemlich genau das Leben in den Schützengräben beschrieben, wo er drei Jahre zugebracht hat, ohne verwundet worden zu sein; er hatte sich freiwillig gemeldet. Er hebt besonders die physischen Leiden hervor, die Kälte; er beschreibt die Ablösung in der Nacht. Es scheint, mitten im Grauen und in der Angst hatte dies Leben noch etwas Menschliches, waren noch Freiheit und Moral möglich. Heute früh spricht er wieder über den Krieg, und es ärgert mich, dass auch er an gewissen Führern «die heroische und nichtsnutzige Seele», wie Celine es nennt, bewundert; er hat eine Vorstellung

davon, wie ein Chef zu sein hat, was ein famoser Kerl und eine gewisse Bravour sind; mich berühren nur die Geschichten, in denen jemand statt Mut einen positiven und klaren Gedanken und Selbstkontrolle an den Tag legt. Er beschreibt auch kunstvoll die Situation der leichten Infanterie, Kampfgas, Flammenwerfer, Bombardements, Männer, die mit Bajonett und Handgranaten zum Angriff stürmen. Ich denke Bost, Bost, Bost, es ist entsetzlich, seine Gestalt mit diesen Berichten zusammenzubringen, er wird all dies erleben, vielleicht erlebt er es schon oder hat es schon erlebt. Ich habe Tränen in den Augen, man sieht es, aber ich mache mir nichts draus. Ich schaffe es immerhin, ruhiger zu werden.

Spaziergang mit Toulouse. Wir gehen querfeldein, der Himmel ist ein bisschen bewölkt und sehr schön; Obstgärten voll von schweren Äpfeln, friedliche Dörfer mit dunkelroten Dächern, an den Häuserwänden trocknen Bündel von Bohnen. Wir sprechen über die Arbeit von Toulouse und über das Reisen. Wir machen an der Strasse in der Nähe eines kleinen Bahnhofs halt und trinken auf der Terrasse eines Hotels Limonade; zwei Soldaten bewachen den Bahndamm, der eine ganz bärtig, er ist ein Maler aus Crécy, der andere hält den Stab eines Verkehrspolizisten in der Hand; Autos fahren vorbei, häufig voller Offiziere, ein unablässiger Zug von Autos; das riecht furchtbar nach Krieg. Wir gehen eine Weile die Strasse entlang und kehren dann durch Felder und Dörfer zurück. Der Augenblick prägt sich mir stark ein, und ich erinnere mich, was Sartre in Avignon zu mir sagte und was so wahr ist: dass man eine ringsum bedrohte Gegenwart dennoch mit grosser Zärtlichkeit erleben kann; ich vergesse nichts vom Krieg, von der Trennung, vom Tod, die Zukunft ist völlig blockiert, und doch kann nichts die Süsse und das Licht der Landschaft töten; als wäre man von einem Sinn durchdrun-

gen, der sich selbst genügt, der von keiner Geschichte abhängt, als wäre man der eigenen Geschichte entrissen und vollkommen abgelöst; es ist diese Art Ablösung, die ein bisschen pathetisch wirkt. Das sind die besten Augenblicke, besser als das blosse Grauen oder als die totale Zerstreuung. Und ich fühle mich stark, fähig, fast alles durchzustehen.

Wir kommen nach Hause, wir hören Nachrichten; Dullin ist mit seinen Berechnungen unzufrieden, seine Pläne nehmen keine Gestalt an. Verschwommene Nachrichten. Man versucht, die Tragweite der russischen Intervention zu vertuschen. Eine ganze Weile sehen wir niedergedrückt in die so andere, so ungewisse Zukunft.

Abendessen. Dullin wird lebhaft und erzählt amüsante Geschichten über Gide und Ghéon. Wir reden bis 10 Uhr. Dann gehe ich rauf, ich schreibe an Sartre, ich schreibe an diesem Tagebuch und lese *Jane Eyre* zu Ende, was fade ist. Ich schlafe gegen 1 Uhr morgens ein.

Montag, 18. September

Das Hausmädchen bringt mir wie gewünscht den Kaffee um 9 Uhr. Kein sehr schönes Wetter. Ich stehe weder fröhlich noch traurig auf, mit dem Vorsatz, Briefe zu schreiben. Toilette, langer Brief an Kos. und Aufzeichnungen im Tagebuch. Ich gehe um 11 Uhr hinunter und setze mich neben den Ofen; mit angespanntem Gesichtsausdruck schreibt Dullin Seite um Seite: er arbeitet wohl an seinen Plänen. Ich lese den ersten Teil von *Heinrich IV.* von Shakespeare, was ich früher einmal in Englisch angefangen und nie zu Ende gelesen hatte – es ist ziemlich schlecht übersetzt, bezaubert mich aber. Gegen Mittag erscheint Toulouse im Négligé; wir hören ein kleines Stück von Couperin

«C...»⁵¹, ziemlich schön; dann die Nachrichten: ruhige Nacht an der gesamten Front. Aber Polen ist in die Zange genommen, es ist nichts mehr davon übrig oder fast nichts. Toulouse erscheint wieder, graziös gekleidet mit einem blaugetupften schwarzen Oberteil und hübschem schwarzem Schmuck. Wir essen Mittag; wieder reden wir über den Krieg. Den ganzen Vormittag haben wir von gegenüber rauhe Soldatenstimmen gehört; als ob sie schon mit dem blossen Körper, der Stimme, ein stahlgepanzertes Universum bauen wollten; jeder Befehl, jeder Pfiff, jeder Soldat kommt mir unheilvoll vor; ich kann mir nicht vorstellen, dass Bost in eine solche Maschinerie gerät, und dabei ist unterschwellig immer etwas Kontingentes, Vertrautes, Menschliches, Intimes vorhanden, die Wunden und der Tod. Schöne Präzisionsmaschine des Kriegsbeginns, die Anwesenheit von Blut ist umso entnervender. Nach dem Essen gehe ich ins Seeräuberzimmer, Toulouse und ich reden, ich lese ihr Briefe von Sartre vor. Dann gehen wir zu Fuss nach Crécy, sie führt den Hund an der Leine, sie ist heute jung und graziös. In Crécy trinken wir Cidre: der Ort ist voll von Soldaten und beschlagnahmten Autos; ich steige in den kleinen Zug; es ist 5 Uhr.

Wir brauchen 2½ Stunden bis Paris und dazu ½ Stunde Wartezeit in Esbly – lange Züge rollen vorbei, leer, in Richtung Osten, und ihr Dahinschwinden hat unheilvolle Auswirkungen; ein anderer Zug mit Soldaten und Kanonen: dort, weit weg, ist eine andere, unvorstellbare Welt. Ich lese *Le chien des Baskerville* [dt.: *Der Hund von Baskerville*] *, finde ich ziemlich kurz-

* Eine Sherlock-Holmes-Geschichte von Sir Arthur Conan Doyle:
The Hound of the Baskervilles.

⁵¹ Unleserlich.

weilig. Die Gare de l'Est ist stockdunkel, dunkel die Métrogänge mit ihren blauen Glühbirnen. Ich treffe im Hotel ein: ungeheuer viel Post. Drei kleine Briefe von Bost, der ganz verlegen ist, weil man sich um ihn ängstigt, bescheiden und rührend, dass einem die Tränen kommen – zwei Briefe von Sartre, der immer noch keinen Brief von mir erhalten hat, das ärgert mich – langer Brief von Sorokine, die ein deprimierendes und unmögliches Leben führt mit all den Kindern, die abgeputzt werden müssen – und ergreifende Briefe von Védrine, in denen sie sagt, sie begehre mich so sehr, aber ich soll nur kommen, wenn ich dazu Lust habe – das macht mir unheimlich Lust, sie zu sehen. Ich gehe schnell ins *Dôme*, um an Bost einen langen Brief zu schreiben, es kommt mir vor, als hätte ich mit ihm ein Rendezvous. Ich schreibe, auch an Sartre, bis 10 Uhr ½. C. Chonez⁵² fragt mich nach Sartre und erklärt, sie würde gern das Leben von zehn Durchschnittsmenschen hergeben, um Sartres Leben zu retten. Um 10 Uhr ¾ werden die Leute brutal vor die Tür gesetzt; die Leute wehren sich, obwohl das Innere des *Dôme* schauerlich ist, man mag nicht rausgeworfen werden. Aber man muss nach Hause gehen; heute Abend bin ich lustig, weil Bost nicht direkt gefährdet und sein Brief so liebenswürdig ist; ich mag die finsternen Strassen und die kleinen düsterblauen Bars in der Rue de la Gaîté und die Stimmen, die man hört: «Nein, das Dromedar hat einen Höcker, das Kamel hat zwei.» Ich lege mich hin – mein Zimmer ist wie ein Sterbezimmer mit diesem Licht. Ich lese wieder meine Briefe, ich beende *Grand Cap* [dt. in: *Liebe – Brot der Armen*]* und lese *Tarass Boulba* [dt.: *Taras Bulba*]⁵³. Ich brauche lange, um einzuschlafen.

* Von Thyde Monnier (1937).

⁵² Claudine Chonez, Schriftstellerin und Journalistin, die mit Sartre ein Interview gemacht hatte.

Dienstag, 19. September

Ich wache um 8 Uhr auf, ohne Mattigkeit, als ob es ein normaler Tag wäre. Ich räume eifrig mein Zimmer auf, denn ich fahre heute Abend weg, ich packe meine Koffer. Dann frühstücke ich auf der Terrasse vom *Dôme*. Ich warte auf C. Audry⁵⁴. Es ist schönes Wetter; ich bin froh, zu Védrine zu fahren; froh über diesen Herbsttag in Paris, über meine wiedergewonnene Einsamkeit, über die Briefe, die ich gestern Abend erhalten habe. Fast ist es Freude, die mich fortreisst, eine täppische Freude, die keine mögliche Zukunft hat. Aber wie gern ich doch lebe, trotz allem.

Ich habe ein bisschen *Tarass Boulba* gelesen, und um 10 Uhr ½ ist Audry mit einem wunderbaren, nickelblitzenden Fahrrad gekommen – das war das erste, was sie, als der Krieg erklärt wurde, gemacht hat: ein Fahrrad für 900 Francs zu kaufen, das all ihre Ersparnisse verschlungen hat. Sie ist ins Département Seine-et-Oise geflitzt, wo es sie angeödet hat, und als sie erfuhr, dass alles ruhig war, ist sie zurückgekommen; sie ist beunruhigt wegen der Beschwerlichkeit, der Widrigkeiten, sie versucht, ihrem Krieg ein bisschen Konsistenz zu geben, man hat das Gefühl, dass sie ihn von keiner Seite her zu fassen kriegt. Sie ist mit Minder⁵⁵ verheiratet, über den sie mir absolut nichts erzäh-

⁵³ Von Gogol.

⁵⁴ Colette Audry, die sie 1932 im Lycée Jeanne-d'Arc in Rouen kennengelernt hatte, wo sie Französischlehrerin gewesen war. Lebenslang ihre Freundin.

⁵⁵ Robert Minder, geboren 1902, französischer Germanist.

len kann; er ist dienstuntauglich und jammert über seine Erkältung, was Andry ärgert, ich glaube, sie hätte gern mehr Pathos. Ihre Schwester⁵⁶ ist jetzt sehr einflussreich mit ihrem General-Ehemann; mit Protektion kann man anscheinend sehr viel erreichen, zum Beispiel Bénichou als Dolmetscher von der Grenze zurückholen oder einen Passierschein zum Besuch des Ehemannes erhalten – wie aber kommt man zu dieser Protektion? Sie erzählt mir von Katia Landau, deren Mann abgeholt und nie wieder gesehen wurde; sie selbst ist als deutsche Jüdin in einer schrecklich kniffligen Lage. Wir sehen kurz Rabo, den Bruder von Rabinowicz; er behauptet, die Moral der Soldaten sei vergiftet, sie redeten nur darüber, wie sie sich ein Auge ausschlagen könnten, um nicht an die Front zu müssen. Während ich mit Audry zusammensitze, sehe ich Alfred⁵⁷, der mir zuflüstert, Fernand sei verhaftet worden. Ich gehe zu Stépha und finde sie in Tränen: gestern haben ein paar Männer Fernand abgeholt, und er ist nicht wieder aufgetaucht. Während sie mir das erzählt, kommt M. Billiger, sehr pathetisch: «Ich habe die Nacht mit Fernand zugebracht.» Als er gestern die *Rotonde* verließ, musste er seine Papiere vorzeigen; er hat ein österreichisches Visum, er war bereits zweimal im Konzentrationslager in Colombes, wo man ihm ein Papier ausstellte, mit dem er das Lager wieder verlassen konnte; der Polizist schleppte ihn trotzdem zum Kommissar, der wütend sein Visum zerfetzt hat. Dann wurde er zur Präfektur gebracht, wo er zu seinem Erstaunen Fernand in einer Gruppe Spanier entdeckte. Zum Abendessen bekamen sie ein Stück Brot hingeworfen, und nachts wurden sie in einen Raum voller Kohlen gesperrt. Man hatte alle Spanier festgenom-

⁵⁶ Jacqueline. Filmemacherin.

⁵⁷ Bruder Gérassis (Fernand).

men, selbst Geschäftsleute, die seit Monaten in Frankreich anässig sind. Am nächsten Morgen wurde Billiger freigelassen, aber der Unglückliche muss wieder nach Colombes, und Stépha richtete ihm einen Brotbeutel, Essgeschirr. Was Fernand anbelangt, so haben sie ihn dabehalten; Stépha setzt ihre Nachbarin in Trab, eine appetitliche junge Nutte, Freundin eines sozialistischen Abgeordneten. Ich sage, Audry könne zweifellos etwas machen, und Alfred geht zu ihr, während ich mit Stépha in der bretonischen Crêperie esse; sie bangt um ihre Mutter, die in Lwow war. Wir essen, sie beruhigt sich etwas und erzählt mir, wie sie in Nizza eine Nacht mit einem Mann verbrachte, den sie in einem Bus getroffen hatte – wie sie hinterher Angst vor Syphilis hatte und ihn abgehängt hat. Ich gehe für einen Moment mit zu ihr, dann zum Hotel, ich schreibe Briefe und verabrede mich telefonisch mit Raoul Lévy⁵⁸ im *Dôme*, der mir eine Nachricht hinterlassen hatte. Er ist in gewisser Weise charmant, aber langweilig; er berechnet alles mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung, besonders seine Todesaussichten im Krieg, die ihm sehr gross erscheinen, was ihm nicht allzu viel zu schaffen macht, Kanapa auch nicht, Ramblin bedrückt das mehr. Er erzählt mir von der deutschen Propaganda in Frankreich: wie die Soldaten an der Siegfriedlinie riesige Schilder in die Erde rammen: «Wir haben nichts gegen die Franzosen; wir werden nicht als erste schiessen», und wie eine deutsche Mutter in einer Rede an die französischen Mütter sagte, an allem sei England schuld, für das keine jungen Franzosen sterben dürften. Er spricht auch über einen Artikel von Massis: die deutsche Philosophie ist eine Philosophie des Werdens, und deshalb überschreiten die Deutschen ihre Versprechungen und halten sie nicht. Und auch über

⁵⁸ Ehemaliger Schüler Sartres im Lycée Pasteur, ebenso Kanapa und Ramblin.

einen Artikel: «Der Boche ist nicht intelligent.» Er ist komisch, seit Wochen zimmert er sich kleine, sichere Gedanken zurecht und streut sie alle ganz süchtig aus; er kann nicht zuhören, sagt «Ja, ja» mit einer Miene, dass man nicht weiterreden möchte. Er versichert mir, 5 Millionen Menschen oder einer sei das gleiche, denn niemand denke die Totalität – aber dabei verwechselt er das Bewusstsein und «das-man»⁵⁹. Ich verabschiede mich, gehe zu Stépha rauf, die immer noch nichts weiss, hole in der Rue de Rennes einen Mantel, gehe zu Gégé, wo ich ein Honigglas leermache und den Schlüssel zurückgebe. Dann ins Hotel, Briefe von Bost und Sartre, die ich in aller Eile beim Grabeslicht meiner Lampe lese; ein rührender Brief von Bost, ich hätte ihn gern besser gelesen, aber ich muss ganz schnell zum Bahnhof. Der Koffer ist schwer. Ein endlos langer Zug auf dem unüberdachten Bahndamm, von dem man die Avenue du Maine überschaut; was auffällt, ist weniger die Zahl der Reisenden als die Höhe der Stapel Koffer in den Netzen. Ich finde einen Platz, ich gehe ins Bistro gegenüber und schreibe an Kos. ein paar Zeilen, die ich auf Mittwoch, Paris, datiere (ich komme Freitag früh in Quimper an), ich gehe zu meinem Platz im Abteil, wo die Frauen sich schon Sorgen um mich gemacht haben.

Nacht – Um 9 Uhr $\frac{1}{4}$ setzt sich der Zug in Bewegung; das Licht ist so schwach, dass ich meine Briefe nicht noch mal lesen kann; ich entziffere *Tarass Boulba*, ich schreibe einige Zeilen, dann döse ich. Ich denke an mein Leben und bin tief zufrieden; ich denke an das Glück und wie ich es immer vor allem als eine privilegierte Art, die Welt zu begreifen, verstanden habe, und wie das Glück seine Bedeutung verliert, wenn die Welt sich so sehr ändert, dass sie nicht mehr so begriffen werden kann. Ich

⁵⁹ Deutsch im Original; «das Man» bei Heidegger; vgl. S. 332.

hänge vagen Erinnerungen, Träumereien nach. Mit mir im Abteil sind sieben Frauen und ein Mann; der Mann und zwei Frauen haben mit Silberzeug vollgestopfte Koffer bei sich; ein widerwärtiges Mädchen erzählt Spionagegeschichten und spöht vorwurfsvoll nach dem geringsten Lichtschimmer. Panikstimmung, als ob es auf dem Dach und unter dem Bauch des Zugs von Attentätern mit Sprengbomben wimmelte. Man lauert auf Anzeichen: «Ich habe etwas blitzen sehen», sagt einer schaudernd, «Ich habe etwas gerochen», «Ich habe ein Geräusch gehört»; das Geräusch ist der klappernde Toilettendeckel, sie glauben, etwas explodiert. Der Zug bremst mehrmals entsetzlich ruckartig, alte Maschinisten sind jetzt dienstverpflichtet als Lokführer; bei einer solchen Bremsung wird es einer Frau halb übel, sie kehrt ihre Angst heraus, sie zittert, man flösst ihr kalten Tee ein. Alle glauben, der Zug sei entgleist. Tatsächlich ist in einem Abteil einem Mann ein Koffer auf den Kopf gefallen, und er ist umgekippt: er wird auf einer Trage weggebracht. Lange und stille Nacht, ohne Zwischenfall; wir fahren durch Nantes, wo ich an einem Laden lese «Au Vrai Castor»*; langsam dämert es, ich erkenne die grässliche bretonische Landschaft und die gedrunghenen, grauen Kirchtürme. Lorient. Quimperlé. All das ist hässlich, aber es macht mir Spass, aufs Land zu kommen und in eine ganz neue Lebensform.

* «Zum Wahren Castor», wie S. de Beauvoirs Spitzname «Castor», Biber.

Mittwoch, 20. September

Védrine ist auf dem Bahnsteig, in ihrem blauen Kostüm, schmal, anmutig und scheu. Zuerst erkennt sie mich nicht; sie hat Tränen in den Augen. Sie führt mich in ein Café gegenüber vom Bahnhof und sagt, ihre Mutter habe wegen meiner Ankunft eine schreckliche Szene gemacht, sie behauptet, einen Brief abgefangen zu haben, den sie dem Minister schicken will. Aber ich glaube kein Wort davon und bin nicht beeindruckt. Védrine ist schrecklich nervös. Sie führt ein unmögliches Leben mit Leuten, die jegliche Zerstreuung verbieten und von morgens bis abends dumm quatschen; sie selbst macht auf zu pathetisch. Sie spricht auch über die antienglische Propaganda der Deutschen, sie sagt, viele Leute hier liessen sich davon beeindrucken. Sie erzählt mir, wie sie wie Wahnsinnige durch ganz Frankreich gefahren sind. Der Gedanke, sich in Quimper in Sicherheit zu bringen, ist von unsagbarer Dummheit, die Leute wissen nicht, was sie mit sich anfangen sollen. Was wird sie machen? Sie bringt mich zum Hotel, dem früher sehr eleganten *Relais Saint-Corentin*, wo ich für 12 Francs ein allerdings winziges Zimmer bekomme; es ähnelt etwas dem *Petit Mouton*⁶⁰ –, ich bin ausser einem Offizier der einzige Gast; die alte Bretonin hält die Tür fast dauernd verschlossen, man benutzt den Hintereingang und geht durch eine Art Kohlenschuppen und einen stinkenden Hinterhof; es ist unheimlich witzig, und ich bin froh, hier zu sein.

Ich mache mich frisch, ich gehe mit Védrine in eine hübsche Crêperie, wo wir Crêpes essen, und während sie zu Hause Mittag isst, trinke ich am Quai einen Kaffee und schreibe an Sartre

⁶⁰ Altes Hotel in Rouen, wo Simone de Beauvoir und ihre Freunde 1935 wohnten.

und an Bost. Quimper ist nett, ich erinnere mich gut an unseren⁶¹ Aufenthalt hier im Regen.

Um 2 Uhr kommt Védrine zurück, es ist so schönes Wetter; wir machen einen langen Spaziergang; Strasse, dann gehen wir durch Heide- und Ödland hinunter zum Odet; schöne Aussicht von oben; reizende Bauernhöfe, grau unter weissen Rosen, aber drinnen Idioten mit verdrehten Augen, Kranke, verschreckte Kinder. Die Ufer des Odet sind hübsch, wir gehen wieder hinauf, wieder ist die Aussicht wild und schön, dann kommen wir über kleine Wege zu einer Strasse; bis in die Stadt zieht es sich etwas in die Länge, wir sind müde, es ist fast 7 Uhr, und wir müssen uns schnell verabschieden. Es war ein Tag des Friedens, des vollkommenen Vergessens, mit Spass und sogar mit einem etwas lebhaften Wunsch: die Landspitze von Raz sehen, Saint-Guérolé; nun bin ich wieder allein und fühle mich etwas merkwürdig, während sich der Himmel hinter den Türmen der Kathedrale rosa tönt. Ich suche ein billiges Restaurant, ich bin sehr arm: ich lande in einem üblen, unheimlich schmutzigen Bistro, wo man mir Brotsuppe vorsetzt, während das Radio von einer schrecklichen Schlacht zwischen Polen und Deutschen berichtet. Ich esse in ¼ Stunde und schreibe dies in der *Brasserie de l'Épée*. Es war 8 Uhr, als ich hereingekommen bin; um 8 Uhr V4 werden dicke blaue Vorhänge zugezogen, dann hat man mich neben die Kasse gescheucht und praktisch alle Lichter ausgemacht. Es ist ungeheuer makaber. Zwei Tische: ich, dann ein Mann mit zwei Nutten. Aber das Schauerliche ist mit meiner Schläfrigkeit verwoben, so dass es verschwimmt. Ich schreibe an Sorokine und gehe schlafen.

⁶¹ Ostern 1932 mit Sartre.

Donnerstag, 21. September

Mein Schlaf war bleiern. Ich habe geträumt, es hätte eine schreckliche Szene mit Védérine gegeben, weil sie Sartre die letzten zehn Tage hatte besuchen wollen und auch ich ihn sehen wollte. Der Wecker klingelt um 7 Uhr $\frac{1}{2}$, ich schlafe wieder ein bis 8 Uhr $\frac{1}{4}$, ich ziehe mich schnell an; die Eile ist unnütz, denn Védérine kommt erst um 9 Uhr ins Café, ihre Mutter hat eine schreckliche Szene gemacht, und ein Ausflug zur Landspitze von Raz ist heute ausgeschlossen. Wir gehen zum Mont Frugy, einem kleinen Hügel oberhalb von Quimper. Wir setzen uns dort ein bisschen in die Sonne, und gegen 11 Uhr $\frac{1}{2}$ begleite ich sie nach Hause. Im leeren Essraum des Hotels schreibe ich an Bost, dann esse ich in einem einigermassen netten Bistro und trinke viel Cidre: kaltes Kalbfleisch, warmes Kalbfleisch, zuviel Kalb, und Kaffee. Ich lese *Tête d'or* [dt.: *Goldhaupt*]* weiter, ich finde es schön, vor allem den Tod von Cébès; aber es ist ein faschistisches, ja ein Nazi-Stück. Védérine kommt ganz süß in ihrem kleinen roten Bauernkleid zurück. Wir gehen am Odet entlang, auf dem Treidelweg, dann auf kleinen Pfaden; der Fluss geht schon in die Mündung über, es riecht nach Algen und Schlamm. Schöne Herbstlandschaft. Wir gehen durch das Landesinnere und die Vorstadt von Quimper zurück; um 7 Uhr $\frac{1}{2}$ verabschiedet sich Védérine, und ich schreibe im Café an Sartre. Es ist hier etwas weniger öde als in dem anderen Café, obwohl auch hier der Rolladen heruntergelassen ist; das Licht bleibt an, statt Plüsch gibt es hier Leder, und an zwei Tischen sitzen Gäste. Dieser Tag war friedlich, ich habe kaum an den Krieg gedacht. Aber langsam sehne ich mich entsetzlich nach Sartre; ich hätte gern was Kräftiges zu beissen.

* Von Claudel.

Freitag, 22. September

Ich lebe weiter so vor mich hin. Heute Morgen stehe ich um 7 Uhr $\frac{1}{2}$ auf. Ich mache gross Toilette und treffe Védrine um 8 Uhr $\frac{1}{4}$ im Café. Herrliche Sonne. Sie hat ein paar Sandwichs dabei, aber ein armes kleines, von Tränen gebleichtes Gesicht; ihre Mutter hat ihr meinetwegen völlig hysterisch eine Szene gemacht, hat sie halb an die Luft gesetzt, hat ihr verboten, mich wiederzusehen. Wir irren etwas traurig herum; wir setzen uns im Park auf eine Art kleinen, ganz einsamen Festungswall, wir reden sanft miteinander, und ich versuche, sie zu besänftigen. Sie wird langsam ruhiger. Um 11 Uhr fahren wir nach Concarneau. Die alte «geschlossene Stadt» ist reizend, sie ist von Festungswällen umgeben und springt ins Meer vor wie ein kleines Saint-Malo; die grauen Häuser mit ihren Ziegeldächern sind wirklich schön. Wir klettern auf die Wälle, ich stopfe mich mit Brot und Rillettes* voll und sehe auf die Schiffe, wo blaue Netze trocknen; wir sind glücklich während eines Augenblicks, während dieser Rast, als wir in der Stadt und am Meeresufer spazieren gehen und als wir unter einer blauen Veranda in einem ausgestorbenen Hotel haltmachen und Original Cidre trinken. Wir laufen ziemlich lange, ich erzähle Védrine von meiner Fusswanderung; wir durchqueren Ödland und einige nette Winkel: einen sanften Schlupfhafen, wo Kühe tranken. Schliesslich haben wir Angst, den Bus zu verpassen, aber ein lebenswürdiger Autofahrer nimmt uns bis zur Haltestelle mit. Wir kommen zurück. Wir gehen auf mein Zimmer. Umarmungen. Aber ich habe keinerlei sinnliches Empfinden mehr. Weder Träumereien noch Begierden, eine Art Blockierung. Ich gehe ins *Café de Bretagne*, Védrine schaut herein, Bekannte hatten sie gebeten,

* Eine Art Griebenschmalz.

schnell nach Hause zu gehen, was sie beunruhigt hatte, aber sie traf niemanden an; dann kommt sie nochmal vorbei: ihre Mutter hat den ganzen Tag lang geweint, weil sie glaubte, sie sei verschwunden, nun ist sie besänftigt. Wir gehen etwas im Mondschein spazieren; die Kathedrale ist schön unter dem Sternenhimmel. Ich gehe nach Hause, ich lese ein bisschen *La jeunesse de Théophile* [dt.: *Der junge Theophil*]⁶².

Samstag, 23. September

Von 8 Uhr ½ bis 10 Uhr Zz lese ich *Tête d'or* im Café auf dem Quai und den zweiten Teil von *Heinrich IV* von Shakespeare; weniger gut als der erste Teil. Védrine kommt, immer ein bisschen verstört, gereizt wegen irgendeinem verlorenen Schlüssel oder Ausweis. Auf der Post eine Karte «dieser Dame», die mich nach La Pouèze einlädt; das freut mich. Zuorro ist in Constantine, Guille in Dijon; zur Zeit fühlen sie sich wohl. Wir gehen zum Bahnhof, zur Polizei, zu einem Schlosser. Auf dem Marktplatz sieht man kanadische Soldaten auf riesigen khakifarbenen Motorrädern vorbeifahren. Alles guckt; da ist ein ganz junger kleiner, der Bost ähnlich sieht. Ich esse in einem netten Bistrotabac, trinke einen Liter Cidre und lese *Mars ou la guerre jugée* [Mars oder der verurteilte Krieg]⁶³; es ist ausgezeichnet, aber grausig unter seiner ruhigen Oberfläche, es wühlt mich auf. Das Radio bringt Meldungen über Polen; seltsam diese Bretoninnen mit ihren weissen Hauben, die sich dem Radio zuwenden und andächtig die polnische Leidensgeschichte über ihre verstockten

⁶² Von Jouhandeau.

⁶³ Von Alain.

Gesichter gleiten lassen. Danach kommt eine Ansprache an die französischen Bauern, die mich in die Flucht schlägt –

Um 1 Uhr $\frac{1}{4}$ fahre ich mit Védrine und ihrer Schwester nach Beg Meil. Der Strand ist menschenleer und herrlich mit seinem weissen Sand und den Kühen; das Meer ist ganz farbenprächtig und lebhaft und der Horizont ist gewaltig; das eisige Wasser brennt auf der Haut, aber dieses Brennen ist lustvoll, und ich empfinde eine tiefe Freude darüber, dass ich meinen Körper spüre, der sich fast von selbst auf dem Wasser hält und dahingleitet. Wir fahren zurück – Spaziergang in Locmaria, wo eine so schöne romanische Kirche steht. Védrine wird immer trauriger; auf der Post finde ich zwei Briefe von Sartre vor, das freut mich, aber regt mich auf; meine Briefe kommen allmählich an. Ich nehme Védrine mit zu mir, ich versuche, sie etwas zu trösten, aber sie ist deprimiert. Sie verabschiedet sich bei der Crêperie, und ich werde trübsinnig. Ich schreibe an Sartre und an Bost, dann an meinem Tagebuch. Ich gehe nach Hause, lese etwas und schlafe.

Sonntag, 24. September

Ich wache um 7 Uhr $\frac{1}{2}$ auf und lese eine Stunde lang im Bett *Mars ou la guerre jugée*, das bis zum Schluss ausgezeichnet ist. Im Café schreibe ich an meine Schwester, an meine Mutter, und ich treffe wieder Védrine; wir gehen nach Kenfennten hinauf, wo eine reizende, behäbige Kirche mit einem langen Kirchturm steht; die Lage ist unverändert, Deutschland und Russland haben Polen unter sich aufgeteilt, an unserer Front einige «Kontakte», aber man fühlt sich noch nicht wie im Krieg; und doch sind schon Leute gefallen. Wir gehen spazieren, wir lassen uns auf einer Wiese nieder, dann gehen wir zurück, und ich esse sehr gut in einem kleinen Restaurant.

Sartre schreibt mir, er finde, er sei eine garstige Person, weil er so ruhig sei; ich bin auch etwas entsetzt darüber, dass ich soviel Lebensfreude verspüre, einfach zu leben, zu essen, zu schlafen, zu atmen, gleichgültig allem gegenüber, wie während dieses Essens; bin ich denn beschränkt oder frivol? All diese Tage sind ohne Zwischenfall und fast ohne Gefühl herumgegangen. Ich treffe Védrine gegen 2 Uhr, und wir gehen in der Ödlandschaft am Odet spazieren; wie schön diese Kiefern, dieser traurige Ginster, dieses graue Gewässer; wir setzen uns einen Augenblick, wir gehen auf der Strasse zurück und nehmen den Bus. Ich trinke Milch und esse Crêpes in der Crêperie. Eine kreischende Menge, elegante Flüchtlinge, die im Auto anrollen und sich über den Mangel an Unterhaltung beschweren.

Ich bin froh, dass ich morgen wieder ein anderes Leben anfangen; ich habe dauernd Lust, was Neues anzufangen, und bin froh, «diese Dame» zu besuchen: die Person, die ich besuchen will, kommt mir jedesmal begehrenswerter vor als diejenige, die gerade da ist; und jedesmal bin ich enttäuscht, weil ich im Grunde Sartre suche. Ich habe *Rimbaud en Abyssinie* [Rimbaud in Abessinien]* gelesen, nicht gerade spannend. Heute keinen Brief erhalten.

Montag, 25. September

Ich stehe um 7 Uhr auf. Ich bin froh, allein zu sein, und gespannt, wie die dreitägige Reise durch die Bretagne verlaufen wird. Ich schreibe dringende Briefe, ich esse eine Brioche**,

* Das 1938 auf Französisch erschienene Buch der irländischen Kritikerin Enid Starkie.

** Eine Art Napfkuchen.

ich gehe zur Post, wo ich einen sehr netten Brief von Kos. bekomme, und ich nehme den Bus; es ist sehr schönes Wetter; ich überschlage meine Finanzen, denn ich habe fast kein Geld mehr. Ich habe mich nicht getraut, meinen Rucksack mitzunehmen, und habe meinen Wecker und zwei Bücher in meinen Badeanzug gewickelt: ein lächerliches Bündel, das dauernd aufgeht. Der Bus bringt mich in zwei Stunden nach Morgat. Der kleine Hafen entzückt mich, ich habe bereits Hunger, aber um zu sparen, esse ich nichts und mache mich auf den Weg an der Küste entlang, durch einen Kiefernwald und durch Ödland; ab und zu ein Dorf, wo ich wie eine Spionin beäugt werde, die alten Frauen tuscheln auf bretonisch hinter mir her, niemand spricht Französisch. Ich gehe Richtung Gap de la Chèvre, aber die letzten 500 Meter sind von den Militärbehörden abgesperrt; über einen kleinen Pfad gelange ich zum Cap de Dinan. In einer Bäckerei esse ich schnell ein Stück Brot mit Schokolade und sehr schlechtes Trockengebäck. Diese Landschaft gefällt mir zutiefst. Ein weisser Grund aus Himmel, Luft, Wasser, Steinen und über diesem dumpfen Weiss traurige Farben; das Meer ist dauernd gegenwärtig auf dem Ödland, zwischen den Windmühlen und den Häusern, und gibt ihnen ihren Sinn. Deshalb und weil die Leute scheu sind und weil dieser Abschnitt der Küste das Innere des Plateaus sehen lässt, auf dem die Häuser stehen, erinnert mich das an Santorin⁶⁴, ein okzidentales und nördliches Santorin, es gibt eine Ähnlichkeit; auch die Wege und vor allem das Verhältnis von Meer und Land. Ich komme mit dem 5-Uhr-Bus, der mich in Locronan absetzt, nach Morgat zurück. Es war ein strahlender Tag, strahlend von Sonne, Schönheit, Wind und berauschend; ich habe Kopfweh, sicher, weil ich nichts gegessen habe, und mein Herz macht schlapp. Den ganzen Tag habe

⁶⁴ Besuch dort im Sommer 1937.

ich an Sartre gedacht, an unsere Reise in die Bretagne, auch an andere Reisen, ich vermisse ihn und bin verzweifelt. Ich erkenne Locronan wieder und unser Hotel, und ich erinnere mich bis in jedes Detail an unsere Gespräche; ich möchte wieder in das Hotel, aber es ist in eine Crêperie umgewandelt, die geschlossen ist, und das Hotel ist in ein herrliches Renaissancehaus gegenüber gezogen. Dort bestelle ich Milch und Eier, der Speisesaal ist wunderbar mit seinen Fayencen, seinen grossen Deckenbalken und dem Blick über die Bucht, aber er ist leer, und die Besitzerin räumt gerade auf: sie schliesst morgen, es rentiert sich nicht mehr; sie hatte auch eine kleine Crêperie in Megève, mit der sie aber nicht mehr rechnen kann. Ich nehme den Bus nach Douarnenez, wo ich ein Zimmer im *Hôtel de Bretagne* nehme, das hässlich ist. Ich drehe eine Runde im Hafen. Ich erkenne ihn wieder, die Fischer in roten Hosen, die Boote und die blauen Netze. Der Mond steht schon am Himmel, als die Sonne untergeht, der Mond ist beherrschend, es ist eine nächtliche Landschaft, die wie durch Zauberkunst beleuchtet wird. Ich gehe an der Küste entlang und zum Hafen zurück. Es ist jetzt tiefe Nacht, Mädchen lachen, Jungen singen und gehen auf der Mole spazieren, Zigaretten zwischen den Lippen. Ein Abend wie im Frieden, und ich spüre den heftigen Wunsch, Sartre an meiner Seite zu haben, und muss schluchzen; ich habe das Gefühl, niemals nett genug gewesen zu sein, ihm nicht genügend gesagt zu haben, wie sehr ich ihn liebe. Ich gehe zurück und habe ihm im Café des Hotels geschrieben, wo finstere, bärtige Männer sitzen: einer mit verrenktem Kinnbacken, der unverständliche Laute ausstösst. Ich lege mich hin, die Birne ist so blau, dass ich nicht lesen kann. Ich schlafe ein.

Dienstag, 26. September

Um 6 Uhr $\frac{1}{2}$ ist es noch dunkel, ich bin erstaunt darüber, ich bin noch an die Juli-Morgen gewöhnt. Ich stehe auf und gehe los mit meinem Bündel und zwei Sandwichs mit Pastete, ich durchquere Douarnenez; es ist kalt. Ich schlage eine kleine Strasse ein, die 3 km im Landesinnern der Küste folgt, mit schönen Ausblicken aufs Meer; hin und wieder gehe ich querfeldein; die Kälte des Taues in den Kastanienhainen und auf den Brachfeldern erinnert mich ans Limousin. In den Dörfern gibt es keine Cafés, aber Schenken, Kramläden mit einem Ausschank ohne Tische. Es ist rauh, aber das ist nicht die unmenschliche Rauheit der Berge, sondern eine menschliche Rauheit, die das Herz viel stärker erstarren lässt. Viele Flugzeuge über der Küste; und Kreuzer auf dem Meer. Das erinnert an Krieg; und auch die Leute: Frauen, Kinder, Sieche, man spürt wirklich die Abwesenheit der Männer. Ich lege ungefähr 24 km auf der Strasse zurück, dann kommen die Landspitze von Brézellec und die zerklüfteten Klippen und dieses blaue, gewaltige Meer; ich bade in einer kleinen Bucht, ich kann immer noch so selig sein. Ich gehe auf einem Pfad die Bucht der Trépassés entlang, wo ich noch einmal bade, und folge dem Pfad bis zur Landspitze von Raz. Es ist so schön wie alles, was ich je davon gehört habe, eines der grössten Schauspiele, die ich je auf der Welt gesehen habe. Am Ende der Landspitze lese ich in der Sonne *La Comédie de Charleroi* [Die Komödie von Charleroi] von Drieu la Rochelle, ich schaffe es ein wenig, mir diesen Krieg vorzustellen. Dennoch habe ich Freude; mein Leben war so erfüllt; ich fühle unendliche Freude in der Gegenwart, was auch immer meine Zukunft sein mag.

Ich kehre in der Abenddämmerung zurück; in der Nähe des Leuchtturms stehen vier Hotels, ein grosses und zwei kleine

sind geschlossen; das vierte hält sich mühsam über Wasser, aus einem kleinen Zimmer wird für mich der Papierkram entfernt. Ich bekomme zu essen, ich verschlinge es mit animalischer Freude und trinke einen Liter Cidre. Neben mir essen ein Matrose und seine Frau, eine Lehrerin, zu Abend und klären praktische Fragen, warmer Schlafanzug usw. Es gibt Petroleumlampen, das ist angenehm, und ich lese *Les Mémoires du comte de Grammont* [Die Memoiren des Grafen Grammont]*, was mir ein bisschen Spass macht. Ich mache einen Spaziergang im Mondschein, ich bin etwas betrunken und wundere mich über den Sternenhimmel und die Unermesslichkeit des Meeres: wie kommt das menschliche Bewusstsein dazu, weiträumige und massige Konstruktionen usw. zu schaffen, die menschlichem Massstab nicht entsprechen? Das heisst fragen, warum die *Hyle*⁶⁵ ist, was sie ist, das Warum ist absurd, aber wie all das doch auch ganz anders sein könnte. Ich bin immer noch ganz froh, mit einer Spur Schwärmerei vom Trinken. Zwei Männer in Marineuniform, sicher vom Leuchtturm, reden mich an: «Sind Sie von hier? – Nein – Sie gehen spazieren? – Ja – Um diese Zeit? Man sieht nichts – Man sieht den Mondschein – Den Mondschein sehen Sie genauso gut in Quimper oder in Landerneau.» Der Ton ist ausgesprochen unverschämt geworden; ich biete an, meine Papiere zu zeigen, die sie dann mit einer Taschenlampe prüfen, sie entschuldigen sich ein bisschen. Ich

* Von Antoine d' Hamilton (1713).

⁶⁵ Von Husserl benutzter Begriff der Phänomenologie. Hier entspricht er dem «Bewusstsein» im Allgemeinen. Vgl. Jean-Paul Sartre, *Les carnets de la drôle de guerre. Novembre 1939 – Mars 1940*, Gallimard, Paris 1983 [dt.: *Tagebücher November 1939 – März 1940*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1984, S. 268 f.].

gehe zurück; mein Zimmer liegt fast zu ebener Erde und geht auf das Ödland und das Meer hinaus, es ist, als schliefe ich unter freiem Himmel. Ich gehe ins Bett und lese im Petroleumlicht *Les Mémoires du comte de Grammont* weiter. Ich schlafe ein. Nie werde ich diesen Abend vergessen und diese tiefe Freude, die bestimmt nicht frivol war. Trotzdem ist das immer peinlich, denn das Unglück, das ich in meiner gegenwärtigen Freude verneine, ist das Unglück des anderen, bevor es mein eigenes ist.

Mittwoch, 27. September

Ich stehe um 6 Uhr auf, tappe im Dunkeln herum und ziehe mich an; unten brennt eine Kerze, und ich lese *Les Mémoires du comte de Grammont* weiter; dann nehme ich den Bus; es ist kalt, ich habe schlecht geschlafen, und mir ist mulmig; etwas jämmerlich. Die Sonne geht über dem Ödland auf, als wir Audierne erreichen. Ich gehe im Hafen von Audierne spazieren, ganz nett, mehr nicht, und während ich auf den Bus warte, trinke ich einen Cassis am Ausschank eines Kramladens. Bis Pont-l'Abbé folgt der Bus von Weitem einer Flachküste. Ich gehe zu Fuss nach Saint-Jean-Trolimon, dessen Kirche entzückend ist, dann zum Kalvarienberg von Tronoën, dann über die Dünen bis Saint-Guérolé; all das ist flach und öde. Die roten Felsen von Saint-Guérolé begeistern mich nicht; ich trinke ein Bock und lese weiter in meinem Buch, während ich auf den Bus warte. Überfüllter Bus; es sieht komisch aus, wenn die Bretoninnen unter ihren Zuckerhuthauben geschminkt sind. Wir fahren durch den Landstrich von Penmarch, flach, gelb und düster; dann kommen wir nach Quimper zurück.

Ein guter Brief von Bost, ein kleiner von Sartre, vom 18., ein grosser von Kos., sehr nett, und eine Nachricht von den Boxern.

Ich esse Crêpes und trinke Milch, meine einzige Mahlzeit heute, und schreibe in der Crêperie an Sartre und an Bost, dann im Zug an Védrine.

Nacht – Ich habe eine Ecke in einem Zug gefunden, der sich um 7 Uhr abends in Bewegung setzt⁶⁶, es ist voll, aber die Leute sind nicht zu unsympathisch. Ich kann ungefähr noch eine Stunde lang lesen, dann ist die Nacht hereingebrochen und man kann nur noch den Leuten zuhören und herumgucken. Die Gegend ist öde, aber der Mondschein verschönert sie, «wie im Kino», sagt eine Frau begeistert; die Leute reden über die bretonische Butter, ab und zu döse ich. Ich empfinde unendliche Geduld, es ist wie ein Zustand der Gnade, den der Krieg mir verliehen hat. Ich denke vage daran, wie sehr wir getrennt sind, Sartre, Bost, ich, dass ich den besseren Teil habe, und ich schäme mich etwas. Wenn ich, ohne dass jemand davon wüsste, zu wählen hätte, was würde ich wählen? Wäre ich imstande, ihr Los zu wählen und ihnen meines zu überlassen? Ich fürchte, nein.

Wir kommen um 2 Uhr morgens an. Am Ausgang spricht mich ein Soldat an: «Mlle, de Beauvoir?» In meiner Überraschung glaube ich, dass «diese Dame» ihn geschickt hat, aber er stottert etwas über Mlle, de Stoecklin⁶⁷, die ihn angerufen habe; er nimmt meinen Koffer und meinen Arm und sagt: «Ich könnte Ihr Vater sein», und führt mich in ein Zimmer, das er für mich reserviert hat; er bringt Bier, Bananen, Sandwichs, ich freue mich über diesen Empfang; es macht mir unheimlich Spass, um 3 Uhr morgens in einer fremden Stadt zu sein, allein mit einem unbekanntem Soldaten in einem Hotelzimmer. Das kommt mir unwirklich vor und wie das Kapitel eines Kriegsromans. Er be-

⁶⁶ Simone de Beauvoir fuhr nach La Pouèze bei Angers, zum Landhaus «dieser Dame».

⁶⁷ Eine Freundin der Morels.

nimmt sich im Übrigen verdächtig. Zunächst bittet er mit sonderbarer Miene bleiben zu dürfen, dann, als ich von seinem eindringlichen Blick peinlich berührt stehenbleibe, sagt er: «Setzen Sie sich»; ich ziehe einen Stuhl heran: «Setzen Sie sich aufs Bett.» Ich setze mich auf den Stuhl und biete ihm zu trinken an. «Ich muss aus Ihrem Glas trinken? Macht es Ihnen nichts aus? Wirklich nicht?» Wir machen Konversation; er ist Prix-de-Rome-Preisträger für Malerei und hat in der Wohnung der Nizans in der Rue Vavin gewohnt; er scheint Stoecklins kaum zu kennen, und wir verfangen uns etwas. Selbstverständlich reden wir auch über den Krieg. Schliesslich verlässt er mich mit der Ankündigung, er werde mir das Frühstück aufs Zimmer kommen lassen. Ich lege mich schlafen, vergnügt, entzückt beim Gedanken, noch in eine andere Lebensform einzutreten.

Donnerstag, 28. September

Ich wache früh und ganz fröhlich auf. Das Frühstück wird mir gebracht, und ich gehe runter ins Café, um einige Briefe zu schreiben: an die Boxer, Sorokine, Kosakiewicz. Ich schreibe weiter Briefe in einem grossen Café an der Place du Ralliement. Ich bin etwas beunruhigt, so fast ohne Geld in der Tasche, aber ich glaube, «diese Dame» wird schon kommen. Gegen Mittag fährt sie mit dem Mops⁶⁸ im Auto vor, sie sind ganz schick. Es macht mir unglaublich Spass, «diese Dame» zu sehen, es erscheint mir *echt* ausser mit Bost und Sartre habe ich nur mit ihr eine vertraute und echte Beziehung; und ich bin froh, aus der Gefühlsduselei herauszukommen; ich fühle mich bei «dieser Da-

⁶⁸ Spitzname von Jacqueline, der Tochter von Madame Morel, «dieser Dame», die mit einem Isorni verheiratet war.

me» ganz nah bei Sartre; nur sie hat seit zehn Jahren unser ganzes Leben geteilt. Sie lassen mir in Angers eine Stunde Zeit, damit ich die Stadt besichtigen kann; sie gefällt mir gut unter der schönen, kalten Sonne: das Schloss, die Quais, die kleinen Strassen. Sie holen mich ab und fahren mich durch eine hässliche Gegend. Ich bin froh, in eine Lebensform einzutauchen, das habe ich den ganzen Monat über gesucht, Lebensformen, die mich aufnehmen und in denen ich mich dann nur gehenzulassen brauche.

Gegen 1 Uhr ½ kommen wir in La Pouèze an; das Dorf ist hässlich, aber das Haus ist entzückend; da herrscht immer noch die ungekünstelte Anmut «dieser Dame», die in ihrer Art ebenso reizvoll ist wie die organisierte Schönheit bei Toulouse – ich nehme zuerst die ungeheure Hündin wahr, dann das Esszimmer, wo wir eine üppige Mahlzeit einnehmen, dann die Räume von «dieser Dame» und vom Mops mit roten Fliesen, bäuerlich behaglich. Ich bin von der Unmenge Bücher im Haus wie geblendet, drei Schränke der ersten Etage sind voll davon; es gibt auch eine Fülle von Marmeladen, Früchten, Konserven, das rührt mich weniger, sieht aber grosszügig und reich aus. Ich decke mich fürs erste mit Büchern ein und gehe zur Post: drei Briefe von Sartre vom 20., 21., 22. – der vom 19. fehlt, er wandert sicher in Quimper umher- und drei Briefe von Bost vom 21., 22., 23. Zuerst lese ich im grossen Sessel des Esszimmers die Briefe von Sartre, und es kommt mir grossartig vor, dass er mir endlich *antwortet*, wir reden miteinander, und er ist so nah, und wir bleiben durch die Briefe bis in die kleinsten Einzelheiten vereint. Die Briefe von Bost sind so nett und sympathisch, wenn es doch wirklich ein Krieg ohne Tote sein könnte und wenn ihm nur nichts passierte. Nach dieser Lektüre verbringe ich einen Tag tiefen Glücks; sie sind so nah, wir lieben uns, wir sind nicht getrennt. Und ich fühle mich wohl hier in diesem Esszimmer,

wo ein grosses Holzfeuer brennt; es ist mein Schlafzimmer, in der Schrankwand ist eine Toilette. Der Mops gibt mir reizende Fotos von Sartre und mir⁶⁹. Ich schreibe einen ungeheuer langen Brief an Sartre; wir trinken Tee bei «dieser Dame», wir unterhalten uns: Guille ist Telefonist in einem Generalstab, Zorro ist in Constantine. Ich lese *Bessie Cutter*, was mir ziemlich Spass macht. Wir essen zu Abend, und danach gehe ich wie eine Königin zu Bett, «diese Dame» und der Mops werden geschäftig, sie richten mir einen Imbiss auf dem Tisch, Morgenröcke und Kissen und Lampen. Das Kaminfeuer flackert. Ich fühle mich so wohl, dass ich bis 1 Uhr morgens *Bessie Cutteriese, La Marie du port* [Die Hafen-Marie] von Simenon und *Mademoiselle Bécut* von Véry⁷⁰; all das ist amüsant. Ich schlafe mit dem wahn-sinnigen Wunsch ein, Sartre möge durch die Tür kommen und sich in seinem kleinen weissen Gewand zu mir setzen und endlos reden.

Freitag, 29. September

Reizender Tag. In gewissem Sinn ist es der Krieg, der mir jeden gelebten Augenblick so kostbar macht; nie habe ich die Dinge so heftig, so voll empfunden wie jetzt. Alles hier bezaubert mich, und besonders dieses trunkene Lesen, wie ich es nur noch bei Krankheit kenne. Ich bin schon um 8 Uhr aufgestanden; ich habe an Bost geschrieben und seine Briefe noch einmal gelesen, während ich zum Frühstück herrliche Aprikosenmarmelade ass. Dann mache ich einen Spaziergang auf den Strassen, aber die schneidende Kälte und die Hässlichkeit der Landschaft nehmen

⁶⁹ Sicher Fotos, die im August in Juan-les-Pins aufgenommen wurden.

⁷⁰ Pierre Véry (1900-60), Autor vieler Kriminalromane. *Bessie Cutter* ist ebenfalls ein Kriminalroman.

mir den Mut. Ich gehe nach Hause und lese; ich lese *Les généraux meurent dans leur lit* [Die Generale sterben in ihrem Bett]⁷¹, es ist entsetzlich, an manchen Stellen unerträglich; aber man glaubt noch nicht daran. Indes hat Warschau kapituliert, der Vertrag zwischen der UdSSR und Deutschland ist unterzeichnet, und Deutschland verkündet, dass es den Demokratien ein Friedensangebot machen werde; wir werden ablehnen, und dann geht es richtig los. Ich stelle mir das vor, ich lese diese Bücher, und ich kann es nicht wirklich glauben; es ist ein Alptraum, man wird aufwachen.

Gegen Mittag gehe ich auf den Boden und schlachte einen ganzen Bücherschrank aus; ich schaffe ganze Ladungen hinunter, wie angenehm es ist, all das zur Verfügung zu haben. «Diese Dame» nimmt mich in den Keller mit, wo ich einen Wein aussuchen soll, und ich wähle einen Chambolle-Musigny, den wir zum Braten trinken und der köstlich ist. Bis 4 Uhr lese ich in der Sonne *Campagne**, dann fahren wir mit einer völlig tauben russischen Prinzessin nach Angers, wo «diese Dame» Tante Suzanne aufliest. Ich verlasse sie für eine Weile, ich gehe etwas im botanischen Garten spazieren: auf einem grossen Erdwall an der Loire haben Hunderte Zigeuner mit ihren Wohnwagen Zuflucht gesucht. In einem Café schreibe ich an Védrine, und wir fahren nach Hause. Lektüre im Esszimmer – Abendessen – im Bett lese ich *La tradition de minuit* [Mitternachtstradition] von Mac Or-lan.

* Von Raymonde Vincent.

⁷¹ Buch des Amerikaners Charles Harrison.

Samstag, 30. September

Wieder ein reizender einsamer Vormittag. Um 8 Uhr Aufstehen. Ich schreibe an Sartre; «dieser Herr»⁷² lässt mir einige Nummern *Crapouillot**, über den Krieg, bringen; ich beginne mit der Lektüre und mache dabei Notizen. Briefe von Sartre vom 19. und vom 23. – ein Brief von Bost. Ich lese bis Mittag und stöbere noch einmal auf dem Boden herum: diesmal nehme ich einen ungeheuren Packen Bücher, viele davon über den Krieg. «Diese Dame» nimmt mich in den Keller mit, wo ich einen ausgezeichneten Mersault aussuche – verschämtes Leben einer Made im Speck. Ich habe meine Direktorin angerufen, und ich kann bis zum 6. oder 7. bleiben. Den Nachmittag über sitze ich auf der Couch, die Leselampe ist an, und ich lese bis zum Platzen die *Crapouillots* über den Krieg, ein kleines Buch von Rathenau, eines von Kautsky; das Kaminfeuer flackert; nebenan tippt der Mops auf der Maschine; es regnet. Seit langem habe ich nicht mehr eine solche Musse empfunden. Kleine Spazierfahrt mit «dieser Dame», dann wieder Lektüre, Abendessen und Lektüre eines P. Véry, *Le clavier universel* [*Die universelle Klaviatur*].

* 1915 gegründete Zeitschrift («crapouillot», eine Art Böller), die zunächst darauf abzielte, die Kriegsmoral zu heben, und nach dem Krieg Sprachrohr der literarischen und künstlerischen Avantgarde wurde. Ab 1930 erschienen nur noch satirische Sondernummern. Die wechselvolle Geschichte der Zeitschrift mündete in den sechziger Jahren in die Übernahme durch die extreme Rechte.

⁷² Der Ehemann «dieser Dame». Seit seiner Rückkehr aus dem Krieg, in dem er als Arzt gedient hatte, verliess er sein Zimmer nicht mehr und verkehrte praktisch mit niemandem.

Sonntag, 1. Oktober

Ich wache nach 8 Uhr auf, etwas schlapp; ich lese im Bett *Guerre* [Krieg] von L. Renn, was ziemlich schlecht ist – Frühstück. Ich lese den P. Very zu Ende und vertiefe mich in den Kautsky. Ich beantworte Sorokines Fragen zu Kant.

Stalin und Hitler machen eine Friedensoffensive – natürlich wird sie zurückgewiesen werden, aber niemand weiss, was vor sich geht oder was sich anbahnt.

Mittagessen mit einem Pouilly, den ich im Keller hole – den ganzen Tag Lektüre: *Crapouillots* über den Krieg und *Plutarque a menti* [dt.: *Plutarch hat gelogen*] *. Ich wusste im Grossen und Ganzen, wie unfähig der Generalstab 1914 war, aber das im Detail zu lesen ist erstaunlich. Abends im Bett lese ich eine der *Aventures du Saint* [Abenteuer des Heiligen]⁷³; es ist ziemlich schlecht.

Montag, 2. Oktober

Brief von Sartre – zwei Briefe von Bost – ich antworte ihnen. Die Bedeutung der Briefe ist ungeheuerlich; genau das dachte ich über den Krieg, die ganze Färbung des Tages hängt davon ab. Den ganzen Vormittag Lektüre über den Ersten Weltkrieg. Nach dem Mittagessen lese ich draussen *Les aventures de Jack London* [Die Abenteuer Jack Londons]⁷⁴; ich erlebe einen Augenblick tiefen Glücks, während ich am Fuss der Pappeln in der Sonne liege und lese; ich muss ans Limousin denken. Wie schön

* Von Jean de Pierrefeu.

⁷³ Von Leslie Charteris, geboren 1907.

⁷⁴ Von Londons Frau Charmian geb. Kittredge.

es ist: die Wiesen, die weisse Schranke, die Apfelbäume, die grossen Pflaumen; Fülle eines glücklichen Herbstes.

Wir fahren nach Angers, ich bleibe in einem Café und schreibe an Kos., Védrine, Sorokine. Abends wieder Lektüre, im Bett bis Mitternacht *L'agent secret* [dt.: *Ashenden oder Der britische Geheimagent*] von S. Maugham und *Le peuple de l'abîme* [dt.: *Menschen der Tiefe*] von Jack London.

Dienstag, 3. Oktober

Ich habe schlecht geschlafen, ich dachte an Sartre, an Bost, ich hatte ein zu starkes Verlangen, sie zu sehen. Wir durchleben einen komischen Augenblick. Hitler macht ein Friedensangebot, niemand kann diesen Frieden wollen; aberweichen Krieg wird man gegen sie führen? Was bedeutet dieses Wort genau: Krieg? Vor einem Monat, als es mit riesigen Lettern in den Zeitungen stand, war es ein gestaltloses Grauen, eine Anspannung der ganzen Person, ohne dass man wusste, worauf; es war verschwommen, aber voll. Jetzt ist es ein unbestimmtes Gewimmel von Widerwärtigkeiten, von kleinen Ängsten, es ist nirgends mehr, nichts mehr. Ich fühle mich entspannt und schwebend, ich warte, ich weiss nicht, worauf. Alle Welt scheint zu warten, als ob die Zeit irgendeine Wirksamkeit hätte. Gerade das verblüfft übrigens in der Geschichte des Kriegs von 1914: ein vier Jahre dauerndes Warten, unterbrochen von völlig sinnlosen Massakern; man könnte meinen, die Massaker dienten dazu, diesen reinen Fluss der Zeit etwas auszustaffieren, der sich am Ende schlagartig zu einem Sieg verdichtet. Das ist höchst absurd und in einem Masse kontingent, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Nachmittags fahren wir nach Angers – abends lese ich ei-

nen guten Curwood, *Au bout du fleuve* [Am Ende des Flusses], und einen widerlichen Stevenson, *Aventures de John N.* [Abenteuer von John N.]*.

Mittwoch, 4. Oktober

Ich bin sehr trübsinnig aufgewacht. Wieder möchte ich die Lebensform wechseln, ich bin froh, übermorgen nach Paris zu fahren. Wie wird mein Leben aussehen? Bis jetzt waren es bloss Ferien, ein ungewisser Anfang. Paris, der Unterricht, ich werde mich in dieser Kriegsexistenz einrichten, und von fern kommt sie mir ziemlich deprimierend vor. Fast fünf Wochen sind jetzt rum. Das waren ganz unterschiedliche Lebensformen:

- a) Vom 1. bis einschliesslich 8. September: grosses Entsetzen, eine eitle und ewige Flucht – Einsamkeit, Lektüre von Gide – schöner Herbst in Paris. Und wahnsinnige Ängste.
- b) Vom 9. bis einschliesslich 16. Sept.: Leben mit Kos. in der Wohnung von Gégé – Leben im Schrittempo, leer und sanft; Neuheit dieser wiedergefundenen Sanftheit.
- c) 17.-18.-19. Bei Toulouse – Vergnügen, dazusein, verknüpft mit dem Entsetzen der ersten Woche.
- d) Vom 20. bis zum 25.: Quimper und Védrine – Gefühl von Frieden – angenehme Sommerfrische.
- e) 25.-26.-27.: Fussmarsch, sehr schöne Stunden.
- f) Vom 28. bis jetzt: eine Woche Zurückgezogenheit, ganz in Lektüre vertieft; kein Innenleben; nur Behaglichkeit und Studium. Ich erinnere mich daran, dass ich mich in der ersten Woche mit fast nichts zufriedengab; ich bin in dem Masse anspruchsvoller geworden, wie sich die Bedeutung dieses Objekts: Krieg verwischt hat.

* Roman von Robert Louis Stevenson.

Es hat mich heute früh wie eine Panik ergriffen, dieser Wunsch, der Stille zu entkommen, wieder etwas anzupacken. Nach Sartres Brief vage Hoffnung, ihn in Marmoutier besuchen zu können; erneut Furcht und Ungeduld und Unruhe. Ich habe beschlossen, abzureisen, und bin um 7 Uhr abends nach Angers gebracht worden. Ich bin in einem Café am Bahnhof: Wie trostlos es ist! Ich wollte ins Kino gehen, ich bin in einem Kasernenviertel gewesen, mit Nutten, die sich Soldaten anlachten, Bistros voll von Militär; lange habe ich gezögert, ehe ich in das Café eintrat, wo ich *Marianne* gelesen habe. Das Kino spielte nicht. Ich bin durch diese Strassen, die mich ängstigten, wieder zurückgegangen. Wieder ist der Krieg in mir, um mich, und eine Angst, die keinen Ort hat.

Heft II

5. Oktober – 14. November 1939

Donnerstag, 5. Oktober

Ich habe sehr schlecht geschlafen. Hoffnung ist ein schwer zu ertragendes Gefühl, wenn sie so ungewiss ist – Schritte im Flur und das Oberlicht lassen mich nicht schlafen, und vor allem meine innere Unruhe. Es drängt mich, in Paris zu sein, ohne dass ich wüsste, warum.

Ich stehe um 6 Uhr auf. Ich esse und trinke am Bahnhofsbuffet, und um 7 Uhr nehme ich den Zug in Begleitung von drei rundlichen Nonnen – es ist schönes Wetter. Die Landschaft zieht vorbei, flach und golden; wir fahren durch Chartres, dessen Kathedrale ich sehe, und *Saint-Cyr*, das voller Erinnerungen steckt, und Versailles. Ich lese *Le cabaret de la dernière chance* [Das Kabarett der letzten Chance] zu Ende, was mich amüsiert, und beginne *Moll Flanders*¹, was ausgezeichnet ist.

Ich gehe zum Hotel *Mistral*, wo ich eine Menge Briefe finde und wo ich meine Sachen nehme, um mich in der Rue d'Assas niederzulassen. Ich treffe Gégé, ganz elend, ich grüsse sie kaum und mache mich über meine Briefe her. Einer von Kos., ganz liebenswürdig, sie ist deprimiert in Laigle – zwei von Sorokine, die todunglücklich ist – kurze Nachrichten und ein Brief von Védrine, die sich in Rennes niederlässt – eine Menge Briefe von Bost und von Sartre. Ich überfliege all das und renne voll Ungeduld zum Polizeirevier; dort sage ich ganz naiv, dass

¹ Das erste Buch ist von Jack London; das zweite ist ein Roman von Daniel Defoe.

ich «meinen Verlobten an der Front» besuchen möchte, und ich erhalte die Antwort, solche Genehmigungen würden grundsätzlich verweigert, und er würde bestraft werden, falls ich es schaffte, zu ihm vorzudringen. Ich beschliesse, mich an ein anderes Polizeirevier zu wenden und schlauer vorzugehen; aber das ist ein Mordsaufwand. Ich gehe zum Bon Marché, um Fotos zu machen, und esse in der Bar neben dem Fotomaton Schweinefleisch mit Linsen; die Fotos sind schauderhaft. Am schwierigsten ist es, eine neue Meldebestätigung für ein anderes Polizeirevier zu bekommen. Madame Parrier lässt mich abblitzen: «Aber Sie wohnen nicht hier; das wäre eine Fälschung», meint sie barsch; man merkt, dass Krieg ist und alle Krämerseelen das Erschiessungskommando am Horizont wittern. Ich gehe ins Lycée Camille Sée²; ein herrliches Bauwerk; ich warte einen Augenblick und suche die Direktorin auf. Ziemlich jung, schlank, elegant, gepudert, ihr Kinn hat unter dem Puder Bartstoppeln. Sie macht auf quicklebendig, ausgefallen und forsch: «Ich bin ganz schön forsch», sagt sie sogar unverblümt. Sie spricht über meine Aufgaben, ich bekomme anscheinend nicht viel zu tun; 200 Schüler im ganzen Lycée, ich werde davon nur 20 haben. Es wimmelt nur so von weiblichen Lehrkräften, man weiss nicht, wohin mit ihnen.

Ich fahre mit dem Taxi in die Rue d'Assas zurück, die Concierge näht auf der Maschine, sie sagt, sie könne mir die Bescheinigung nicht ausstellen, da ich nur Untermieterin sei; ich bleibe wie angewurzelt vor ihr stehen, sie näht eine Weile lang weiter, wir sagen praktisch nichts, und plötzlich steht sie auf und gibt mir eine Bescheinigung für die Zeit ab 14. September. Ich stecke ihr 50 Francs zu, und sie lehnt entrüstet ab; dann gibt

² Dem sie zugeteilt war (wie auch dem Lycée Fenelon), weil das Lycée Molière bei Kriegsausbruch in die Provinz verlegt wurde.

sie nach: «Nur die Hälfte»; dann nimmt sie alles. Auf dem Polizeirevier läuft es sehr gut; ich spreche von einer Schwester, die eine Knochenkrankheit hat und die ich aus Marmoutier holen will. Der Beamte ist ganz väterlich und stellt mir in seiner schönsten Schrift ein Papier aus. Jedoch wird eine Blondine, die ihren Mann in Seine-et-Marne besuchen will, abgewiesen: «Nicht zu diesem Zweck. – Aber zu anderen Zwecken darf man? – Erst mal muss man einen triftigen Grund finden», sagt der Beamte, der mir das Papier ausstellt. Man verspricht mir den Passierschein für Montag oder Dienstag, und ich gehe ganz aufgeregt und höchst nervös raus. Im *Dôme* schreibe ich an Sartre, und um 6 Uhr sage ich den Gérassis guten Tag. Wir trinken einen bei ihnen, dann im *Café'du Rond-Point*. Fernand war vier Tage im Gefängnis. Er erzählt, er sei denunziert worden wegen «Propaganda gegen die Aufnahme von Ausländern in der Fremdenlegion»; ein Mann hat ihm gesagt, er sei Weissrusse, und ihn gefragt, ob er seiner Meinung nach über die Grenze nach Spanien gelangen könne: sicher, sagte Gérassi: «Aber ich habe keinen Pass? – Man begibt sich zur Grenze und geht los.» Der Mann war ein Agent provocateur; Fernand wurde zur Präfektur gebracht, dann ins Lager, wo die Soldaten und die Unteroffiziere äusserst nett waren; einer hat ihm Tabak gegeben, als er erzählte, er habe in Spanien gekämpft, und als er hinzufügte, er sei General gewesen, steckte er ihm noch ein Päckchen zu. Er sagt, seine Freunde wunderten sich, dass man ihn so schnell habe wieder laufen lassen, sie seien sogar etwas misstrauisch ihm gegenüber; er hat den Eindruck, dass er polizeilich überwacht wird, und wagt nicht, Ehrenburg aufzusuchen. Es scheint, Malraux will sich zu den Panzern melden, aber wegen seiner nervösen Ticks will man ihn dort nicht; zwei Tage vor der Verhaftung der Kommunisten hat Nizan an Duclos eine sehr bündige Austrittserklärung geschickt, in der er mitteilte: «Da ich Sol-

dat bin, erübrigt sich jeder Kommentar.» Stépha bleibt eine Stunde mit mir zusammen, sehr nett. Ich esse in der *Coupole* zu Abend; es ist proppenvoll; Montparnasse ist überschwemmt von Militär und von einem ganz neuen Publikum, die wenigen alten Stammgäste sehen darin etwas vorsintflutlich aus, wie Zeugen einer vergangenen Welt. Verwirrt bestelle ich «ein kleines Münchner», und der Kellner lacht und sagt: «Wir müssen erst über die Siegfriedlinie.» Ich gehe ins *Dôme* und schreibe an Bost – ich bin todmüde. Die Pariser Nacht macht ungeheuren Eindruck auf mich. Ich hatte es vergessen: der Grosse Bär funkelt über dem Carrefour Vavin, es ist so seltsam; und es ist schön. Die Terrassen der Cafés fast menschenleer, allmählich wird es zu kalt; alles ist noch verlassener als letzten Monat. Ich gehe nach Hause durch Strassen, die finster wie Tunnel sind; ein kleiner Brief von Bost unter der Tür, der mich mit Zärtlichkeit erfüllt.

Freitag, 6. Oktober

Ich habe schlecht geschlafen; um 10 Uhr fiel mir das Buch aus der Hand, aber Gégé hat mich geweckt, als sie um Mitternacht nach Hause kam, und wir haben geredet: sie ist aus Castel Novel zurück, wo es von Frauen und spanischen Flüchtlingen wimmelt; aber sie erzählt nichts Amüsantes. Ich kriege kein Auge mehr zu; ich verliere mich in vergeblichen fieberhaften Gedankenspielen, wie ich den beiden Kos. Sartres Kommen und das von Bost verheimlichen kann: während der Nacht kommt mir das äusserst dringlich vor, und ich bin vor Aufregung erschöpft. Gegen 6 Uhr $\frac{1}{2}$ das Geheul einer Sirene, aber schwach und ungewohnt; die Leute lehnen sich aus dem Fenster; ist das Alarm? Es ist bloss eine Tücke der Technik. Ich schlafe noch

etwas, dann stehe ich auf, sage Gégé guten Tag und gehe zum Lycée Pasteur³. Ich bin guter Laune wegen der Hoffnung, Sartre zu sehen; ich habe mich herausgeputzt: ich habe Sartres Sweatshirt angezogen, mit einem kleinen grünen Tuch und einem grünen Turban, es ist sehr hübsch, und ich bin gerührt, sein kleines Kleidungsstück am Körper zu haben. Ich fahre mit dem Bus nach Neuilly, dann mit vollen Taschen zum Lycée Molière, wo ich mit der Oberaufsicht ein paar Worte wechsle; die Schule ist nach Meulan verlegt; schliesslich gehe ich wegen einiger Unterschriften im C. Sée vorbei und warte im *Lutétia* auf die Baba⁴, mit der ich zum Baden⁵ verabredet bin; die ganze Zeit über lese ich *Les âmes mortes* [dt.: *Die toten Seelen*] von Gogol, ich habe das für Bost gekauft, und es amüsiert mich ein bisschen. Der Boubou kommt auf dem Fahrrad daher, Stépha kann nicht baden gehen; ich hole meine Kleider bei der Concierge und bringe sie zu Gégé; da finde ich Briefe vor: einen von Bost, einen von Védrine und zwei von Sartre, einer ist von der Zensur geöffnet worden: das ist das erste Mal; ach! am 3. Oktober ist er mit unbekanntem Ziel in Marsch gesetzt worden, alle meine Pläne sind zunichte – ich erlebe einen Augenblick finsterer Verzweiflung; und gleichzeitig teilt mir Bost mit, dass man ihnen erklärt, wie sie sich bei Kugelhagel verhalten sollen. Ich esse bei *Pagès*, die Kehle ist mir völlig zugeschnürt; diese drei Wochen, die ich hinter mir habe, waren eine Ruhepause, deren Süsse ich nicht mehr begreifen kann, das war ein Schlaf ohne Wahrheit,

³ Lycée Sartres in Neuilly, wo sie sein Gehalt abholte. Weder sie noch er besass ein Bankkonto.

⁴ Spitzname von Stépha, die Polin war.

⁵ Im Hotel *Lutétia* an der Métrostation Sèvres-Babylone gab es ein Bad.

und jetzt ist die Verzweiflung wieder da; sie war schon gestern da, überall in Paris; aber heute ist sie auch in mich gedrungen, sie ist die Substanz, aus der ich gemacht bin. Verzweiflung und Angst. Und ich lehne mich einen Augenblick lang gegen diese ganze Bitterkeit und diese ganze Fadheit auf und gegen den Gedanken, dass es andauern könnte. Es interessiert mich nicht mehr; ich führe dieses Tagebuch jetzt nur noch aus Pflichtgefühl, während ich zu Anfang auf alle meine Reaktionen gespannt war. Ich lese alle Briefe von Bost ab Samstag wieder, und ich bekomme eine Vorstellung von seinem Leben, die schauern lässt; die Aufzählung seiner kleinen Freuden kommt einem deprimierend vor, und so empfindet er sie auch, die gebratene Gans, die Flanellgürtel, «le pou et l'araignée»*; ich habe eine gewaltige Lust zu weinen.

Ich gehe ins *Dôme*, ich schreibe an Kos., Védrine, Poupette, und lese *Les âmes mortes*, dann schreibe ich an Sartre. Hirschowitz, imposant und mit einer violettstichigen Krawatte, weicht mehr als zwei Stunden lang nicht von meiner Seite. Ich halte meinen Kopf mit Budgetproblemen beschäftigt, mit Fragen der Zeiteinteilung und der materiellen Organisation. Ich kaufe für Sartre *L'idiot* und das Tagebuch von Green, aber die *N, R, F*, erscheint nicht mehr oder ist vielmehr nur noch im Abonnement erhältlich. Ich gehe wieder in der Rue d'Assas vorbei; Gégé sagt mir, ich könne nicht bei ihr bleiben, das ist mir nur recht, aber ich muss mir eine neue Bleibe suchen, das Hotel *Mistral* ist zu weit. Ich besichtige Hotels, die in der Rue Vavin gefallen mir ziemlich gut. Ich kaufe eine schöne Pfeife für Bost, und der Verkäufer macht mir wunderbare Päckchen aus lila Papier; irgendetwelche Pfadfinderinnen kommen in den Laden und ver-

* Ein etwas schlüpfriges Lied, das Bost sang; etwa: «Pup und Spinne».

langen eine Pfeife G. B. D., «ganz dick besoffen, nur umgekehrt», witzeln sie, um auszudrücken, dass es für einen Soldaten ist. Zu spät, um noch meine Pakete wegzuschicken. Ich schreibe im *Dôme* an Bost und ein bisschen an meinem Tagebuch, dann gehe ich zu den Gérassis hinauf. Sie sind verkracht miteinander, weil Stépha gestern eine volle Stunde mit mir verbracht hat; und als ich zum Boubou sage, dass das doch nicht so schlimm sei: «Es ist schlimm, jemandem die Laune zu verderben, es ist zur Zeit schwer genug, bei guter Laune zu bleiben»; das ist der Gipfel: das Recht auf gute Laune. Wir essen Reis mit Huhn; das Abendessen ist ziemlich trübe. Dann spielen wir Domino, was sehr amüsant ist. Um 11 Uhr gehe ich fort, ich schlafe einigermassen.

Samstag, 7. Oktober

Gestern Abend im Bett habe ich Greens Tagebuch gelesen; dieser Kerl ist von ekelregender Mittelmässigkeit, er fühlt nichts, und die Beobachtungen, die er sich auferlegt, sind von finsterner Platttheit; ich erinnere mich dagegen an Gides Glücksgefühl bei jeder einzelnen Entscheidung. Hier ist alles erbärmlich.

Ich bin wohl erst nach Mitternacht eingeschlafen, und heute Morgen habe ich schon um 7 Uhr $\frac{1}{2}$ meine Toilette gemacht; ich habe ein unendliches Bedürfnis, tätig zu sein, ich muss mir meinen Roman wieder vornehmen, aber ich warte ab, bis ich mich in meinem Dasein wieder eingerichtet und die Hoffnung aufgegeben habe, Sartre zu sehen. Ich rede mit Gégé, die von ihrem Minderwertigkeitsgefühl erzählt, und ich bringe mein Tagebuch auf den neuesten Stand.

Brief von Sartre, von Montag, mir wird warm ums Herz; gestern hatte mich der Gedanke, aus dem Hotel *Mistral* auszuzie-

hen, düster gestimmt, als ob ich damit die Existenz aufgäbe, als ob es ein definitiver Abschied wäre; und nun schreibt er mir alles, was ich zu hören wünschte, und sogar noch mehr. Wenn ich sie nicht sehe oder wenn er sie mir nicht ausdrücklich zu fühlen gibt, stelle ich mir seine Liebe zu mir nicht wie etwas für ihn Lebendiges vor; sie erscheint mir fast wie ein Lebensumstand, den er nicht mehr in Frage stellt, der ihm sogar gefällt, aber doch eher ein Lebensumstand als eine persönliche Bindung; und das gibt meiner Liebe zu ihm oft etwas Hartes. Zum Teil rührt das von dem Abscheu her, den ich gegenüber den sentimental Illusionen einer Poupette, einer Védérine empfinde; der Gedanke, dass auch ich mich täuschen könnte, widert mich an; vor allem dies: sich täuschen, weil man glaubt, man habe eine privilegierte Stellung inne. Ich merke sehr wohl, wie man die Verhaltensweisen, die Worte, die sich an die «anderen» richten, psychologisch deutet, und zwar bewusst und in berechnender Weise – während man dasselbe Wort, dieselbe Verhaltensweise in Bezug auf sich selbst als einen signifikanten Gegenstand begreift. Es geht nicht um wahr oder falsch, ich denke nicht: er belügt sie, und mir sagt er die Wahrheit – weil dann der Gedanke ins Spiel käme, er könnte auch mich belügen. Es geht um den Unterschied zwischen einem Objekt, das man «in Klammern setzt», und einem absolut gesetzten Objekt. Man denkt «Er schreibt ihr, dass er sie liebt» – und «Er liebt mich». Und der erste Satz bedeutet nicht, dass er sie nicht liebt, im Moment, wo er es schreibt, aber es ist unentschieden und ohne grosse Bedeutung. Das erklärt das ungeheure Illusionsvermögen Poupettes in Bezug auf die Frau aus Oran, Védérines in Bezug auf Wanda – aber diese Art, die Einklammerung für sich selbst nicht einmal in Betracht zu ziehen, ist ärgerlich. Sobald man sie aber einbezieht, verzichtet man darauf, «eins zu sein», man widersetzt sich. Das müsste ich in meinem Roman in Bezug auf

F. und Pierre⁶, und auch Elisabeth, deutlich machen. Ansonsten aber spüre ich heftig, wie sehr zwischen Sartre und mir die Einklammerung absurd ist – ich glaube, ich werde sie über lange Zeit nicht spüren.

Brief von Bost, der mich sehr freut; wenn er mir zärtliche Dinge sagt, mache ich umgekehrt eine gewisse Klammer des Wohlwollens; ich denke nicht nur, sie sind wahr, sondern sobald sie etwas erfinderisch sind, denke ich, er hat darauf Wert gelegt, sie mir zu sagen, und in Anbetracht seines Charakters ist das ein Akt der Zärtlichkeit, der mich mehr als alles andere rührt.

Ich lese diese Briefe, dann gebe ich meine Pakete und Postanweisungen auf und räume mein Zimmer im Hotel *Mistral*. Ich lasse mir die Haare waschen, ich kaufe Toilettenartikel und mache mich schön, ein bisschen, um das Bild von einer Frau abzugeben, «die sich in Kriegszeiten nicht gehenlässt». Dann esse ich bei *Pagès*, ich gehe auf die Champs-Élysées, um die Audrys zu treffen.

Wir sind im *Marignan* verabredet, aber es ist von der Militärbehörde geschlossen worden, weil es nach 23 Uhr geöffnet hatte. Ich gehe gegenüber ins *Colisée* und lese *Meurtre en Mésopotamie* [Mord in Mesopotamien] von Agatha Christie. Ein schändliches Publikum aus Luxusnutten, Offizieren, «die in ihrem Bett sterben», und Drückebergern; das Publikum von 1916, wie es John Dos Passos und der *Crapouillot* zeigen.

Ich treffe die Audrys, und wir gehen ins *Pam Pam*. Die Schwester – mit ihren Haaren im Nacken jugendlich wie nie zuvor – verkündet, der Krieg sei «ein zu grosses öffentliches Unglück, als dass man das Recht hätte, an sein privates Unglück zu denken»; ihr Ehemann verdient als General und einflussrei-

⁶ Françoise und Pierre, Personen aus *Sie kam und blieb*, ebenso Elisabeth.

ches Mitglied des «Grand conseil de l'air»* jeden Monat mehr als 20'000 Francs – sie ist wohlhabend. C. Audry sagt im Ernst zu mir, sie achte ihre Schwester, weil sie merke, wie widerwärtig die Propagandafilme sind, die jetzt gedreht werden: «Sie wird vielleicht trotzdem daran mitarbeiten», sagt sie, «aber im Augenblick spürt sie, dass es widerwärtig ist.» Die Schwester ist im Übrigen reizend, sie hat den Kopf voll obszöner Geschichten, die sie reizvoll erzählt, und voll Adressen guter Restaurants. C. Audry sammelt Anekdoten über den Krieg und klebt Zeitungsausschnitte in Hefte ein. Sie hat sich wunderbare gefütterte Handschuhe gekauft und will mit mir zum Bon Marché gehen, um einen Hosenrock fürs Fahrrad anzuprobieren.

Ich verabschiede mich und gehe ins Ursulinenkino. Es wird *Saint Louis Blues* gezeigt, und ich muss beim Anblick eines Nachtlokals weinen; ich weine wegen Bost und meiner Abende mit ihm – und während *Cavalcade*** weine ich auch die ganze Zeit, in totaler sentimentaler Niedergeschlagenheit und in der grausigen Gewissheit, ihn nicht mehr zu sehen. Als ich das Kino verlasse, schluchze ich noch immer. Etwas neblige Nacht, es riecht schon nach Winter, so tragisch und schön, dass ich mich verliere, wieder zum unpersönlichen Bewusstsein einer Katastrophe werde. Das ist kolossal in Paris, die Katastrophe ist allgegenwärtig, und es ist eine quasi ausreichende Beschäftigung, sich ihrer bewusst zu werden.

Ich gehe bei mir vorbei, fieberhaft lese ich Sartres Brief: er ist abmarschiert und befindet sich 20 km von Marmoutier, aber er wird noch weiter wegziehen, ich verliere alle Hoffnung. Ich weine noch mal ausgiebig und mache mir das Gesicht, so gut es

* «Grosser Rat der Luftwaffe».

** 1933, Regie Frank Lloyd, dt.: *Cavalcade*.

geht, wieder zurecht. Dann esse ich Pommesfrites und Crêpes und lese dabei Agatha Christie zu Ende; ein Schwarm lustiger Leute, die ihre Képis austauschen. Ich setze mich im *Dôme* in einen ruhigen Winkel, schreibe einen riesigen Brief an Bost und fange einen Brief an Sartre an, man wirft mich raus. Ich gehe durch das völlig verlassene *Dôme*, die Tische sind umgekehrt, drei Kellner rechnen an der Kasse ab. Leute im Dunkel auf dem Trottoir zögern auseinanderzugehen. Ich gehe nach Hause, ich schreibe lang an Sartre, und im Bett lese ich noch etwas *Le singe d'argile* [Der Affe aus Lehm], dann schlafe ich ein.

Sonntag, 8. Oktober

Gegen 8 Uhr aufgewacht, ich bleibe im Bett, ich brauche nur die Hand nach meinem Buch auszustrecken; ich lese *Le singe d'argile*, dann das Tagebuch von Green; ich warte auf Post. Um 10 Uhr kommt ein kleiner Brief von Bost; nichts von Sartre. Ich trinke einen Kaffee in der *Closerie des Lilas* und lese Julien Green zu Ende; es ist menschenleer. Dann schicke ich Sartre ein Paket, esse etwas in der *Milk Bar*, sage kurz Stépha guten Tag und schreibe im *Dôme* an Védrine, Sor., «diese Dame». Dann gehe ich zu Fuss zum *Atlantic*, Rue Boulard, um mir *Anges aux figures sales* [dt: *Chicago*] anzusehen. Karten gibt es erst für die 5-Uhr-Vorstellung. Ich gehe zur Avenue d'Orléans und lese in jenem ganz grünen *Oriental*, wo Sartre eines Morgens für mich und Bost die Sachen ins reine brachte. Ich lese *Colonel Jack* [dt.: *Leben und Begebenheiten des Obristen Jacques*] von Defoe und den zweiten Teil von *Ames mortes*, es ist Sonntag, viele Spaziergänger ziehen an der Terrasse vorbei. Es ist mild.

Ich gehe um 5 Uhr zum Kino zurück – eine endlose Schlange, vor allem ganz kleines, junges Volk. Am Eingang ein Gedrän-

gel, alle haben Eintrittskarten, die Platzanweiserinnen werden angerempelt, die Türen halb eingedrückt – ein riesiges, volkstümliches Kino. Der Film ist sehr amüsant, James Cagney kurzweiliger denn je. Danach gehe ich zu *Pagès* essen, dann schreibe ich im *Dôme* an B. und S., ich gehe früh nach Hause. Ich lese im Bett eine Stunde lang *Les enfants du limon* [dt.: *Die Kinder des alten Limon*] von Queneau, es ist ein amüsantes Buch.

Montag, 9. Oktober

Langes Pferdegetrappel unter meinem Fenster. Ich wache auf; es ist 8 Uhr, und es regnet; schmutziger Tag. Ich bleibe im Bett und lese Shakespeares *Der Kaufmann von Venedig*, woran ich mich kaum erinnere, und *Die lustigen Weiber von Windsor*. Dann ziehe ich mich an; Post: nichts, nur ein paar Zeilen von Sorokine, die nach Paris zurückkommt, und ein reizender Brief von Kos., der ich sofort antworte. Ich möchte sie gern sehen; gleichzeitig wird mir klar, dass ich wirklich für ein Jahr, vielleicht für Jahre, mit ihr als einziger Stütze leben werde, ohne Sartre, ohne Bost. Ich bin der Verzweiflung nahe. Kein Brief von S. oder B. – vielleicht heute Nachmittag. Ich lese, ich esse mit Stépha in der *Coupole*, ich gehe in der Rue Amélie vorbei; *Europe*⁷ erscheint nicht mehr, ich gehe zu Gégé zurück und warte auf Post – sie zeichnet, und ich warte, fast ohne lesen zu können. Nichts ausser einer Nachricht von Védrine. Sorokine kommt um 5 Uhr vorbei; wir gehen zum Odéon; ich bekomme einen Passierschein für Sarrebourg, nicht weiter, es gibt kaum noch Hoffnung. Wir trinken einen in einem kleinen Café und

⁷ Die Zeitschrift.

gehen bis zur Métrostation Duroc; sie hakt sich bei mir nett und linkisch ein, aber ich bin gehemmt und weiss nicht, was ich mit ihr reden soll. Ich verabschiede mich, esse ein wenig, schreibe meine Briefe und spiele bei den Gérassis Domino.

Dienstag, 10. Oktober

Pardo ist zurück, es war meine letzte Nacht in Gégés Wohnung. Wir reden etwas. Zwei Briefe von Sartre, der eine über unser Jubiläum, unser zehnjähriges Jubiläum, das wir so herrlich feiern wollten. Ich bin todtraurig. Es gibt fast keine Hoffnung mehr, zu ihm zu gelangen, er zieht dauernd um. Ich fange mit meinem Umzug an, mein Zimmer gefällt mir; dann esse ich in der *Milk Bar* gebratenen Schinken und gehe zu Sorokine. Wir bleiben einen Augenblick bei ihr, sie zeigt mir Gedichte, die sie in der Tertia geschrieben hat, es sind ganz schöne dabei; sie windet sich nervös und es gelingt mir nicht, den richtigen Ton zu treffen. Wir gehen in ein Café, wo sie über ihr trauriges Los klagt: sie kann sich nicht in der Sorbonne einschreiben, wenn sie keinen Personalausweis hat, sie bekommt keinen Personalausweis, wenn sie nicht eingeschrieben ist, es ist immer das gleiche Lied. Ihr Vater hat keinen Verdienst mehr und ihre Mutter hat keine Arbeitserlaubnis. Weinend sagt sie: «Warum hat Norry⁸ alle Rechte und ich nicht?», es ist entsetzlich, diese blockierte Zukunft, dieses ewige Provisorium. Ich treffe Madame Maney in der Konditorei Mangin, Rue du Havre; sie ist eine ganz gute Frau. Ich gehe bei Gégé vorbei: Sartre wird in ein geräumtes Dorf verlegt werden, das bedeutet das Ende all meiner Möglichkeiten. Es versetzt mir einen Schlag, und dann fühle ich mich

⁸ Eine etwas zurückgebliebene Klassenkameradin.

fast erleichtert, es gibt nichts mehr zu hoffen, ich muss mich in meinem Kriegsleben einrichten, das ist alles. Ich gehe in mein Zimmer und räume auf, ich mag dieses Zimmer sehr, ich werde Holz kaufen und heizen, ich werde dort gern leben; mit den dicken roten Vorhängen kann ich abends richtig Licht anmachen, was sehr angenehm ist. Ich mache mir Gedanken über meine Kleidung, ich brauche einen Mantel; ich beschliesse, mich ab morgen wieder an meinen Roman zu setzen. Und in dieser tapferen Stimmung fange ich einen Brief an Sartre an. Ich muss entsetzlich schluchzen, ich begreife, dass für lange Zeit Krieg ist, dass Ewigkeiten vergehen werden, ehe ich ihn wieder sehe – ich bin todunglücklich.

Ich habe ausgiebig geweint; während ich mir dann die Augen wusch und mir das Gesicht zurechtmachte, um im *Dôme* zu essen und herumzutrodeln, hatte ich ein komisches Gefühl: ich hatte eine lebhaftere Vorstellung von mir, wie ich ins *Dôme* trete «mit verweinten Augen», das schien mir absolut notwendig, typisch Frau in Kriegszeiten. Und das war ich. Aus der Tiefe der Zeit und des Raumes kam mir der Gedanke: «Ich bin es, der das zustößt», und etwas in mir entging der Geschichtlichkeit. Das war existentiell, aber es war auch die Gespaltenheit einer Verückten.

Ich habe zu Abend gegessen, dann im *Dôme* an Bost geschrieben. Adamov hat sich mit verstörter Miene mir gegenüber hingesetzt; er sah verrückt aus. Als mir der Kellner auf 1'000 Francs herausgab, sagte er zu mir: «Es schickt sich nicht, aber darf ich Sie um 15 Francs bitten?» Ich habe ihm 20 gegeben; er hat keinen Verdienst mehr, er hat einen Wehrpass und wartet auf seinen Abtransport. Das ganze *Dôme* ist so, voll solcher Wracks.

Pokerspiel bei den Gérassis, wo ich meine 20 Francs zurückgewinne. Tausend Frontsoldaten sollen einen Zug besetzt

haben und illegal in Urlaub gefahren sein, ohne dass jemand gewagt hätte, sie aufzuhalten.

Ich gehe gegen 11 Uhr nach Hause, es macht mir Spass, mich in diesem Zimmer niederzulegen, die Lampe über meinem Bett anzumachen und *Vent d'ouest, vent d'est* [dt.: *Ostwind, Westwind*] von Pearl S. Buck zu lesen, obwohl das kaum interessant ist.

Mittwoch, 11.

Ich habe wegen der dicken Vorhänge bis 9 Uhr geschlafen. Eine neue Lebensform beginnt, die endgültige; zu Hause bleiben, arbeiten, statt mich zu verzetteln und Hilfe von aussen zu suchen. Ich habe überhaupt keine Lust mehr in Provins die Boxer zu besuchen, die mich freundlich einladen; auch nicht Toulouse in Crécy. Ich warte, bis die Leute nach Paris kommen. Es drängt mich, mit mir wieder etwas anzufangen.

Ich bin gutgelaunt aufgestanden; es tat mir gut, mein Frühstück an der Theke des *Dôme* einzunehmen. Bei Gégé vorbeigeschaut wegen der Post: ein süsser kleiner Brief von Bost. Dann bin ich zu mir gegangen, ich habe den *Canard enchaîné* gelesen, an Védrine geschrieben und dies Tagebuch gemacht. Ich werde mich wieder an die Arbeit machen. Ich muss meinen Roman von Anfang bis Ende noch mal lesen. Erst einmal habe ich gegessen. Mir war ein bisschen bang beim Gedanken an meinen Roman, ich hatte Angst, ihn schlecht zu finden, und dass mich das traurig stimmen würde. Ich habe 100 Seiten gelesen, mit lebhaftem Vergnügen, ich finde es insgesamt lebendig, amüsant und interessant, das macht mir Mut. Danach habe ich an Bost geschrieben, und dann ist Sorokine gekommen; sie hat mir

eine komische kleine Szene gemacht, weil ich ihr mein Tagebuch nicht zeigen wollte, ich weiss nicht, was sie da hineinphantasiert – und dann ist sie mir in die Arme gefallen wie im Juli, und wir haben uns leidenschaftliche Küsse gegeben; es schien mir, als suchte sie Liebkosungen bestimmter Art, einiges davon habe ich gemacht; schliesslich wurde sie traurig. Sie hat mir eine Menge sicher leidenschaftlicher Sätze auf Russisch gesagt, dann auf Französisch: «Ich liebe Sie so sehr! Ich liebe Sie so viel!» Sie ist reizend, oft unbeherrscht und nervös, aber so nett in ihrer Zärtlichkeit. Aber ich weiss nicht, was ich machen soll, ich sitze in der Klemme.

Ich habe mich verabschiedet und bin in der Rue d'Assas vorbeigegangen, wo ich nur Briefe von meiner Mutter und meiner Schwester vorgefunden habe, dann bin ich um 6 Uhr ½ in die *Milk Bar* gegangen, wo ich Schinken esse und dabei diese Aufzeichnungen mache.

Ich habe an Sartre geschrieben – bei Gérassis vorbeigegangen – um 8 Uhr war ich in meinem Zimmer, um den Roman weiterzulesen. Zwischen 8 und 10 habe ich ihn fertig gelesen; trotz grosser Mängel bin ich recht zufrieden. Ich mag den Ton und, jeweils für sich genommen, die Dialoge, die Episoden und die Atmosphäre. Aber Pierre existiert nicht, Xavière hebt sich nicht genügend ab, und ihre Beziehung ist zu vage, es fehlt zumindest ein wesentlicher Übergang zwischen Kap. 5 und Kap. 8. Das Drama der Françoise ist nicht richtig ins Zentrum gerückt. Der ganze Aufbau der Handlung ist gut, die Personen sind ziemlich lebendig, und ihre Geschichten überschneiden sich gut; aber das wesentliche Sujet wurde bisher nur angedeutet.

Ein guter Tag; ich bin zufrieden, die Arbeit wiedergefunden zu haben und die Neigung zur Einsamkeit und ein Lebensziel, etwas, das von mir selbst abhängt.

Donnerstag, 12. Oktober

Noch ein guter Tag. Ich bin gegen 9 Uhr aufgestanden, ich habe am Tresen des *Dôme* Kaffee getrunken und die *N. R. F.* gekauft, in der ein kleiner Artikel über *Le mur* steht, weder gut noch schlecht. Das Übrige ist kaum interessant. Zwei Briefe von Sartre, der immer noch nicht weiss, ob er an seinem jetzigen Ort bleibt. Ich arbeite zwei Stunden lang gut. Ich lege einen grossen Korrekturplan für die ersten Kapitel an, und einen grossen Plan für das ganze Ende. Ich stelle Bücherlisten zusammen und fühle mich ganz eifrig und aktiv. Ich schreibe an Sartre, auch um seine Meinung zu einem Einfall, den ich hatte, zu erfahren; wie, wenn ich meinen Roman zwischen 38-39 ansiedelte, so dass die Abreise von Bost und Sartre eine Reise in den Krieg wäre, wodurch alles endgültiger und das Verbrechen noch echter würde? An dieser Idee ist mir ziemlich viel gelegen. Mittagessen bei *Pagès*, dann wieder Arbeit, ich fange an zu schreiben und bin schnell wieder drin, die Geschichte fesselt mich. Um 2 Uhr ½ kommt Sorokine; sie schnaubt vor Wut: gestern hat sie mir dies Tagebuch stibitz; als sie es mit der Angst zu tun bekam und es mir zurückgab, habe ich zu ihr gesagt: «Wenn Sie es mitgenommen hätten, hätte ich Sie mein Lebtag nicht wiedergesehen.» Nun macht sie mir Vorwürfe: «Mehr vertragen Ihre Gefühle also nicht!» Ich setze mich neben sie aufs Bett und tröste sie, sofort Umarmung, leidenschaftliche Küsse; sie ist noch ganzaufgebracht: «Ich bin in Ihrem Leben das fünfte Rad am Wagen.» Ich versuche, sie davon abzubringen, auf mein Leben eifersüchtig zu sein, ich sage ihr, dass ich sie zärtlich liebe. Mit sicherem Instinkt hasst sie meine «rothaarige Freundin»*. Ich empfinde wirklich Zärtlichkeit und rede zu ihr so aufrichtig und sanft wie

* Louise Védrine.

nur möglich. Sie entkrampft sich, vielleicht geht sie zum erstenmal ruhig, zuversichtlich und zärtlich weg – sie macht schöne pathetische und zärtliche Mienen. Aber nun bin ich gegen meinen Willen da hineingeschlittert. Ich gehe bei Gégé vorbei; langer Brief von Védrine, die in Rennes sitzt. Ich treffe die Mondfrau, die mich gesucht hat. Wir gehen zusammen ins *Dôme*, neben uns sitzt ein komischer Alter in blauem Arbeitsanzug und liest *Science and Health* [Wissenschaft und Gesundheit] in einer Art schwarzem Messbuch; ein Betrunkener will ihm einen Satz erläutern, den er gestern gesagt hat, der andere will davon nichts wissen, und sie kriegen sich fast in die Haare. Der Betrunkene wendet sich an uns: «Ich habe schmale Schultern», sagt er, «aber eine breite Stirn». «Was gehen mich Ihre Schultern an», sagt die Mondfrau, zwei Kerle müssen den Betrunkenen von unserem Tisch wegzerren. Ich habe meinen Spass mit der Mondfrau und führe sie in die bretonische Crêperie, dann gehen wir in den Keller des *Schubert*, Boulevard Montparnasse, das teuer und trist ist; aber schliesslich wird Jazzmusik auf dem Klavier gespielt, und das verwandelt die Szene etwas. «Ich frage mich, wo die Leute alle geblieben sind», tönt die Mondfrau und erntet ein Murren des Kellners. Es scheint mir ein Kriegsabend, wie er im Buche steht. Wir werden um 11 Uhr hinausgeworfen, und wir gehen zum Boulevard Saint-Michel, dann bis zum Châtelet und an den Seineufem entlang. Polizisten patrouillieren durch die Nacht, mit weiten Pelerinen und blitzenden Helmen, zu Fuss, auf dem Fahrrad; sie richten Taschenlampen auf die Passanten und halten alle Männer an und prüfen ihre Papiere, sie schnüffeln sogar in den Pissoirs herum. Ich begleite schliesslich die Mondfrau nach Hause, gehe zu mir und lege mich gegen 1 Uhr früh schlafen. Lange bin ich nicht so spät schlafengegangen, und es ist mir angenehm. Sie hat mir eine Menge Geschichten erzählt; wenn man die Geduld hat, das gan-

ze Zeug, mit dem sie das ausschmückt, an sich vorbeirauschen zu lassen, kriegt man amüsante Sachen zu hören. Sie ist ganz ergriffen von Leidenschaft für einen jungen spanischen Flüchtling von 21 Jahren, der schön wie ein Gott sein soll und den sie gerade wieder in seinem Versteck im Gebirge aufsuchen will, wo er gehetzt und halb nackt lebt; die Dorfleute hassen diese Flüchtlinge; sie behauptet, einige seien sogar totgeschlagen worden, weil sie nicht zum Militär wollten; grösste Vorsicht ist also geboten; eines Nachts hatte sie sich verirrt, sie hatte ihre Schuhe verloren und war barfuss 5 km weit durchs Gestrüpp gelaufen und dauernd in Felsspalten geraten; sie wurde schrecklich überwacht. Der Mensch spricht kaum zwanzig Worte Französisch, ich kann mir ihre Konversation gut vorstellen. Sie hat nur eine Sache im Kopf: wieder zu ihm zu gehen. Sie erzählt, wie sie mit dem Mondmann an der Landspitze von Raz war und wie sie versucht haben, ein ganzes Fischerdorf moralisch, historisch, politisch aufzuklären; sie beschreibt gut das Leben dieser Leute und wie die Frauen sagen: «Bei Unwetter machen wir uns Sorgen um sie, aber wenn sie länger als zwei Wochen an Land bleiben, wünschen wir uns, dass sie wieder rausfahren.»

Schlecht erzählt sie ihre Reise nach Korsika, die mir wie ein komisches Abenteuer vorkommt, mir aber unverständlich bleibt. Natürlich Fickgeschichten: wie sie sich, als sie 20 war, eine Stunde lang mitten auf dem Feld mit dem Vaterunser, Bekreuzigungen und Verwünschungen gegen zwei Kerle wehrte; als sie sie schliesslich mit den Worten verfluchte: «Alle eure Töchter sollen vergewaltigt werden», wurde der Kerl, der zuschaute, freundlich, stoppte den anderen und sagte: «Gestern habe ich eine Tochter bekommen; zünden Sie doch eine Kerze für sie an», und sie wurde nach Paris zurückbegleitet. Sie erzählt mir auch, wie Leduc, ein kleiner Bursche von *Âge nouveau**,

neulich Nacht Schläge gegen seine Tür vernommen hat: Polizei! Und wie er geschrien hat «Scheisskerle!», weil er glaubte, es seien Kameraden; das ging ziemlich lange so; dann hat er aufgemacht, und fünf Polizisten kamen mit Revolvern in der Faust rein; man hielt ihn für einen Kommunisten; bei ihm wurde ein Paket mit Damenschuhen und Personalausweis gefunden, das er in einem Zug aufgelesen hatte, das schien verdächtig. Schliesslich konnte jedoch keine Anklage gegen ihn erhoben werden. Da hat man ihn für 8 Tage wegen Diebstahl ins Gefängnis gesteckt, wegen dem Paket.

Sie glaubt, Daladier habe, um die Volksfront zu vernichten, Hitler aufgefordert, Krieg zu führen. Und sie hält defaitistische Reden. Eine komische Fahrt mit dem Zug, auf der sie sich noch und noch hat betatschen lassen, um dann zu versuchen, bei den Soldaten Mitleid mit Giono⁹ zu wecken. «Sie dürfen junge Soldaten nicht zu derartigen Reden verleiten», sagte ein Soldat in strengem Ton zu ihr. Sie hat nichts dagegen, eingesperrt zu werden, weil sie bei ihrer Entlassung 40'000 Francs Gespartes vorfinden würde. Sie erläutert: «Für die Frauen unserer Generation ist der Krieg hart! Stell dir vor, wir müssten wieder aufs Trottoir, um wieder auf den grünen Zweig zu kommen, wo wir uns doch schon so abgerackert haben, um was zwischen die Zähne zu kriegen!» Sie glaubt, Giraudoux werde bald entlassen werden, weil er als zu lau gilt. Sie hat sechs Stunden lang pausenlos geredet, häufig mit geglückten Ausdrücken und sehr viel Charme in den Gebärden und im Mienenspiel.

* Kleine Tageszeitung.

⁹ Pazifist.

Mittwoch, 13. Oktober*

Ein etwas verzettelter Tag, ich hätte besser arbeiten können; aber ich bin nicht mehr richtig daran gewöhnt, stundenlang vor weissem Papier zu sitzen, es kommt mir komisch vor. Ich bin um 9 Uhr ½ aufgestanden, ich bin umsonst zur Rue d' Assas gegangen, dann zum *Dôme*, wo ich Stépha getroffen habe. Ich habe mich neben sie gesetzt, und sie hat mich gefragt, ob ich tatsächlich lesbisch bin; wir haben Zeitung gelesen und uns *Marie-Claire* angesehen, da sind Muster für Briefe an Soldaten zum Totlachen drin – wir haben Besorgungen gemacht, dann habe ich im *Dôme* ein Stockfischgericht gegessen und an Bost und an Sartre geschrieben. Der Ungar ist aufgekreuzt, ich habe ihm die Hand gedrückt und bin weggeflitzt, um bei Stépha einen Lippenstift zu holen. Um 3 Uhr habe ich mich an die Arbeit gemacht, es war spät, und ich habe kaum was getan. Angefangen, über die Krankheit zu schreiben, aber ich bin noch nicht richtig drin. Ich habe an meinem Tagebuch geschrieben und bin bei Gégé vorbeigegangen, wo ich einen langen reizenden Brief von Bost vorgefunden habe. Dann bin ich zu *Capoulade* gegangen; an Toulouse geschrieben, an Poupette, an den Boxer. Das Leben bekommt Form, ich müsste nur mehr arbeiten. Das *Dôme* machte gegen Mittag einen ganz normalen Eindruck, mit bekannten Gesichtern, gepflegten Frauen. Und auch *Capoulade* heute Abend. Ist das der Krieg? Staunen darüber, dass ich nicht stärker leide, und vor allem, dass ich nicht stärker aus der Bahn geworfen bin. Das Leiden kommt vielleicht noch, aber nicht die völlige Erschütterung, ich glaube es nicht. Im Moment ist noch nicht wirklich Krieg. Das Schlimmste steht noch bevor.

Die Mondfrau ist um 7 Uhr gekommen, und wir gehen gleich

* Irrtum der Autorin: der 13. Oktober war ein Freitag.

ins Kino am Panthéon; wir geraten mitten in einen Dokumentarfilm über Erdöl. Aber danach wird ein reizender englischer Zeichentrickfilm gezeigt, *La chasse au renard* [Die Fuchsjagd]; ein ganz anderer Stil als der amerikanische, ein höherer künstlerischer Anspruch, ab und zu Einfälle à la Chirico und viel Anmut. *Pilote d'essai* [dt.: *Der Werkpilot*] mit Clark Gable und Myrna Loy macht uns ziemlich Spass. Dann gehen wir zur Bar von *Capoulade*, essen Steaks mit Kartoffeln und trinken eine Flasche Beaujolais; wir kommen in Stimmung und fangen an, uns Freundschaftserklärungen zu machen. Als wir um 11 Uhr rausgeworfen werden, kaufen wir in der Konditorei am Boulevard Saint-Michel Getränke; zwei Flaschen, eine kleine für uns und eine grosse für Youki¹⁰, bei der die Mondfrau vorbeigehen will. Ich amüsiere mich. Wir kommen zur Rue Mazarine und steigen in völliger Dunkelheit zwei Etagen hoch. Wir klingeln; der Essraum ist voll von Rauch, Menschen, Rotweingläsern. An den Wänden Gemälde von Foujita, eines stellt Youki nackt mit einem Löwen dar; sie sind farbig, Youki hatte ihn gebeten, zu zeigen, dass er auch anders als nur in Weiss malen kann; sie sind übrigens nicht sehr schön. Youki präsidiert, gehüllt in einen japanischen Kimono, der schöne Arme und den Brustansatz frei lässt, sie ist blond, ziemlich schön und durch und durch unecht. Da ist auch Claire, die Betreuerin mit der breiten Stirn, die früher mit Kiki vom Montparnasse, mit Pascin¹¹ und mit Sonia Krog befreundet war und die allmählich in Mystizismus verfällt und mit feuchten Augen erzählt, wie Männer sie haben leiden lassen; ihr Mann, Manuel, der Exhibitionist mit dem langen, unheilvollen Gesicht, legt im Nebenzimmer Karten, er legt sie der «Menschheit» und weissagt ihr nichts Gutes. Da ist auch Blanche Picard in einem roten Kimo-

¹⁰ Ex-Frau von Foujita, verheiratet mit Robert Desnos.

¹¹ Der Maler; er beging 1930 Selbstmord.

no, mit einem zermarterten intellektuellen Gesicht, das den ganzen Abend keine Miene verzieht; und eine kleine Lesbe, die Pfeife raucht, eine ziemlich schöne Dunkelhaarige und noch eine andere Frau. Da sind Michel und einige schweigende junge Männer und ein ziemlich schöner Blonder in blauem Rollkraggenpullover und ein Soldat auf Urlaub, der wie Buster Keaton aussieht und den ich schon im *Flore* gesehen habe. Diese ganze Gesellschaft redet über einen Brief von Desnos, der gelassen vom Leben an der Front erzählt; man ist entrüstet, verlangt von ihm Revolte. Auch die Mondfrau entrüstet sich und fordert Revolte, diese Leute sind betrunken und jämmerlich, aber der Soldat, der ihnen an die Gurgel springt, ist mit seinen pathetischen Reden über Panzer und Stacheldraht ebenso widerwärtig wie sie. Eine richtige, gut einstudierte Komödie: die einen spielen surrealistische, zynische und aufrührerische Etappe, und er spielt den von der Zivilistenmentalität angeekelten Frontkämpfer. Ich bin baff, wie sie sich krampfhaft um Contenance bemühen, wie sie sich überhaupt nicht um die Realität scheren; für sie existieren nur Worte und vor diesen Worten Vorschriften, die sie ihrer Vergangenheit und einigen anerkannten Autoritäten entlehnen. Sie sind nicht einmal blosser Schein. Der Soldat schützt seinen Schwanz mit den Händen, man lacht hysterisch, Youki lächelt wollüstig und sucht nach forschen Paradoxien. Monotones Vokabular: «Scheisse, du kotzt mich an», jedes Wort deutlich abgehoben und so unnatürlich wie möglich. Die ganze Gesellschaft ist geil; die Mondfrau lässt sich lange von dem Blondem küssen; Youki zeigt auf Blanche und sagt: «Blanche ist hysterisch, sie vögelt seit einem Monat nicht mehr.» Der Soldat sagt: «Wir pfeifen auf die Frauen, sagt das euren Freundinnen, wir brauchen sie nicht, um uns einen abzuwachsen.» – «Sagt euren

Kumpeln, wir brauchen sie auch nicht», antwortet Youki, «wir aber wixsen uns keinen ab.»

Der Alkohol verschafft mir starke Eindrücke. Ich fühle mich so wenig Frau, so wenig sexuell, ich kann überhaupt nicht mitreden. Aber ich stelle mir die beiden Kos. vor, wie sie sich ihres Körpers und ihrer Weiblichkeit bewusst sind, wie sich von all diesen Frauen «kompromittiert» fühlen würden – das existiert für sie, und doch widert es sie an, daher die aggressive Note ihrer Verachtung: sie fühlen sich trotz allem bedroht. Das weckt in mir grosse Sympathie für sie; sie möchten anständig leben, aber in einer Welt voll zweifelhafter und schmutziger Dinge; das ist nicht leicht. Sartre, Bost, ich selbst, der Stoff unseres Universums ist demgegenüber ganz sauber.

Wir machen uns grosse Freundschaftserklärungen, die Mondfrau und ich, sie sagt, sie empfände seit Berlin eine so grosse Zuneigung zu mir und in gewissem Sinne «gegen jemanden»; gegen Sartre. Sie sagt, sie habe seinetwegen unheimlich in der Klemme gesessen, will aber nicht ins Detail gehen; sie hegt tiefen Groll gegen ihn.

Sie singen. Sie singen ein ausgezeichnetes Lied von Prévert, patriotische Lieder aus dem letzten Krieg und einige schöne antimilitaristische Lieder; eines rührt mich, seine Melodie ist schön: «Wer mich erschießt, wird mein Freund sein.»

Die ganze Nacht habe ich unablässig das Gesicht des kleinen Bost vor mir, mitten in den Diskussionen und beim Singen, und ich möchte am liebsten schreien, alles ist von düsterer Tragik.

Wir brechen um 4 Uhr morgens auf, und ich nehme die Mondfrau und den Blonden mit zu mir. Wir trinken die kleine Flasche aus, und die Mondfrau spricht drei Stunden pausenlos, während sie auf dem Bett liegt. Sie erzählt ausführlich ihr Le-

ben, ich kannte fast alles schon; sie spricht über ihren Mann, den sie alles in allem Sartre etwas überlegen findet, von Wanda, die ganz nett ist, sich selbst aber überschätzt; Sartre überschätzt Wanda und die Mondfrau und sich selbst, nur ich übertreffe die Wertschätzung, die er mir entgegenbringt und die sie zu lau findet. Das ist mir unangenehm, wie immer, wenn ich erlebe, wie ein fremdes Bewusstsein meine Geschichte mit Sartre denkt. Der Blonde ist sichtlich auf eine Affäre mit der Mondfrau aus. Sie verabschieden sich um 7 Uhr früh. Ich finde diese Mondfrau ziemlich reizvoll und habe Sympathie für sie, trotz der tiefen Vulgarität ihres Welt- und Menschenbildes. Ich gehe ins Bett und schlafe wie ein Stein.

Samstag, 14. Oktober

Trauriges Jubiläum unserer morganatischen¹² Hochzeit. Ein grosser Brief von Sartre, er beantwortet die Frage der Landspitze von Raz nach der Unendlichkeit der Welt – er hat keinen Brief von mir und ist beunruhigt, es stimmt mich so traurig, dass er von mir abgeschnitten ist, ich brauche ihn so sehr, ich schreibe ihm unter Tränen einen langen Brief. Ich bin gegen Mittag aufgestanden, ich habe im *Dôme* eine Stunde lang den Ungarn gesehen, der mich angeödet hat, dann an Sartre geschrieben. Ich fühle mich trübsinnig und leergepumpt, mit einem sehr leichten Kater. Friseur, Stoffkauf für Turban. Ich gehe im C. Sée vorbei, im Fénelon, wo niemand ist, und esse etwas bei *Capoulade*, während ich an Bost schreibe. Dann gehe ich um 7 Uhr zu Sorokine.

Ihre Freundin ist da. Schüchtern und nichtssagend – sie sitzt

¹² So hatten sie ihre Beziehung im September 1929 getauft.

im Sessel und strickt; Sorokine hat sich eine Schleife mit Schottenmuster ins Haar gesteckt, sie sieht reizend aus und wirft mir leidenschaftliche Blicke zu. Wir reden; dann begleiten wir die Freundin nach Hause und machen einen kleinen Spaziergang unter den Métrobögen am Boulevard Exelmans und auf den Quais an der Seine; die Bäume mit ihren welken Blättern und die grossen gelben Lampen sind sehr schön in der Nacht. Ich hake mich bei ihr ein und rede zärtlich mit ihr; sie antwortet schüchtern und reibt ihre Stirn gegen meine; wir sprechen über das vergangene Schuljahr und wie sie sich bemüht hat, mich zu sehen. Wir gehen zu ihr; sie kauert sich in den Sessel mit dem Teddybären auf dem Schoss, und wir reden sanft miteinander. Zum erstenmal akzeptiert sie eine zärtliche Komplizenschaft mit mir, sie hat nichts Unbeherrschtes und Nervöses mehr, sie ist weich und ergeben wie ein zahmes Tier; dieses linkische Mädchen ist heute Abend von reizender Anmut, mit ihrem Lächeln, ihren Blicken, ihrem kleinen Nasekräuseln. Sie rührt mich; sie ist ganz «Nymphe mit dem treuen Herzen», wie Sartre sagen würde.

Ich verabschiede mich von ihr und fahre mit der Métro nach Hause; ich schreibe einen langen Brief an Védrine und schlafe ein.

Sonntag, 15. Oktober

Heute soll Kos. eintreffen. Morgens mache ich Toilette, meine Nägel; ganz kleiner Brief von Sartre bei Gégé, vom 10.; auf der Post zwei grosse Briefe von Bost und eine kleine anonyme Nachricht, in der mir seine Adresse mitgeteilt wird. Es scheint so nah auf der Landkarte; es regt mich auf, zu wissen, wo er ist,

und zu spüren, dass zwischen uns Bahnlinien und eine bestimmte Zahl von Kilometern liegen, ohne dass ich zu ihm kann.

Hitler schäumt vor Wut über das französisch-englische «Nein»; es heisst, er wolle schnell Krieg. Einige meinen, der Kampf beginne erst im Frühjahr. Aber es wird gekämpft werden – Tote, Tote –, und es wird lange dauern.

Paket an Sartre – Brief – von Kos. ist um 1 Uhr auf dem Bahnhof nichts zu sehen. Ich esse im *Dôme*, ich arbeite etwas bei mir und gehe um 5 Uhr wieder zum Bahnhof. Keine Kos. Ich gehe nach Montmartre, ich will ins Kino. Es ist mild, Sonntag, die Leute gehen spazieren, der Himmel ist blau. Ich habe gern auf Kos. gewartet, um auf etwas zu warten, aber nun warte ich nicht mehr auf sie; ihre Abwesenheit hat mich abgekühlt. Ich erinnere mich an das Lied der Mondfrau, es geht mir durch den Kopf: «Oh! verflucht sei der Krieg!» Aber wer würde sich schon auflehnen, und wie und gegen wen? Ich trinke einen im *Café de la Poste* – wie der Frieden fern ist.

Ich sehe mir *Peter Ibbetson* an – es ist ziemlich schlecht, obwohl G. Cooper hergibt, was er kann. Düsterer Logenplatz, mein Nachbar versucht zu füsseln, ich setze mich zwei Sessel weiter und lasse die Sitze hochschnellen. Ich fahre nach Montparnasse zurück. In der Métro lese ich flüchtig *Les illuminés* [Die Illuminaten] von G. de Nerval. Massenandrang. Und in der Menge Kos. mit ihrem blauen Mantel und einer kleinen roten Bluse, lächelnd, ihre Koffer in der Hand. Wir gehen zu Fuss zum Hotel, wo sie ein provisorisches Zimmer bekommt und wo wir eine Menge Zimmer besichtigen. Dann versuchen wir ins *Dôme* reinzukommen, es ist überfüllt, und wir landen in der *Rotonde*. Wir reden, ich erzähle ihr eine Menge Geschichten, vor allem über die Mondfrau; wir reden noch bei mir bis 1 Uhr morgens. Es kommt mir etwas komisch vor, dass sie von Bost spricht, es ist mir nicht so geheuer, aber die Eifersucht schlummert, ebenso

die Begierde. Ich habe nur einen unangenehmen Traum, in dem sie mich auffordert, ihr einen Brief zu zeigen, den ich an Bost schreibe, vor Angst habe ich Schweissausbrüche.

Montag, 16. Oktober

Wiederaufnahme des Schulbetriebs. Das ist nicht gerade vernünftig; die Tage werden jetzt nichts Aussergewöhnliches mehr haben, die Poesie des Nichtstuns, die sie gerade noch rettete, ist beendet. Nun beginnt die Seriosität, und es gibt keinen Ausweg.

Der Wecker klingelt brutal um 7 Uhr $\frac{1}{2}$. Ich stehe auf; um 8 Uhr bin ich draussen, es ist schönes Wetter; ich gehe den Boulevard Montparnasse entlang und trinke im *Dupont* Kaffee; dann 10 Minuten Métrofahrt und 10 Min. Fussmarsch bis zur Schule. Wie leer das grosse Gebäude ist; prächtiges Lehrerzimmer mit Clubsesseln, Glaswänden usw. Ich gebe neun sehr artigen Mädchen in blauen Kitteln 2 Stunden Unterricht. Es ödet mich nicht an, ich halte einen guten Unterricht – leichtes Gefühl von Unwirklichkeit und Absurdität. Die Leute sind nett, die Direktorin, die Aufseherinnen.

Sorokine wartet an der Tür auf mich, aber ich beachte sie nicht; ich fahre im Taxi zum Fénelon, wo ich meinen Stundenplan bekomme: noch eine Abiturklasse, das macht 17 Stunden Arbeit, das ist viel. Diese Schule ist düster: Fénelon ist jetzt im Henri IV, einer reizenden Schule, aber mitten im Umbau; die Klassen sind in einem modernen und sehr hässlichen Seitenflügel untergebracht. Enge Flure mit Schildern: Luftschutzraum 1, Luftschutzraum 5 – und schwarzgekleidete Frauen, den graubeigen Beutel umgehängt. Die Direktorin ist die schlimmste unter diesen Furien; sehr barsch, weil ich nicht davon angetan

bin, bei ihr zu arbeiten. Ich gehe bei Monsieur Monod¹³ in der Sorbonne vorbei, weil man ein bisschen damit droht, mich nach Bordeaux zu versetzen; Audry getroffen und eine Frau aus Marseille, Madame Chazotte. In der Rue d'Assas ein Brief von Sartre vom 13.; er scheint meine Briefe am Tag vorher bekommen zu haben, aber ich habe seinen Brief vom 12. nicht, wir schreiben uns aufs Geratewohl, das ist unangenehm. Mittagessen in der *Milk Bar* mit Kos. Zwei Stunden Unterricht im Fénelon: 24 Schülerinnen in Strassenkleidung, gepflegt, geschminkt, ganz Quartier Latin. Sie bringen die Gasmasken mit ins Klassenzimmer und legen sie neben sich hin.

Um 4 Uhr treffe ich Kos. bei *Capoulade*. Ihr Gesicht ist violett, und wir sind besorgt. Sie meint, eine schlechte Seife habe abgefärbt, und ich bewundere die Empfindlichkeit ihrer Haut: aber abgefärbt hat eine Puderquaste. Wir gehen nach Hause, ich schreibe an Sartre – wir essen in der *Crémérie*; wir gehen ins *Dôme* und kommen um 9Uhr $\frac{1}{4}$ zurück. Brief von Védrine, ganz reizend. Ich schreibe an Bost, dann an diesem Tagebuch und gehe schlafen.

Deutsche Betriebsamkeit an der Westfront und neue Friedensoffensive Hitlers.

Dienstag, 17.

Es sieht aus, als würde allmählich ernsthaft gekämpft. Deutscher Angriff und Gegenangriff der französischen Truppen. Die Deutschen bombardieren die schottische Küste. Man wartet auf die Entscheidung Stalins, aber es scheint schlecht zu stehen. Ich lese das alles in der Zeitung, aber ohne eine Gefühlsregung. Ich bin

¹³ Oberschulrat.

gleichgültig, lasch. Es verdriesst mich nicht, ich fühle nichts, keine Liebe, keine Furcht, keine Traurigkeit.

Zweiter Schultag, stark beansprucht. Heute früh war ich im Henri IV, es ist ganz und gar nicht unangenehm; nur 10 Minuten Fussweg. Ich gehe durch den neblig-goldenen, ganz prächtigen Luxembourg, trinke einen Kaffee an der Theke des *Capoulade*, und schon bin ich da. Zweieinhalb Stunden Unterricht, dazwischen ein Probealarm, die Direktorin läuft, Hut auf dem Kopf und Pfeife im Schnabel, durch die Gänge und stösst laute Pfiffe aus: im Gänsemarsch geht es in einen erstklassig eingerichteten Luftschutzraum. Übung mit den Gasmasken, sie reisst ihren Hut runter; sie schreit unter ihrer Maske: «Auch die Lehrkräfte!», aber ich habe meine nicht dabei. Sie wartet einen Moment, die Schülerinnen lachen über sich selbst, und sie brummt: «Es ist nicht zum Lachen, los!», sie ist in ihrem Element. Sie erklärt, in den Luftschutzräumen dürfe man weder sprechen noch sich bewegen, weil Sauerstoff gespart werden muss. Wir beenden den Unterricht. Es macht mir Spass, wieder im Quartier Latin zu sein; es ist 11 Uhr, ich kaufe bei Gibert *Les deux Dianes* [Die zwei Dianen] * für Bost, ich esse in der *Source* und schreibe an Védrine. Dann Lycée C. Sée; die Direktorin ist sehr freundlich. Es kommt mir ziemlich normal und nicht läppischer vor als früher, meinen Unterricht zu halten. Métro Gare Montparnasse; Brief von Bost, ich schicke ihm das Paket und schreibe ihm und Sartre im *Versailles*¹⁴. Dann gehe ich zu Fuss zu den *Deux Magots* und warte auf Kos. Ich habe *Les illuminés* von Gérard de Nerval beendet. Mein Leben wird ausgefüllt sein, da habe ich keine Sorge. Aber wie es doch nüchtern sein wird!

* Von Alexandre Dumas d. Ä.

¹⁴ Café-Restaurant-Tanzbar, Place de Rennes 3.

Düsterer Moment in den *Deux Magots*; Kos. ist schlechter Laune. Wir kaufen einen schönen Turban aus rotem Musselin für mich, dann gehen wir zu Fuss bis zur Crémérie, wo wir zu Abend essen. Ich gehe bei Gégé vorbei, wo ich einen Brief von Sartre habe. Dann Abend im *Flore*. Das *Flore* ist mit dicken blauen Vorhängen und neuen roten Bänken ausgestattet, das sieht sehr schön aus. Seit September haben sich die Cafés gewandelt, sie wissen jetzt, wie man richtig verdunkelt, und machen drinnen alle Lichter an, man ist geblendet, wenn man von draussen reinkommt. Da ist Sonia, wunderschön, einige bekannte Gesichter. Es ist voller Männer, gegen Ende sind fast nur noch Männer da, und es riecht stark nach Tabak und politischer Unterhaltung. Wir reden, wir gehen zu Fuss nach Hause und legen uns schlafen.

Mittwoch, 18. Oktober

Ein Tag der Freiheit. Morgens habe ich einen angenehmen Augenblick, als ich im *Dôme* Kaffee trinke und zu Hause den *Canard enchaîné* lese. Danach arbeite ich mit Vergnügen; ich esse bei *Pagès*, und um 12 Uhr ½ kommt Sorokine. Ich bin verlegen, weil Kos. im Zimmer nebenan ist. Sie weint ein bisschen, als ich ihr sage, dass ich sie nur zweimal in der Woche sehen kann; sie nötigt mir das Versprechen ab, dass wir uns ein weiteres Mal sehen und dann zusammen Philosophie machen. Sie verabschiedet sich um 2Uhr ½. Ich schreibe an Sartre, an Bost, dann gehe ich mit Kos. ins *Dôme*, sie ist völlig trübsinnig. Dann hole ich meine Schwester ab; der Bahnhof ist düster; viele Soldaten, ein Polizist verstellt ihnen den Weg und verlangt ihre Urlaubsscheine. Ich nehme Poupette mit in die *Milk Bar*, wir reden über Saint-Germain-les-Belles, es ist nicht gerade amüsant; sie erzählt, dass man dort seit sechs Wochen auf die Flüchtlinge

aus Hagueneau wartet und dass der Ausrufer in den Strassen verkündet: «Vergessen Sie nicht, dass die Elsässer doch Franzosen sind!» Wir gehen zu den Gérassis, wo wir zwei Stunden lang reden, und ich gehe nach Hause schlafen. Ich habe einen kleinen Brief von Sartre in verschlüsselter Sprache, er teilt mir mit, dass er in Brumath ist.

Donnerstag, 19. Oktober

Ich stehe auf, ich gehe zur Post in der Rue Littré, wo ich einen langen, zärtlichen Brief von Bost von Sonntag-Montag vorfinde. Ich frühstücke im *Versailles* und antworte ihm. Das Café ist ganz düster, Kellner wischen noch die Tische ab, ich muss an die Provinz-Cafés denken, wo man früh morgens direkt vom Zug aus hingeht – wie in Bordeaux, in Carcassonne –, ich erinnere mich an jenen Morgen in Carcassonne¹⁵ und bin ganz gerührt. Im Grossen und Ganzen aber ist meine Erinnerung abgestumpft, ich habe nicht einmal mehr irgendein Bedauern, es ist, als ob schon immer alles so düster war. Ich gehe zur Schule, ich verstaue einen Handkoffer mit wertvollen Papieren¹⁶ in meinem schönen kleinen Schrank. Dann Unterricht bis um 12 Uhr ½. Ich esse sehr gut in einem kleinen ungarischen Restaurant, dann Métro, Café an der Place Jussieu, Lycée Henri IV, wo ich nur noch sechs Schülerinnen habe. Ich unterrichte gern im Quartier Latin. Um 4 Uhr treffe ich im *Baizar Lévy* und Kanapa, der überhaupt keinen verrückten Eindruck mehr macht, der keine Tics mehr hat, ungekünstelt und ziemlich nett ist. Dann Kosakiewicz bei *Capoulade*. Dann Poupette im *Dôme*. Wir essen in der *Milk Barm* Abend und ich nehme sie mit zu mir; sie redet

¹⁵ Im August 1939, mit Sartre.

¹⁶ Vor allem ihre Korrespondenz mit Sartre und Bost.

lange über ihr Verhältnis zu Lionel, wie er aus ihr eine Sklavin machen möchte, sie aber nicht will.

Freitag, 20. Oktober

Freier Vormittag. Kos. macht mir ein gutes Frühstück mit warmer Milch und einem Ei. Ich schreibe an Bost, an Sartre, an Védrine, ich schreibe an diesem Tagebuch und arbeite sogar ein klein wenig – es würde vorangehen, wenn ich mich nur aufraffen könnte. Ich esse mit Poupette in der Rue Vavin, denn gehen wir zu Fuss zu *Capoulade*, und ich gehe zur Schule. Ich habe jetzt nur noch 5 Schülerinnen. Ich gehe zur Post und schicke Védrine eine Überweisung; ein kleines Fräulein tritt an mich heran; mit ausländischem Akzent sagt sie voll Anmut: «Da ich Sie hier sehe, gebe ich Ihnen den Brief nun persönlich. Sie kennen mich nicht, aber ich kenne Sie gut.» Sie ist eine der Schülerinnen, die aus meiner Klasse entfernt wurden; sie sagt, mein Unterricht habe sie fasziniert; der Abstieg sei brutal vom «Bewusstsein» zur Geschichtsphilosophie – die Trennung habe Schülerinnen unglücklich gemacht. Ich bin etwas geschmeichelt. Ich treffe Kos. bei *Capoulade* und verbringe zwei Stunden mit ihr; dann im *Mahieu*, ich sehe Poupette, ich nehme sie ins kleine elsässische Restaurant mit und in *Jean de la Lune*. Wir gehen bei herrlichem Mondschein zurück, zum erstenmal *sehe* ich den Mond über Paris. Im Hotel finde ich *Le testament espagnol* [dt.: *Ein spanisches Testament*] von Koestler, das mir sicher Gérassi vorbeigebracht hat, und lange lese ich im Bett mit leidenschaftlichem Interesse.

Samstag, 21.

Zwei Stunden Unterricht im Camille Sée; dann treffe ich wieder Sorokine; wir fahren mit der Métro nach Montparnasse, ich hole die postlagernden Briefe von Bost ab und stecke sie in meine Tasche. Schon zweieinhalb Tage habe ich keine Post von Sartre und bin ganz traurig; vor allem die kontingenten Augenblicke sind finster, in der Métro, auf der Strasse. Wir gehen ins *Versailles*, düster und leer, wir reden nett zusammen und halten uns an der Hand; sie ist mit mir zufrieden und scheint eher glücklich. Um 12 Uhr schicke ich sie weg, damit ich die Briefe von Bost lesen kann, dann gehe ich zu Kosakiewicz. Wir essen in der *Coupole* treffen Bel Eute¹⁷, ganz traurig; sie sagt, Guille sei im Elsass, wo er Bridge spielt und mit seinem Leutnant im Auto spazierenfährt; aber es ödet ihn schrecklich an. Sie geht nach Monceaux, wo sie einen Kinderhort aufmachen will, das sieht ihr ähnlich. Nach zwanzig Minuten haben wir uns nichts mehr zu sagen, und ich gehe mit Kos. zum *Café Flore*. Dem Luxembourg fehlt es wohl an Gärtnern, denn die Wege sind mit Laub bedeckt, was sehr schön ist. Wir setzen uns ins *Flore*, dann schreibe ich im *Dôme*, Poupette ist da, mit Gégé, die mir einen Brief von Sartre gibt; vom 17.; der vom 16. fehlt, das ärgert mich. Ich schreibe hinten im *Dôme* an Sartre; er scheint mir so fern, ich bin so allein... Mit Poupette mache ich Erledigungen, Boulevard de Tourville, Boulevard Exelmans, sie redet und redet pausenlos, sie bringt mich in Harnisch, ich möchte allein sein, ich bin so gereizt, weil ich wieder Hoffnung geschöpft habe, Sartre zu sehen. Wir kaufen Stoff: blauen, gelben für Turbane, und wir sehen uns Mantelstoffe an. Wir gehen nach Hause und bringen eine Stunde damit zu, diese Turbane auszu-

¹⁷ Spitzname der Frau von Guille.

probieren; ich ziehe mich an, es macht mir Spass, so zu tun, als würde ich ausgehen; ich ziehe einen schwarzen Plisseerock an, die gelbe Kostümjacke, die gelbe Bluse und den dazu passenden Turban, dann brechen wir Richtung *Jockey* auf, Kos., Poupette und ich. Um SUhr^{1^} ist es ganz leer, der Saal ist sehr hübsch, grösser als früher, die Bar ist rechts auf einer Art Tribüne; die gleichen Filmplakate schmücken die Wände, aber sie sind sauber, und in der Mitte ist eine schöne Tanzfläche, es ist höchst angenehm – aber es ist leer. Eine dicke rothaarige Sängerin übt ihre Chansons neben dem Klavier; ein armseliger Jazz. Der Wirt tritt freundlich zu uns heran mit einer guten Nachricht: ab Montag wird es *Diners chantants** für 25 Francs geben; in allen Nachtlokalen gibt es jetzt Abendessen, das ist die neue Masche; er erklärt, er habe den Saal wie die Tanzlokale von Sevilla eingerichtet. Ich erinnere mich an das von Alameda, welche Umwälzung für uns, für Spanien; eine solches Versetztsein in eine andere Zeit, unwiederbringlich und historisch. Es ist das erste Mal, dass das Vergehen der Zeit mir historisch vorkommt. Nach und nach wird es voller: Annamiten, Paare mittleren Alters, Soldaten in marineblauen Uniformen und ohne Wehrnummer, zwei ganz traurige Nutten. Die dicke Rothaarige ist drollig und singt traurige Lieder, eine andere Sängerin, auch sie rothaarig, singt schlechte Lieder schlecht. Ich habe Angst, ich könnte mich zu schmerzhaft an Bost erinnern, aber nein, an diesem Abend spürt man den Krieg, und er erinnert, vor allem weil nicht getanzt wird, kaum an Friedenszeiten – bis auf die Flasche Vat 69. Ich bin trübsinnig, gelähmt. Poupette ist entsetzlich mit ihrem ewigen Sinn fürs Komische: sie behauptet, sie könne sich vor dem Obelisk und der Statue des Maréchal Ney ganz allein kaputt lachen; aber Kos. trägt die Hauptlast dieses Abends, es

* Abendessen mit Musik und Tanz.

macht ihr Spass, diese Rolle zu spielen. Um 11 Uhr klingelt ein Wecker, die Kapelle bläst den Zapfenstreich. Auf dem Trottoir steht man unentschlossen in Gruppen herum; es ist das Ende der Nacht, ein Ende, das die entschiedene Bestimmtheit künstlicher Dinge hat; und doch weiss man nur zu gut, dass es erst 11 Uhr ist, ein seltsamer Augenblick. Wir gehen nach Hause; wie jeden Abend bin ich sehr müde und lese doch bis 1 Uhr $\frac{1}{2}$ *Le testament espagnol*, ich mag es, wie er sagt, die Männer hätten Angst zu sterben, nicht Angst vor dem Tod, weil sie Soldaten des Lebens, nicht des Todes sind; und immer der Gedanke, dass die extremsten Situationen kontingent, alltäglich sind: das Grauen ist immer jenseits. Gegen 1 Uhr $\frac{1}{2}$ grosses Geschrei; Verfolgungsjagd auf der Treppe, eine Frau brüllt; wie zwei Klatschweiber gehen Kos. und ich auf den Treppenabsatz raus, aber die Frau – es scheint die schöne blonde Norwegerin zu sein – hat einen derartigen Akzent, dass wir kaum was verstehen; sie will ihre Koffer packen, der Kerl will sie vielleicht mit Gewalt zurückhalten, man spürt, dass sie kämpfen, und sie schreit: Feigling! Feigling! Wohl ein Mordsweib. Die Wirtin ist heraufgekommen und liest ihr mit leiser Stimme die Leviten. Wir werden nie den Ausgang dieser Geschichte erfahren.

Sonntag, 22.

Langer Brief an Bost morgens im Bett; Frühstück mit Kos.; ich mache mir die Nägel, wir reden ein bisschen, dann dies Tagebuch. Bei Gégé ein Brief von Sartre vom 19., der vom 18. fehlt, ich fühle mich wie abgeschnitten. Ich schreibe ihm in der *Close-rie des Lilas*, dann Mittagessen in der *Coupole* mit Poupette. Wir gehen ins Kino, ich sehe mir *Les trois lanciers du Bengale*

[Die drei Lanzenreiter von Bengalen] an, während sie *Gunga Din* [dt.: *Aufstand in Sidi Hakim*] sieht; ich warte in einem kleinen Tabac* auf sie, wo ich den Brief an Sartre fertigschreibe. Zu Fuss zu Gégé, ein herrlicher Sonnenuntergang über der Place du Carrousel; wie schön waren auch gestern die Tuilerien mit ihren herbstlichen Farben und ihrem zarten Himmel. Ich sage Kos. guten Tag, gehe ins *Dôme* und treffe Poupette und die Mondfrau. Wanda ist da, mit Ausschlag im Gesicht und fett, ziemlich hässlich. Ich gehe mit der Mondfrau und Poupette Crêpes essen und Cidre trinken. Dann ins *O. K.*¹⁸, wo es warm ist, voll Leute, nicht unangenehm; wiedereine Menge Annamiten. Die Mondfrau spricht pausenlos, ihre Geschichten machen mir keinen Spass mehr, auch ihre Kommentare über Ehepaare nicht; ein Feldgendarm hat ihr 300 Francs gestohlen. Ich höre zu und frage mich: «Was mache ich nur hier mit diesen Frauen?», und ich fühle mich erbärmlich. Ich habe Kopfweh. Ich gehe nach Hause, ich schlafe wie ein Klotz.

Montag, 23. Oktober

Die Angst morgens beim Aufwachen ist fast pathologisch; mit einem Schlag ist alles wieder da: der Krieg, die Trennung, die Öde. Ich gehe zum Lycée C. See – dann unternehme ich Schritte, um einen Passierschein zu erhalten: ich lasse mich im Uniprix fotografieren, das Formular wird mir im Polizeirevier des XV. Arrondissements ausgestellt, so dass meine Spur verwischt ist. Es ist schönes und mildes Wetter, ich habe wieder ein

* Tabakgeschäft mit kleiner Bar.

¹⁸ Am Carrefour Vavin.

bisschen Hoffnung. Ich fahre mit der Métro nach Montparnasse zurück: Brief von Bost, ich antworte ihm im *Versailles*. Dann hole ich Kos. ab und wir essen in der *Milk Bar*, sie hat auch einen Brief von Bost, der länger als meiner ist; er nennt sie «Mon cher amour», und das versetzt mir einen kleinen Schock; das ist nicht vernünftig, er liebt mich auch, und ich müsste mich damit zufriedengeben, ich gebe ihm auch nicht alles; aber es macht nichts, es wird immer eine kleine, offene Wunde in mir bleiben. Es erinnert mich, aber nur schwach, an letztes Jahr, als ich dauernd in Gefahr war, als ein Wort von Kos. mir so schnell einen heftigen, manchmal unbegründeten Schmerz zufügte, den ich sorgsam für mich behalten musste, bis ich allein war. Wie neulich, als sie zu mir sagte: er wird vielleicht Urlaub bekommen, und ich die Eifersucht in mir hochkommen spürte. Entsetzen ist schlimmer als Eifersucht, aber Traurigkeit, Trübsinn, ist gelinde im Vergleich zu dieser Spannung, dieser Weigerung, dieser Hartnäckigkeit der Eifersucht. Ich habe Angst vor dem ersten Urlaub von Bost, mehr als mich danach zu sehnen; mit Sartre wäre es genauso, wenn er ihn mir nicht vollständig oder fast zugesagt hätte – es ist diese Art von Auflehnung, die so schwer zu ertragen ist, und dieser ganze Kampf und diese Finten, um die Niederlagen zu leugnen, um sich zu beherrschen, nicht mehr zu wollen.

All dies ist aber im Augenblick verblasst; es wird erst im Irrealen heftig, im Moment des Einschlafens zum Beispiel, und dann ist es ganz anders.

Kos. und ich haben Besorgungen gemacht-ein Schnittmuster für einen Mantel bestellt, meinen hübschen Stoff gekauft; in den besseren Vierteln sind die Läden noch ziemlich prunkvoll. Wir gehen ins *Marignan* –, sie verabschiedet sich, und ich schreibe an Sartre. Dann kommt Poupette, wir gehen ins *Flore*, wo wir Gégé ganz zusammengesunken antreffen; hübsche Frauen: Jac-

queline Laurent, reizend, wunderbar angezogen, ein Puppen-
gesicht. Gégé hasst diese Frauen und leidet. Wir verbringen eine
Stunde in einem Lokal am Palais Royal, einer Art *Cintra*, das
wie ein Nachtlokal im Wintersport aussieht. Tiefe Sessel, kleine
Fässer, Geweihe an den Wänden, Winkel, Kamin; eine Gruppe
junger Leutchen in Sportkleidung, die flirten und gern mitei-
nander tanzen würden; sie haben einen Plattenspieler mitge-
bracht, kochen sich Bohnen und essen sie in einer Ecke. Eine
seltsame kleine Kupplerszene, ein kleines Fräulein wird herbei-
gerufen und einem Herrn vorgestellt, mit dem sie dann einen
trinkt. Gégé und Poupette reden; ich fühle mich verkrampft,
scheu.

Um 9 Uhr gehen wir zu Capri¹⁹. Die Lokale verschlappen al-
le ein bisschen, sie stellen nichts mehr vor, wie unbeleuchtete
Theater bei der abendlichen Probe – oder wie eine Bildergalerie
in den Augen der Schwester der Galeriesekretärin. Man will
nicht mehr ein anonymes Publikum ansprechen, sondern einige
Stammgäste behalten, Individualität verschwimmt – dieser
Wandel hat seinen Reiz. An einem Tisch in der Mitte sitzen
Capri in einem Umhang aus weissem Pelz, Sonia in schwarzem
Pelz, Marie-Hélène, Montero, die ein drolliges Hütchen mit
rotem Schleier aufhat. Deniaud, einer von den Ex-Bärtigen, di-
niert im Smoking. Leduc serviert im Smoking, er ist der Ober-
kellner; an einem Tisch Tony, der holländische Maler, mit einer
reizenden Wienerin, an einem anderen Tisch zwei Paare, zwei
sehr hübsche Frauen, schön bei ihren Ehemännern. Man guckt;
Deniaud singt «La marchande de violettes», es klingt zu billig,
es ärgert mich. Ein witziger Monolog über einen Strassenhänd-
ler, der Krawattenzubehör verkauft. Dann die reizende Capri:
schwarz-goldenes Kleid, schwarz-goldene Schuhe mit vergol-

¹⁹ Rue Sainte-Anne.

deten drei Spannen hohen Sohlen. Viele ihrer Chansons sind der Zensur zum Opfer gefallen, aber sie hat immer noch ein schönes Repertoire, und ich höre sie gern.

Wir fahren im Taxi nach Hause. Ich habe Sartres Briefe vom 16. und 18. bekommen, so ist nur der vom 12. verlorengegangen. Ich fühle, der Kontakt ist wiederhergestellt, er ist mir ganz gegenwärtig, und wir reden miteinander wie früher.

Hitler will immer noch nichts vom Krieg mit Frankreich wissen. Er will bloss zu Wasser und aus der Luft gegen England kämpfen. Nichts an der Westfront vor dem Frühjahr.

Dienstag, 24. Oktober

Ich stehe um 9 Uhr auf. Toilette, Frühstück mit Kos. Sie trägt ihren schönen blauen Morgenmantel mit orangefarbenem Rand und einem grossen K auf der einen Tasche. Ich habe den gelb-schwarzen Mantel vom Flohmarkt an. Sie bietet mir zwei Eier und Tee an. Wanda kommt, ebenfalls mit einem schönen blauen Morgenmantel, ihre Initialen sind in Gelb und Grün auf der einen Tasche, sie ist hässlich, aber ziemlich liebenswert. Wir reden, ich strenge mich an, ich will mich mit Wanda anfreunden, das macht mir Spass; im Übrigen finde ich sie sympathisch, und ich verbringe eine vergnügliche Stunde mit den beiden. Um 11 Uhr $\frac{1}{2}$ hole ich den täglichen Brief von Bost ab; ich esse im *Dupont* ein grosses Kalbsbries und schreibe an Sartre. Dann im C. Sée 3 Stunden über Psychoanalyse; es macht den Schülerinnen wahnsinnig Spass. Sorokine ist da, zärtlich und charmant. Ich nehme sie ins *Sélect* mit, wir reden ein bisschen; dann gehen wir ins *Dôme*, um Poupette dort zu treffen. Aliza ist da, sie ist mit Sorokine verabredet, diese Russen haben wahnsinnige

Schwierigkeiten zu überleben, Urine²⁰ wischt in einem amerikanischen Krankenhaus die Fussböden.

Poupette kündigt an, sie bleibe bis Sonntag, das ärgert mich, es vergrämt mich so sehr, dass es mir die Sprache verschlägt. Ich gehe mit ihr auf die Champs-Élysées, wir sehen uns *Comme tu me veux* [dt.: *Wie du mich wünschst*] an und kommen zum *Sélect* zurück, wo ich an Bost und Sartre schreibe. Ich bin kalt zu ihr; sie macht vorsichtige Annäherungsversuche, aber ich bringe es nicht über mich, darauf einzugehen. Sie kostet mich eine Menge. Ich lege diesen Monat nichts für Monsieur Védrine beiseite. Ich muss ansetzen:

1000 F. ... «diese Dame»

1000 F. ... Poupette

1500F. ...Kos.

500 F. ... Kleidung

500 F. ... Sartre.

4500 F.

Vom 1. bis 30. Oktober einschliesslich werde ich 2'500 Francs ausgegeben haben, 300 Francs (Miete), 1'500 Francs (50 F. pro Tag) Lebensunterhalt und 700 Francs Bücher- und Geldsendungen, Ausgehen am Abend, Einladungen und persönliche Dinge, das ist in Ordnung.

Mittwoch, 25. Oktober

Guter Tag – wie das Leben anders ist, sobald ich arbeite. Ich stehe um 8 Uhr *Zz* auf; um 9 Uhr bin ich unten und gehe hinten ins *Dôme*, wo ich einen Kaffee trinke und Zeitungen lese, *Le Canard*, *Marie-Claire*. Dann 3 Stunden Arbeit. Ich schreibe in einem Zug ein grosses Stück des 9. Kap., über die Krankheit –

²⁰ Eine gute Schülerin vom Vorjahr.

alles ist in meinem Kopf so gegenwärtig, ich möchte alles auf einmal machen. In meiner Ecke ist es düster, aber ich sehe draussen einen schönen Herbstmorgen. Ich bin ruhig.

Ich gehe rauf, Kos. guten Morgen sagen, und während sie sich anzieht, schreibe ich meiner Mutter, Sartre und Bost. Es heisst, es gäbe alle vier Monate zehn Tage Urlaub, und ich bin gereizt beim Gedanken, dass es für mich so kompliziert sein wird, Bost ein bisschen zu sehen, so kompliziert, Sartre die ganze Zeit oder fast die ganze Zeit zu sehen, und ich weiss, wie sehr ich mich ängstigen und wie sehr ich leiden werde, wenn auf diesem Hintergrund finsternen Unheils Eifersucht entsteht. Ich habe das mit Védrine gemein, diese kopflose Gier nach der Zukunft, bestimmt ärgert es mich deshalb bei ihr so sehr. Ich esse mit Kos. in der *Milk Bar* –dann Besorgungen; sie will sich auf dem Boulevard Saint-Germain einen Mantel kaufen, aber der, den sie sich ausgesucht hat, ist zufällig ein Soldatenüberzieher, und die Verkäuferin lacht uns aus. Wir gehen nach Hause, und ich schicke sie fort, um zu arbeiten; oder vielmehr geht sie von selbst, aber etwas unwillig. Wanda bringt ihre Sachen zu mir, und ich wechsle das Zimmer²¹, nicht unangenehm, so klebe ich weniger an Kos. – Arbeit. Dann Poupette, sie bringt mir einen Brief von Sartre; diese Briefe sind so zärtlich und nah, sie geben mir das Leben zurück.

Wir gehen *Milk Bar* runter, wo ich Gérassis einlade und mich in Unkosten stürze. Dann im Taxi zum Kino am Panthéon, wo wir *Knock*''' sehen, was uns zum Lachen bringt, und einen nicht

* Filmfassung von Jules Romains' Komödie *Knock ou le triomphe de la médecine* (1923) [dt.: *Dr. Knock oder der Triumph der Medizin*] mit Louis Jouvet.

²¹ Wanda zog das Zimmer des Castor vor.

schlechten Dokumentarfilm, *Nanouk* [dt.: *Nanuk, der Eskimo*]*, über das Leben der Eskimos. Wir trinken einen bei *Capoulade*, und ich gehe nach Hause. Bei Kos. vorbei, die mich schlecht empfängt. Kos. ist zufrieden, weil der Unterricht am Théâtre de l'Atelier vielleicht wieder aufgenommen wird; sie hat mir einen ziemlich netten Brief von Delarue und Lexia²² gezeigt.

Ziemlich zufrieden mit meinem Tag. Viel arbeiten und abends ausgehen ergäbe eine mögliche Existenz. Kino ist mir im Moment praktisch eine Notwendigkeit, und ich bin in einer Stimmung, in der ich fast alles sehen kann. Übrigens werden wieder eine Menge ganz guter alter Filme gezeigt. Gérassi sagt, die Zeitungen seien voll unsinniger Gerüchte und der Krieg werde lange dauern. Ich spüre in mir keine Reaktion mehr bei all diesen Prophezeiungen. Ich lebe in einer Art Stumpfsinn und auf einer seltsamen Ebene des Denkens, auf der meine Zukunft nicht mehr zur Realität gehört. Und welche Kluft zwischen meiner Vergangenheit und mir.

Donnerstag, 26. Oktober

Kos. empfängt mich morgens mit steinerner Miene; wir sprechen uns darüber aus, wir schnauzen uns ein bisschen an. Sie ist aufgebracht, weil sie mich so wenig sieht und besonders weil ich gestern Abend gearbeitet habe, statt die ganze Zeit mit ihr

* Dokumentarfilm über die Inuit von Robert Flaherty, der mit ihnen lebte und filmte. Die Dreharbeiten wurden im August 1921 nach 16 Monaten abgeschlossen.

²² Mitschüler aus Dullins Schauspielkurs.

zusammen zu sein. Ich gehe verärgert weg, und schroff. Ich gehe zur Post und antworte Bost im *Versailles*, C. See. Um 12 Uhr ½ holt Poupette mich ab, und wir fahren mit der Métro bis Jussieu; wir essen in einem ziemlich guten kleinen Restaurant in der Rue Monge *À l'Escalope*. Dann Henri IV. Ich bin um 4 Uhr fertig und gehe bei Gégé vorbei, wo ich einen Brief von Sartre bekomme. Ich schreibe und arbeite in der *Closerie des Lilas*. Dann holen wir die beiden Kos. ab. Die eigentliche Kos. ist finster und müde, sie sitzt zusammengekauert in ihrem Morgenrock und sagt, sie wolle nicht ausgehen; ich rede ganz freundlich mit ihr, sie macht einen starken Eindruck auf mich, in den sich Ekel und Zärtlichkeit mischen; sie ist mir so vertraut, und häufig auch verklärt durch Sartres frühere Liebe, durch Bosts Liebe – es kommt mir merkwürdig vor, sie in ihrem Zimmer zu lassen, allein, träge vor Traurigkeit, und diese Einsamkeit gibt ihr ein bisschen die Magie zurück, die sie in Rouen ausstrahlte. Wir nehmen Wanda mit, die nett aussieht in ihrem kleinen schwarzen Pullover, der ihren reizenden Hals betont, ihre Haare sind ganz glatt und hell, sehr kurz, sie hat einen Pagenkopf; sie hat eine gesunde Gesichtsfarbe, sie sieht jung und pummelig aus; ich bin den ganzen Abend über von diesem pathetischen und oft kindischen Gesicht fasziniert, ich fühle wohl, was Sartre zärtlich an ihr lieben kann, ich finde sie rührend. Im *Jockey* ist es ganz voll, diese neue Masche der *Dîners chantants* macht sich bezahlt; junge Paare: die schöne Mauretanierin aus dem *Dôme* mit einem Mann, eine der Negerinnen. Wir bekommen einen Platz an der Tribüne, neben der Bar, an einem Tisch, von dem man den ganzen Saal überschaut. Da sind die beiden Sängerinnen von neulich, die kleine Hübsche trägt ein langes schwarzes Kleid, das ihr gutsteht, mit einem Oberteil wie eine Bonbontüte; die Rothaarige trägt ein bedrucktes Kleid, sie trinkt Champagner

und amüsiert sich sehr; da ist auch eine Dunkelhaarige mit schöner Stimme und dicken Beinen, in einem traurigen violetten Kleid, die wie ein kleines Dienstmädchen aussieht. Seltsamer Abend. Ich habe einen Brief von Védrine, in dem sie mir schreibt, sie wolle Sartre besuchen, und das weckt in mir heftige Eifersucht, es ärgert mich, dass sie ihn so für sich vereinnahmt, dass sie in ihrem Innersten glaubt, er gehöre ihr. Wanda stört mich nicht, im Gegenteil, ich empfinde für sie fast Zärtlichkeit, aber ich finde es traurig, dass auch sie meint, Sartre gehöre in gewisser Weise ihr. Ich trinke ein grosses Glas Calvados, während die anderen Whisky trinken, und ein grosses Verlangen überkommt mich, mit Sartre allein auf der Welt zu sein, ohne irgendjemanden um uns. Wir reden; ich möchte mit Wanda reden, aber kaum spreche ich, unterbricht mich Poupette, um mich zu überbieten, ärgerlich; Wanda fliesst so sehr von Liebenswürdigkeit über, dass sie bei jeder Äusserung von uns eifrig und gekünstelt sagt «wie witzig». Um 11 Uhr wirft uns der Wirt artig raus; wir gehen nach Hause; ich gehe zu Kos. hinauf, sie liegt im Bett, schon eingeschlummert. Ich sage ihr zärtlich gute Nacht, ich gebe ihr sogar einen Kuss, und auch sie wirkt ganz zärtlich. Ich schreibe lange an Sartre, einen etwas bewegten Brief.

Freitag, 27.

Sehr herzliches Frühstück mit Kos. und Wanda. Die Unterhaltung stockt etwas, aber kaum. Ich trage Sartres schönes weisses Gewand mit einem violetten Schal und dem violetten Turban, sehr schön. Bei *Capoulade* esse ich und arbeite ein bisschen; dann 3 Stunden Unterricht. Die Direktorin lässt zweimal täglich Papiere herumgehen, um Freiwillige, Helferinnen zu benennen, die im Alarmfall die Fenster schliessen usw. – sie ist

ist übereifrig. Sorokine wollte mich abholen, aber sie ist nicht da; ich warte zehn Minuten, es ist kalt, ich möchte arbeiten und haue treulos ab, um im *Mahieu* zu arbeiten. Dann hole ich die Briefe von Bost und schreibe ihm im *Versailles* – dann treffe ich im *Dôme* Poupette.

Stépha ist auch da, sie ist aus ihrer Wohnung geflohen, weil es ihr dort zu kalt war. Aber als wir um 8 Uhr raufgehen, ist das kleine obere Zimmer mit Hilfe von zwei elektrischen Heizkörpern gut geheizt – wir essen zu Abend: Schwarzbrotsschnitten mit Tomatenmark, Hering, rotem Kaviar und Wodka, dann spielen wir eine Partie Domino. Darauf kommen die Pardos, sie schleppen Jean Ossola²³ an; wir bringen Gégé dazu, mit uns zu spielen, sie ist süß in einem bronzefarbenen Kleid mit malvenfarbigem Tuch – Pardo und Ossola öden sich auf dem Sofa an. «Ich mag keine Gesellschaftsspiele», sagt Pardo hochnäsig. In einer Pause will er von Gérassi und [mir] etwas über das Kriegsende wissen, aber wir schicken ihn zum Teufel; seiner Meinung nach wird der Krieg niemals enden, das sei einfacher. Sie überlegen alle, ob sie nach San Domingo gehen sollen; anscheinend öffnet der Diktator dort 100'000 Flüchtlingen die Tore und fordert Intellektuelle an.

Pardo zieht mit seinem Soldaten ab, ziemlich hochnäsig, und wir spielen bis 11 Uhr ½ Poker.

Samstag, 28. Oktober

Sehr schlecht geschlafen. Ich wache mit Kopfweh auf. Zwei Stunden Unterricht; am Ausgang treffe ich Sorokine, die wegen gestern schmolzt, aber schnell wieder gut ist; ich bin ziemlich nett, aber im Grossen und Ganzen behandle ich sie nicht sehr

²³ Neffe von Guy de Maupassant.

gut, das arme Schwein. Heute früh machen wir Erledigungen: zum Polizeirevier, wo noch nichts ist – Film, Pomade, Batterien für den kleinen Bost gekauft. Auf der Post langer Brief von ihm, von Dienstag Abend – das erfüllt mich mit Zärtlichkeit für ihn. Sehr lange Briefe von Sartre, so nah, so zärtlich. Aber ich bin wegen dieser Urlaubsgeschichten nervös; ich gewöhne mich langsam an den Gedanken, dass ich Bost praktisch nicht sehen werde, aber ich bin, wie Sorokine oft ist, ich habe Angst zu leiden, ich denke im Voraus, dass ich leiden und ohne Hilfe sein werde, wenn Sartre weg ist, es wird ganz schmerzlich sein. Sartre, ich weiss, ich werde ihn sehen, viel, aber ich bin wegen seinen Eltern, wegen Wanda verärgert. Nur wenn ich denke: ich werde ihn sehen, vergeht alles, bleibt leidenschaftliche Freude.

Ich sehe Kos., wir essen zusammen bei *Pagès*, dann reden wir bis 3 Uhr. Briefe, Arbeit – ein Telegramm von Védérine, sie schlägt vor, heute zu kommen, aber ich antworte nicht: ich will nicht, dass sie kommt. Um 6 Uhr ½ kommt Poupette. Wir essen in der Crêperie an der Rue Pauline, dann setzen wir uns ins *Dôme*, und ich lese Sartres Briefe zu Ende. Ich erinnere mich an eine Menge Begebenheiten, die ich vergessen hatte, und habe eine Art Gesamtschau seiner Existenz – und ich bin voll Liebe für ihn und voll Glück. Wir gehen nach Hause – Waschen, Schönheitspflege. Ich schlafe gegen Mitternacht ein, nachdem ich dies Tagebuch etwas auf den neuesten Stand gebracht habe.

Sonntag, 29. Oktober

Ich habe sehr schlecht geschlafen. Ich stehe gerädert auf, mein Schädel brummt. Es regnet. Ich ziehe meine alte rote [Jacke] mit einem gelben Schal und einem gelben Turban an, sehr schön.

Ich hole Poupette mit dem Taxi bei Grossmama ab und bringe sie zum Bahnhof; sie ist mit Leinwänden und Rahmen beladen. Ich bin sehr erleichtert, als ich mich verabschiede; ich fahre mit der «11» nach Montparnasse, wo ich Bost ein Paket schicke und einen sehr netten Brief von ihm habe. Ich arbeite wieder eine Stunde lang; Brief von Toulouse, liebenswert; Brief von Védri-
ne, über den ich mich ärgere: «Schick all diese Leute zum Teufel», sie hat bei diesem Brief eine hohle Überheblichkeit im Kopf. Jedoch verbringe ich eine Stunde tiefen Glücks, während ich meinen Roman schreibe, weil ich mich von Poupette befreit fühle und ein Leben vor mir habe, in dem ich arbeiten werde.

Ich klopfe bei Kos. an; sie hat schreckliches Zahnweh, sie ist ganz jämmerlich und rührend (ich habe Wanda ein prall gefülltes Portemonnaie, das sie auf der Toilette liegengelassen hat, zurückgebracht). Wanda ist in meinem Zimmer, das hübsch ist mit der Staffelei und dem Tisch voller Krimskrams, Arlette Ménard ist bei ihr, eine Freundin, die sie im Hotel wiedergefunden hat, ein schönes Weibsbild. Kos. erzählt mir, wie sie früher als Sängerin 300 Francs pro Abend verdient und in Filmen gespielt hat; sie erzählt mir auch amüsanten Hotelklatsch. Die Schwedin von neulich ist eine Hysterikerin, die sich die ganze Zeit besäuft, und ihr Kerl verdrischt sie, wenn sie besoffen ist, damit sie Ruhe gibt. In Zimmer? lebt ein Hermaphrodit, eine Wienerin, die zivilrechtlich ein Mann, der Konstitution nach eine Frau ist, aber ein männliches Geschlechtsteil, Bart und Haare auf der Brust hat; sie hat viel Liebeskummer, denn sie gefällt nur den Päderasten – und noch ernstere Schwierigkeiten: Deutschland will sie als Soldat einziehen, und in Frankreich wurde sie in ein Konzentrationslager gesteckt: als sie sich ausgezogen hatte, stellte man entsetzt fest, dass es eine Frau war. Sie weint die ganze Zeit. Kos. lässt mich 5 Minuten allein, und

ich komme auf die üble Idee, in einen Brief von Bost zu sehen: «Ich erinnere mich sehr gut, wann ich zu Ihnen gesagt habe: ich bin Ihr Geliebter; das war in Arles, nicht in Avignon...» – Schmerz. Ich erkenne blass, abgeschwächt, den Verdruss wieder, dem man sich nicht einmal hingeben kann, denn ich muss Kos., die wieder zurück ist, zulächeln, den man nicht einmal gleich ermessen kann; man hebt ihn auf, man wird später schon sehen, aber schon versucht man, sich in langen Pausen des Schweigens zu schützen: es war vor diesem Jahr, er liebte sie nicht einmal sehr usw. – schwache Abwehr. Er liebt sie, ich weiss es; abstrakt gesehen akzeptiere ich das, aber ich werde erst dann nicht mehr eifersüchtig sein, wenn ich ihn nicht mehr liebe. Ich versuche, unsere Beziehungen insgesamt zu betrachten, damit es mir wieder möglich erscheint, dass er sie liebt und dass ich ihn liebe, aber ich bin zu deprimiert für eine solche Anstrengung. Ich gehe weg, in die *Coupole*, um diesen Verdruss wiederzukäuen und bis zur Neige auszukosten, bis er jegliche Würze verloren hat; dieser Mechanismus ist kaum neu – wesentlich ist, dass ich mit ihm glücklich bin, wenn ich ihn sehe, warum mehr verlangen? Aber ich bin mies dran. Ich war selten so weit unten wie in dieser Stunde. Eine komische Situation, diese Eifersucht mit Nähe, zu viel Nahrung. Keine fiebrige Eifersucht, aber völlige Niedergeschlagenheit. Wenn nur Sartre da wäre und mir gut zureden würde wie in Juan-les-Pins. Schon der Gedanke daran treibt mir die Tränen in die Augen. (Eine geschickte Übertragung, denn das ist eine lautere Trauer, der man sich mit gutem Gewissen überlassen kann – die andere war so fragwürdig) – So. Ich schreibe all dies auf und beruhige mich etwas. Alles ist blass geworden – Bosts Liebe zu Kos. – zu mir – Kos. und Bost und auch ich selbst, es gibt keinerlei Schmerz mehr. Und das Wissen, dass Sartre existiert, ist wieder vollkommen gegenwärtig.

Ich treffe Kos. – wir gehen zur *Rotonde*, wo die Leute nach und nach hereinströmen. Wir reden bis um 4 Uhr *Vi*, dann nehmen wir ein Taxi und gehen ins Konzert. Saal des Konservatoriums: trister Hof, triste Halle; der Saal im Empirestil ist nicht zu unangenehm. Wir hören *Les Indes galantes* von Rameau – ein Konzert in D-Dur von Haydn – die *1. Symphonie* von Beethoven – und *Tombeau de Couperin* von Ravel, das uns entzückt. Dann Abendessen in der *Milk Bar*, wir reden ein bisschen in meinem Zimmer, und ich schreibe an *Védrine*, an Bost, und einen langen Brief an Sartre. Ich schreibe unter Tränen, denn ich ersticke vor Verlangen, ihn zu sehen.

Montag, 30. Oktober

2 Stunden im C. Sée nach einer kurzen, aber guten Nacht. Sorokine wartet in der Eingangshalle auf mich, wir gehen zum Polizeirevier: wir warten etwas, und als ich meinen Namen sage, setzt der Mann eine vielversprechende Miene auf. Ich habe meine Genehmigung! Ich gerate in einen Freudentaumel; sie ist bis Montag gültig; ich muss in Nancy Station machen, aber falls der Arzt mir rechtzeitig mein Attest ausstellt, bleiben immer noch fünf volle Tage.

Sorokine ist ganz glücklich, weil ich glücklich bin, und ganz reizend, und ich bin zu ihr so nett ich nur kann. Ich nehme sie mit und strapaziere die Arme: Sartres Geld abholen, im «Jardin des mots» Bücher für Sartre und Bost kaufen, sie abschicken usw. Wir essen im kleinen elsässischen Restaurant; ich gebe ihr 100 Francs und Geschenke, unter anderem ein Foto von mir. Ich trinke einen Kaffee in einem hübschen Bistro an der Ecke der Rue de la Montagne Sainte-Geneviève. Dann 2 Stunden im Henri IV, dann zur Post, lange Briefe von Bost und Sartre. Ich

gehe nach Hause, lege mich ins Bett und lasse einen Arzt rufen. Kos. hat mir einen schönen blauen Pyjama geliehen, und ich verbringe einen wonnevollen Augenblick mit Briefe- und Tagebuchschreiben im Liegen, munter, glücklich, schön im Warmen. Ich warte nervös auf den Arzt, ich habe es noch nicht richtig begriffen: ich werde Sartre sehen – aber sobald ich mein Attest habe, werde ich vor Freude nicht mehr ein noch aus wissen.

Ich warte bis 8 Uhr Va, lese *Les mutinés de TElseneur* [dt.: *Meuterei auf der Elsinore*²⁴ und rede ab und zu mit Kos., die mir kleine Stippvisiten abstattet. Ich ruhe mich schön aus, ich habe fast den Eindruck, wirklich krank zu sein, leicht krank. Um 8 Uhr Va sieht Kos. unten nach, was los ist, sie kommt zurück: «Der Arzt ist da»; ich krieche etwas unter die Decken und lege mir meine Beschwerden zurecht; Kos. flieht auf die nächste Etage, der Arzt tritt ein: ergrauendes, nach hinten gekämmtes Haar, Hornbrille, Kennermiene, fesch, jung und dusselig. Er tastet mich ab und hat sofort eine Idee, die ich mir brav erläutern lasse: er glaubt an einen simplen Muskelkater und fragt mich genau wie Knock: «Haben Sie nicht am Kletterseil geturnt? Haben Sie nicht schwere Koffer hochgehoben? Sehr sonderbar.» Er fragt mich auch mit scharfem Blick: «Haben Sie nicht manchmal den Eindruck, Sie setzten sich auf einen Stein?» Er glaubt an einen verdorbenen Magen wegen kalter Füße, aber holt trotzdem ein paar kleine Instrumente, um sicherzustellen, dass ich keine Blinddarmentzündung habe. Kos. kommt runter; ich berichte ihr; als der Arzt zurückkommt, flieht sie wieder. «Meine Freundin kann keine Spritzen sehen», sage ich, weil er etwas enttäuscht ist, es macht ihm Vergnügen, sich in diesem kleinen Hotel mit uns sonderbaren Frauen einzulassen. Er sticht mir in den Finger und saugt mit einer Pipette mein Blut heraus,

²⁴ Roman von Jack London: *The Mutiny of the Elsinore*.

verdünnt es dann in einer grünen Flüssigkeit; ich scherze, vergesse, dass ich heftige Schmerzen habe – er nimmt seine Beute mit, Kos. kommt zurück, der Arzt kommt zurück, Kos. flieht wieder. Er hat entdeckt, dass ich 17'000 weisse Blutkörperchen habe, das ist zu viel, aber nicht genug für eine akute Blinddarmentzündung; er horcht mich ab und redet gelehrt über die Folgen kalter Füsse, dabei zieht er die Hose hoch und zeigt mir seine lange Unterhose; er spricht auch vom Kreislauf der Neger und Eskimos. «Wenn der Neger aus seiner Hütte tritt und den Fuss auf das feuchte Gras setzt, spürt er sofort einen Reflex im Darm», erklärt er mir. Er schliesst mit allgemeinen Überlegungen und stellt mir endlich das Attest aus, das mich bis kommenden Montag krankschreibt. Als er weg ist, schreie ich «Uui!», Kos. stürzt aus ihrem Zimmer, weil sie glaubt, ich werde gequält. Sie kommt runter, und wir reden bis 12 Uhr Zz. Als der Arzt mal rausgegangen war, hatte sie mir heimlich drei Eier und zwei grosse Stück Kuchen zugesteckt; aber ich habe noch ein bisschen Hunger. Ich packe meinen Koffer, mache Toilette, ich bin äusserst glücklich, ich schlafe sehr schlecht.

Dienstag, 31. Oktober

Ich stehe um 6 Uhr Z? auf, ziehe mich an, gehe runter auf den Boulevard Montparnasse, der noch in Dunkelheit getaucht ist; das *Dôme*, die *Rotonde* sind erst halb wach. Im Taxi bis zur Gare de l'Est, ich werde genau den Zug nehmen, mit dem Sartre vor zwei Monaten auf demselben Bahnsteig abgefahren ist. Mit meiner Fahrkarte in der Tasche gehe ich in ein Bistro, trinke Kaffee und esse ein Croissant, schreibe dabei ein paar Zeilen und mache Umschläge fertig, einen Stapel Umschläge, in die ich schon fertige Briefe stecke; mein Pariser Leben liegt schön ge-

ordnet hinter mir, ich werfe den Stapel Briefe ein und steige in den Zug.

Er ist voller Soldaten; ich finde trotzdem einen Platz; mein Nachbar hat an der einen Hand Finger wie ein Pferdehuf, ein rotes, idiotisches Gesicht; die anderen sind recht aufgeweckte Bauern, die zur Landarbeit beurlaubt waren; sie spielen Karten, sprechen wenig, sind nicht unsympathisch. Ich lasse mich von ihrer Art zu sprechen, ihrem Geruch, ihrer Kleidung durchdringen, ich tauche allmählich in die Welt Sartres und Bosts ein – zweischneidiges Gefühl: ein bisschen Entsetzen bei dem Gedanken, dass diese Kerle sich abknallen lassen werden, und zugleich kann ich nicht daran glauben, es sieht weiterhin aus wie ein Manöver, ein Attrappenkrieg. Ich gehe ins Zugrestaurant und trinke einen Tee, ich lese *Barnaby Rudge* von Dickens, was gut ist, und sehe herrliche Herbstlandschaften: einen Moment lang realisiere ich, dass ich zu Sartre fahre, und erlebe einen Augenblick vollständigen Glücks. Das Land ist überschwemmt; es sieht poetisch und sintflutartig aus, diese Bäume, diese Hecken, die aus riesigen Teichen auftauchen. Wir fahren durch Bar-le-Duc: kleine rötliche Hügel ringsum. Ich denke, es wird leicht sein, Bost zu besuchen. Ich gehe in mein Abteil zurück, und die Reise geht mit der Lektüre von *Barnaby Rudge* ruhig zu Ende.

Nancy; 1 Uhr Nachmittag. Ich werde nicht einmal nach meiner Genehmigung gefragt, und ich gehe mit meinem kleinen Koffer eine grosse Strasse lang. Totenstille; in den Läden ist Betrieb, die Süswarenläden quellen über von Süssigkeiten, von dicken Karamelbonbons, die ganz frisch aussehen, aber die Strassen sind leer, als wäre die Stadt evakuiert, ich bin stark beeindruckt. Ich komme zur Place Stanislas, die mir bei der Lektüre der *Déracinés* [Die Entwurzelten] von Barrés wegen ihrer geheimnisvollen vergoldeten Gitter immer so poetisch vorkam; der Platz ist sehr schön, in dieser grossen Stille, unter dem

blauen Himmel, mit dem rötlichen Laubwerk des Parks im Hintergrund. Ich gehe zum Hauptquartier auf der Place de la Carrière, von wo ich zur Gendarmerie geschickt werde, die noch zu ist. Ich beschliesse, zunächst etwas zu essen, und durchquere den Park: ein riesiger, herrlicher, ebenfalls rötlich gefärbter Park. Plötzlich das Heulen der Sirenen; die Leute geraten nicht in Panik, im Gegenteil; sie sind jetzt viel zahlreicher als zuvor; ich denke, es handelt sich vielleicht um ein Manöver, das den Einheimischen vertraut ist, aber ich bin trotzdem etwas verwundet; und endlich begreife ich: ich bin mitten im Alarm angekommen, und das ist nun die Entwarnung. Deshalb schien die Stadt so tot; jetzt wimmelt es von Menschen, ich entdecke die Hauptstrasse, sie ist voller Uniprix-Läden, Kinos, Kneipen; es erinnert an Strasbourg, von dessen malerischer Schönheit abgesehen; fast alle Häuser sind mit Holzverschlägen verrammelt, es sieht wie in einem Feldlager aus. Ein Kerl schreit mir zu: «Wenn ich Sie sehe, komme ich mir noch wie auf den Boulevards vor»; wegen dem gelben Turban. Ich gehe in eine Brasserie, wo es von Einheimischen wimmelt; ich bin glücklich. Ich esse PASTETE, soviel ich kann, und ein riesiges Stück Blutwurst mit Kartoffeln und trinke dazu Weisswein – aber ich halte mich nicht lange auf, ich gehe zurück zur Gendarmerie. Es herrscht dichtes Gedränge, die Leute treten sich auf die Füße, eine Frau jammert über ihre Venenentzündung; eine andere ist in Tränen aufgelöst, sie hat gerade den Tod ihres Jungen erfahren; nach Mulhouse werden keine Passierscheine ausgestellt, Befehl vom General; alle sprechen Deutsch, sogar die Soldaten. Nach einer halben Stunde bin ich in die erste Reihe vorgerückt, jemand nimmt mir mein Papier ab; der Mann schüttelt den Kopf, als er «Brumath» liest, und geht zum Leutnant hinein; ich stürze ihm nach. Der Leutnant betrachtet mich durch seine Brille: «Wollen Sie nicht

etwa einen Freund besuchen?» Ich widerspreche, und er genehmigt mir 24 Stunden. Ich gehe kleinlaut und enttäuscht weg; nur 24 Stunden – werde ich eine Verlängerung bekommen? Dann werde ich wohl die Weihnachtsferien nicht dort verbringen können, es ist komplizierter, als man annimmt. Es ist immer noch herrliches Wetter, ich durchquere den Park, ich gehe bedrückt am Ufer der Kanäle spazieren; ich erinnere mich an Ferien in Bruges, an die Kanäle von Amiens, meine Seele ist wie erstarrt, und alles kommt mir unwirklich vor. Ich gehe zum Bahnhof zurück und schreibe in einer riesigen traurigen Brasserie, die mit riesigen traurigen Bildern ausgestattet ist, an Bost. Ich weiss nicht, warum mich das an Köln erinnert, an den Bahnhofsvorplatz und an eine Kneipe, in der ich an Guille geschrieben habe: ich besuchte Sartre und war ratlos, das ist wohl der gemeinsame Nenner, und eine gewisse Ähnlichkeit der Bahnhofsgegend.

Um 6 Uhr bin ich auf dem Bahnsteig; es ist kalt, die Füsse tun mir weh vom langen Gehen auf den hohen Absätzen. Man wartet auf den Zug: eine Menge Zivilisten und Soldaten. Es ist finstere Nacht. Auf den Schienen sieht man blaue, rote und weisse Lichter tanzen, aber das ist nicht der Zug, es sind nur Lampen; dann und wann kommt ein Zug, aber nicht unserer; 7 Uhr, 7 Uhr ½ Müdigkeit, Kälte, Unwirklichkeit. Endlich der Zug; grosses Gedränge; er ist gerammelt voll, trotzdem finde ich im ersten Abteil eine freie Ecke. Viele Elsässer; eine dicke Matrone schnarcht so laut, dass alle lachen; niemand spricht französisch. Die Leute sind gelassen, als ob der Zug nicht auf die Front zurollte; ich erinnere mich an die Flucht der Pariser nach Quimper, was für ein Unterschied. Man hat hier das Gefühl, in einer heilen Welt zu sein. Ich schlummere ein bisschen, draussen scheint der Mond hell, das Land ist ganz flach und eisig. Der Zug hält an jeder Station, und ich passe auf, denn ich weiss nicht, wo Bru-

math liegt. Wir kommen durch Sarrebourg, Saverne, der Zug leert sich ganz, ich bleibe allein mit einem Soldaten. Allmählich wird mir richtig abenteuerlich zumute. Nur noch fünf Stationen, diese Geschichte wird wahr. Zwei Stationen, eine noch, Brumath.

Ich steige aus, auf den finsternen Bahnsteig, ich gehe hinter den Leuten her, am Ausgang verlangt man nichts von mir; Soldaten, aber sie halten mich nicht an; ein Gasthaus leuchtet neben dem Bahnhof, und im Mondschein liegt eine lange, verlassene Strasse. «Sartre ist irgendwo hier», denke ich mit etwas ungläubigem Staunen; und doch glaube ich an mein Tun. Ich entziffere *Taverne de la Rose* und bin gerührt, hier frühstückt er. Ich suche ein Hotel und klopfe beim Hotel *Lion d'Or*, keine Antwort, aber eine Lampe wird auf mich gerichtet: eine Patrouille; nach Mitternacht darf niemand auf der Strasse sein; ich zeige meine Papiere, und zwei liebenswürdige Soldaten bieten mir an, mich zu begleiten; sie sind aus Paris, wir machen Konversation. Sie schlagen mit ihren Gewehrkolben gegen die Fensterläden des Hotels *Écrevisse*, aber niemand rührt sich. Eine halbe Stunde irren wir herum. Schliesslich gelange ich im *Ville de Paris* erst in einen Schuppen, dann in den Hinterhof, dann durch eine Tür ins Haus. Auf einer Tür steht «Wirt»; ich klopfe, und ein dicker blonder Elsässer macht mir auf; er gibt mir ein eiskaltes Zimmer mit zwei Betten. Zitternd vor Kälte mache ich meine Toilette und schlüpfe in die kalten Laken. Ich bin nervös und aufgeregt – schlafe aber trotzdem ein, nachdem ich meinen Wecker auf 7 Uhr gestellt habe.

Mittwoch, 1. November

Der Wecker läutet schrill; ich springe aus dem Bett, in die Kälte, ich ziehe meinen Mantel über und gehe zum Fenster. Ein grauer Morgen; alle Häuser sind geschlossen, kein Mensch auf der Strasse, nur ein paar Soldaten. Weckruf in der Kaserne. Ich bin nicht glücklich, ich bin unruhig; ich frage mich, wie ich Sartre benachrichtigen soll, wie ich eine Verlängerung bekomme, wenn man mich abschiebt, ich fühle mich von allen Seiten irgendwie bedroht, abhängig von der Laune der Leute, der Kontingenz einer Begegnung, einer Stimmung. Das Gefühl von Abenteuer bleibt, und trotz meiner Unruhe kommt mir das Erwachen dieses kleinen Dorfes ganz romantisch vor. Lastwagen halten vor meinem Fenster: Schritte, Stimmen, Leute werden verladen. Ich bekomme eine wahnsinnige Angst, Sartre könnte ausgerechnet heute verladen werden; Angst vor der Anspannung, dem Zusammenbruch, den ich dann hätte. Ich ziehe mich schnell an und laufe zur *Taverne du Cerf* –, seltsam, den tatsächlichen Ort mit dem zu vergleichen, was ich mir vorstellte, als ich meine Schlachtpläne entwarf: lange Holztische, Rohrstühle, grosser Kachelofen; alles liegt noch im Halbschlaf, die Fenster sind offen, es ist kalt, ich fühle mich nicht sicher; die beiden Frauen sehen ziemlich gutmütig aus, aber als sie auf meine Frage nach der Adresse der Schule sagen «Der Generalstab», stottere ich, ich wolle dort in der Nähe jemanden besuchen. Ich schreibe Sartre ein paar Worte: «Sie haben Ihre Pfeife auf der Terrasse des *Cerf* liegenlassen, sie wartet dort auf Sie», und trete hinaus auf die matschige Strasse; ich gehe durch ein Tor, überquere ein unbebautes Gelände und sehe ein grosses, modernes Gebäude aus rotem Ziegelstein, dessen Fenster alle blau bemalt sind wie Kirchenfenster. Ein Haufen Soldaten steht davor, ich bin eingeschüchtert, aber nähere mich trotzdem und frage, ob je-

mand eine Nachricht überbringen könne. «Das muss einer aus der Schreibstube sein», sagt der Soldat verlegen und verspricht mir, ihm das Briefchen sofort zu geben; ich gehe im Hotel vorbei, und als ich von dort zum *Cerf* zurückgehe, sehe ich am Ende der Strasse Sartres Gestalt auftauchen; ich erkenne sofort seinen Gang, seine Statur, seine Pfeife; aber er hat einen grässlichen Stoppelbart, der ihn entstellt, er hat mein Telegramm nicht bekommen und mich nicht erwartet. Ich nehme ihn auf mein Zimmer mit, denn die Cafés sind für uns verboten; wir setzen uns auf die Bettkante und reden eine Stunde lang, sein Anblick hat mich nicht so heftig bewegt, es kommt mir normal vor, als hätten wir uns erst vor wenigen Tagen getrennt; weniger bewegt als in Marseille²⁵ nach zwei Wochen und viel weniger fassungslos als während der deutschen Episode²⁶; wahrscheinlich wegen der Briefe. Wir bleiben nur eine Stunde zusammen, ich gehe wieder zur *Taverne du Cerf*, wo ich Dickens lese; ich bin glücklich, aber noch nicht ganz, der Gedanke an die Gendarmerie quält mich; Sartre und ich haben allerhand ausgeheckt, aber er meint, die Gendarmen seien streng; ich bin wild entschlossen, sogar eine Festnahme zu riskieren, um zu bleiben, aber die Ungewissheit nervt mich.

Um 11 Uhr kommt Sartre zurück, frisch rasiert, ganz er selbst. Er und seine Kumpane tragen als einzige die blaue Fliegeruniform, nicht so hässlich; die Wehrnummer fehlt, wie bei allen Frontsoldaten. Die Taverne ist unheimlich voll, wahrscheinlich wegen des ersten Novembers – Soldaten in Khaki, mit Képi oder Polizeimütze mit Pompon: das sind die Jäger – einige Zivilisten, aber sehr wenige. Wir essen am hinteren Tisch köstliche Schweinekoteletts, wir trinken Weisswein und

²⁵ Wo sie ihre erste Stelle im Jahre 1932 bekam.

²⁶ Als Sartre 1933/1934 in Berlin war.

Zwetschgenschnaps (der im Übrigen ein übler Cusenier ist). Wir beschliessen, meine kranke Schwester durch eine Cousine zu ersetzen, die Sartre noch ausfindig machen wird. Die Wirtinnen sehen uns wohlwollend an, und langsam fühle ich mich weniger in der Falle.

Um 1 Uhr wird Sartre aus dem *Cerf* rausgeworfen, und wir gehen auf mein eiskaltes Zimmer; er geht zum Appell, und ich lege mich ins Bett, ich bin todmüde. Ich schlafe 3 Stunden lang wie ein Klotz; der Wecker treibt mich heraus, und während ich Toilette mache, kommt die Wirtin und teilt mir auf elsässisch mit, sie habe mein Zimmer für heute Nacht einer Dame versprochen, die aus dem Landesinnern ihren Mann besuchen käme; die Einheimischen finden das ganz natürlich und sind hilfreich, nur vor der Gendarmerie muss man sich hüten. Ich protestiere nicht einmal, aber sie schnauzt mich für alle Fälle an, auf elsässisch; ich packe meine Sachen, ich suche ein Zimmer im *Lion d'Or*, in der *Écrevisse*, aber vergebens. Ich treffe Sartre, er hat die Adresse einer gefälligen Wäscherin, und während er mir eine Unterkunft sucht, gehe ich zur Gendarmerie. Ich bin aufgeregt; ich weiss nicht richtig Bescheid und suche zunächst auf der grossen Strasse; dann gehe ich zur ersten Etage des Rathauses, von wo mich die Gendarmen ins Erdgeschoss zum Bürgermeister selbst schicken; der Bürgermeister diskutiert auf elsässisch mit einem Sergeanten und zwei dicken Zivilisten; er redet unbestimmt daher, schliesslich sieht er sich meine Genehmigung an, weiss mit meiner Bitte um Verlängerung nichts anzufangen und stempelt, ohne etwas zu kapieren: ein Gendarm, der zu Hilfe gerufen wird und von den Pariser Stempeln beeindruckt ist, verkündet ebenfalls, sie sei bis Sonntag Abend gültig. Ich bin zutiefst erleichtert; ich laufe zum *Cerf*: zum Bersten voll von Soldaten; die Frau sagt zu mir: «Monsieur ist gerade rausgegangen»; ich gehe raus, irre im Dunkeln herum, aber von Weitem kann man nie-

manden erkennen; ich fühle mich verloren; ich gehe wieder rein und lehne mich an die Theke, ein Jäger, gross, ziemlich schön, Bärtchen, tritt zu mir, er hat eine Fahne, er sagt zu mir: «Wie? Sie sind hier? Wir haben vorhin in der *Écrevisse* auf Sie gewartet.» Ich erinnere mich, dass mir, als ich die Gendarmerie betrat, zwei Kerle zugerufen haben: «Bis gleich, in der *Écrevisse*!», ich dachte, es seien die netten Soldaten der letzten Nacht, die sich über unsere Anstrengungen lustig machen, in die *Écrevisse* eingelassen zu werden, und ich lächelte höflich; nein, es war ein galantes Rendezvous. Ich sage: «Ich warte auf jemanden», bin aber verlegen, weil ich nicht herausposaunen will, dass ich auf einen Soldaten warte. «Warum könnte ich das nicht sein?», er rückt mir auf die Pelle, ist gereizt, hält mich für eine Nutte. «Ich weiss doch, dass Sie nicht zum Kriegführen hierhergekommen sind»; wenn auch nur der geringste Streit ausbräche, wäre es furchtbar unangenehm, das kann ich mir nicht leisten; ein dicker Kumpel greift ein, ungeduldig: «Also, kommst du jetzt oder kommst du nicht?», ein dritter flüstert mir zu: «Lass sie laufen. – Wenn sie mich nur laufen lassen würden», sage ich verzweifelt zu ihm. Der besoffene Jäger verspricht mir seinen Schutz und stösst zugleich Drohungen aus; er sieht mir in die Augen und fragt: «Bist du nun für uns oder gegen uns?», und als ich antworte «Weder noch. – Bist du Elsässerin oder Französin? – Ich bin Französin. – Mehr wollte ich nicht wissen», sagt er befriedigt und geheimnisvoll, er bietet mir seinen Stock an, einen merkwürdigen dicken Knüppel, den ich nicht will.

Endlich kommt Sartre und sucht mit den Augen nach mir; ich winke ihm zu. «Wir warten dort ungeduldig auf dich», sagt ein Soldat. Wir gehen raus, wir gehen zum *Lion d'Or*! ich werde bei seiner Wirtin übernachten, aber ohne ihn, denn als er sagte: «Meine Frau kommt», hat sie schockiert geantwortet: «Aber Sie

haben doch keine Frau», und er musste berichtigen: «Meine Braut.» Ich bin darüber traurig, aber immerhin sind wir jetzt sicher, dass ich einige Tage bleiben kann. Im *Lion d'Or* ist es proppenvoll; einige Zivilisten, sogar eine Frau, die offensichtlich ihren Mann besucht, aber im Grossen und Ganzen handelt es sich um Soldaten, die essen und trinken. Auch wir essen: Sauerkraut mit Weisswein. Erstaunlich, diese Mischung aus beunruhigendem Abenteuer in Kälte und Dunkelheit und satter, elsässischer Behaglichkeit; Stimmengewirr, dichter Rauch, Sauerkrautgeruch, Hitze; es erinnert an München und Strasbourg. Sartre macht mich darauf aufmerksam, dass er gesiezt wird, man redet mit ihm wie mit einem Zivilisten, weil er mit einer Frau zusammen ist, was ihm eine zivile Individualität und Privilegien verleiht. Wir essen und reden, und ich hole meinen Koffer und richte mich bei Madame Vogel ein; wir gehen an der Schule vorbei, wo die blauen, erleuchteten Fenster ganz wie Kirchenfenster aussehen. Madame Vogel empfängt mich freundlich, sie ist eine dunkelhaarige Elsässerin, ziemlich jung, nicht hässlich, sie spricht nur Deutsch. Sartre redet einen Augenblick mit ihr; das Zimmer ist schwach geheizt: dickes, breites Bett, Kachelofen, der nicht warm wird, an den Wänden Deckchen mit Stickereien auf Deutsch: «Ruhet sanft!» Sartre bleibt nur ganz kurz, Soldaten dürfen sich nach 9 Uhr nicht mehr auf der Strasse blicken lassen, und wieder schlüpfte ich in die eisigen Laken. Aber mir wird schnell warm, und ich schlafe fest ein.

Donnerstag, 2. November

Ich stehe um 6 Uhr auf, um mit Sartre zu frühstücken. Rasche Toilette in der Kälte. Ich habe ein irgendwie bekanntes, aber undefinierbares Gefühl bei diesem Aufbruch in den eiskalten und finsternen Morgen: ab und zu schimmert ein Licht. Ich würde gern noch im Bett liegen, und doch akzeptiere, ja will ich diese Dunkelheit, diese Kälte, dieses Aufstehen als Bedingung von Glück. Es ist nicht die Reminiszenz einer Reise, und doch ist es die Reminiszenz von irgendetwas Glücklichem, das unbestimmt bleibt. Mit diesem vagen poetischen Gefühl treffe ich in der *Taverne de la Rose* ein. Der Eindruck verstärkt sich, bleibt aber vage. In der Taverne ist es ganz düster, die Lampen sind mit blauem Papier verkleidet, nur eine ist an; der Ofen wird angezündet, der Raum ist fast leer, die Frauen sind noch schlaftrunken; eine vielversprechende Morgendämmerung – noch ungemütlich und düster, aber schon der Freude zustrebend. Sartre kommt beinahe sofort. «Heute lacht er und spricht», sagt die Frau gutherzig, als rede sie von einem Automaten. «Sonst sitzt er da und liest.» Sie stösst meine Bücher weg und, schelmisch: «Heute wird nicht gelesen.» Wir bekommen schauerhaften elsässischen Kaffee, noch schlechter als der übliche Wirtshauskaffee, aber romantisch wie der Kaffee auf Bahnhöfen oder bei Fusswanderungen. Wir reden eine Stunde im Halbdunkel, Sartre geht weg, um irgendwelche Messungen vorzunehmen, und ich bleibe in dem grossen, leeren Raum zurück, in dem es allmählich hell wird. Draussen marschieren Soldaten vorbei, Schaufeln über der Schulter; eines der Mädchen aus dem Haus, eine Rothaarige, stellt einen Kaffee und ein Glas Rum aufs Fenstersims, die der Militärschutzmann von der Strassenkreuzung trinkt, wobei er den Verkehr im Auge behält: er trägt dicke Wollhandschuhe, sein Atem ist wie Rauch in der Luft zu sehen. Ich bleibe

da, ich fühle mich in die Welt des Krieges getaucht, es erfüllt mich – ich fühle mich romantisch und glücklich. Ich lese Sartres Roman²⁷: 100 Seiten, zum erstenmal lese ich ein so langes Stück in einem Zug, ich finde es ausgezeichnet. Ich notiere mir einige kritische Bemerkungen (besonders der Charakter Marcelles muss überarbeitet werden); dann gehe ich zum *Cerf* wo ich einen [Kaffee] trinke, während ich Dickens weiterlese. Sartre trifft ein: wieder Sauerkraut, Weisswein und Zwetschgenschnaps; als wir uns verabschieden, ist mir vom Alkohol etwas schwummrig im Kopf. Um 12 Uhr ½ kommen zwei von seinen Kumpanen: der Korporal Pierre, intellektuell, schüchtern, und der dicke Jude Pieter, der sich immer zu helfen weiss; Muller ist nicht dabei, denn sie sind mit ihm verkracht; es amüsiert mich, sie zu sehen, sie sind wie Sartre mir beschrieben hat und voller unnützer Geschäftigkeit mir gegenüber. Sie gehen mit Sartre auf Zimmersuche. Ich gehe zur *Taverne de la Rose* zurück, wo ich mich ans Fenster setze. Soldaten kommen und gehen; heute Morgen war da einer, der das dunkelhaarige Mädchen an sich presste. Ich schreibe einen langen Brief an Bost, einen kleinen an Kos. und an Sorokine; ich bringe sie zur Post, treffe Sartres Kumpane, die darauf bestehen, ihn sofort zu mir zu schicken. Ich gehe zu Madame Vogel, aber sie hat geschlossen, und ich warte lange im Regen; Sartre kommt endlich, er hat für uns ein Zimmer im *Bœuf Noir* gefunden, er hat gesagt, für sich und seine Frau: die Leute hier sind zuvorkommend zu den Soldaten, von denen sie leben, sie sind zu ihnen weitaus freundlicher als sonst. Wir gehen zum *Bœuf Noir*, ich zehn Schritte hinter Sartre, damit die Gendarmen nicht stutzig werden; wir bleiben eine Stunde lang im eiskalten Zimmer und gehen runter. Alles ist ge-

²⁷ *L'âge de raison* [dt.: *Zeit der Reife*], Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1986. Neuübersetzung].

regelt; ich bin endgültig beruhigt und vollkommen glücklich. Wir reden lange über Sartres Roman; und wir reden über den Krieg. Sartre ist überzeugt, dass es nicht zum Kampf kommen, dass es ein wissenschaftlicher und moderner Krieg sein wird, ohne Gemetzel, so wie die moderne Malerei ohne Gegenstand ist, die moderne Musik ohne Melodie und die Physik ohne Materie; das gibt mir meinen Seelenfrieden zurück. Wir reden auch über unsere Geschichtlichkeit; es kommt mir grossartig vor, mit jemandem zu sprechen, wieder ein intellektuelles Leben zu haben.

Wir essen zu Abend, mittelmässig; weniger Soldaten als gestern Abend. Gegen 8 Uhr hole ich meinen Koffer bei Madame Vogel, und Sartre holt in der Schule eine Taschenlampe; Warten in der nasskalten Finsternis; Soldaten kommen zur Schule zurück, sie richten ihre Taschenlampen auf den Weg. Wir gehen zu uns. Ich dachte, wir würden die Nacht mit Reden zubringen, aber wegen der Kälte müssen wir uns hinlegen, und ist man erst einmal im Bett, kommt der Schlaf schnell. Wir schlottern im Bett, und es bedarf ungeheurer Anstrengung, bis die Federbetten richtig liegen und bis wir uns aufgewärmt haben.

Tag tiefen Glücks.

Freitag, 3. November

Heute früh, als ich um 6 Uhr $\frac{1}{2}$ die Toilettentür aufstosse, begreife ich diesen romantischen Eindruck, den ich gestern früh nicht näher bestimmen konnte: emotionale Erinnerung an den Wintersport. Gleiche Finsternis, gleiche Kälte, gleiche Anstrengung, die man wegen eines kommenden Vergnügens auf sich nimmt, wenn man frühmorgens in die Nacht und Kälte tauchen muss; gleicher Modergeruch in den Korridoren. Und am Mor-

gen besteht die Analogie in dem grossen Saal fort: wie die Ski-lehrer, die vor dem Frühunterricht einen tranken, lehnen die Soldaten in Uniformen an der Theke; Kälte, professionelle Arbeit erwartet sie draussen, es ist ein Augenblick flüchtigen Behagens in einer sehr winterlichen Morgendämmerung. Der Eindruck schwindet im Laufe des Vormittags, aber am frühen Morgen ist er sehr stark. Ich bin auch in einer Urlaubssituation, wie im Wintersport; kein Unterricht, keine lästige Gesellschaft mehr, allein mit Sartre in einem fernen Dorf. Zeit des Behagens und der Musse. Wir frühstücken im Saal des *Bœuf Noir*, er ist leer, aber schon warm. Der Raum ist ziemlich angenehm, verziert mit präparierten Schmetterlingen, mit Geweihen, mit ausgestopften Vögeln; doch ich gehe zum *Cerf*, als Sartre weg muss, ich schreibe an diesem Tagebuch und lese Sartres Tagebuch²⁸ – das versetzt mich in sein Leben, in den Krieg, es kommt mir unendlich interessant und ergreifend vor; ich frage mich, welchen Eindruck man hätte, wenn man ihn nicht kennen würde, und ob man ihn vor sich sehen würde. Grosser intellektueller Wettstreit; ich hätte auch gern Zeit, um mehr über mich nachzudenken. Sartre kommt, und wir sprechen über sein Tagebuch. Wir reden auch über Védrine, über Wanda – wir wundern uns ein bisschen darüber, wie Védrine bei uns an Wertschätzung und Zuneigung eingebüsst hat; ich sage zu ihm, dass ich in ihr oft eine Karikatur meiner selbst sehe, und er versichert mir, davon könne nicht die Rede sein.

Nachmittags komme ich hierher, ich schreibe an Védrine, an Bost. Dieser Aufenthalt hier, die Gelassenheit, die Heiterkeit,

²⁸ Er machte darin Notizen über sein tägliches Leben und zog Bilanz aus seiner Vergangenheit. Vgl. *Tagebücher*, siehe S. 77, Fussnote 65.

[Sie enthalten auch Entwürfe zum zukünftigen philosophischen Werk. *Anm. d. Übers.*]

die Sartre mir gibt, haben nur meinen Wunsch verstärkt, Bost zu besuchen, und diesen Wunsch zugleich von jeder Eifersüchtelei befreit, weil er nun eher der Freundschaft als der Liebe entspringt; ich denke mehr an Gespräche, die keine Enttäuschung nach sich ziehen, als an Begierde, als an Leidenschaft, die zwecklos ist. Wenn ich Sartres Tagebücher lese, und auch wenn ich nur die Soldaten in den Strassen vorbeiziehen und sich in den Tavernen drängen sehe, wie sie Punkt 1 Uhr aufbrechen und versuchen, während des Tages heimlich dorthin zu gelangen, verstehe ich das Soldatenleben unendlich viel besser als vorher – eine tiefe Kluft trennt es vom zivilen Leben. Mit Sartre gab es aber keine Schwierigkeit; wir hatten uns überhaupt nicht entfremdet, wegen der gemeinsamen Welt, in der wir leben, nah beisammen oder getrennt. Schon diese wenigen Tage geben mir das Gefühl, ich hätte diese letzten zwei Monate ganz mit ihm zusammengelebt, und löschen den Charakter von Trennung, den sie vorher hatten.

Ich bringe meine Briefe zur Post und drehe eine Runde in den Strassen, aber wachsam; in einem Laden sehe ich zwei Soldaten vor einem riesigen Topf mit Senf. Noch nie habe ich eine solche Menge Senf gesehen; sie wollen ihn mitnehmen, aber die Frau will ihnen den Topf nicht mitgeben: «Ich kann den Senf doch nicht in der hohlen Hand tragen!» brummt der Soldat, und er fügt bitter hinzu: «Die Elsässer sind keine Geschäftsleute.» Auch hier wieder: grosse Feindseligkeit zwischen Franzosen, wie es heisst, und Elsässern; die Leute hier wollen sich nicht evakuieren lassen, weil man sie anderswo als Boches betrachtet. Übrigens haben sie die Ruhe weg, und zwar 10 km von der Front. Was für ein Unterschied zu den Parisern, die bestürzt nach Quimper flohen, und zu all den Leuten in der Bretagne. Ich komme hierher zurück: ich lese Briefe von Védrine und von Wanda an Sartre, die von Wanda sind sehr reizvoll. Ein Gendarm beobachtet mich, ich bin verlegen und komme mir ver-

dächtig vor. Ich gehe auf mein kaltes Zimmer, Sartre kommt, wir gehen wieder runter und trinken und essen hier. Langes glückliches Gespräch. Sartre hat dieses Tagebuch gelesen und sagt, ich müsse die Dinge stärker entfalten – ich hätte Lust dazu, wenn ich Zeit hätte. Wir reden über Bost. Sartre erklärt mir von neuem, dass ich in gewissem Sinne meine Beziehung zu ihm so will, wie sie ist, dass Kos. für ihr Gleichgewicht notwendig ist; dass Bost mir nicht gehört, weil ich ihm nicht gehöre – ich habe wieder einen Überblick über die Situation und bin zufrieden. Dazu vermerke ich, dass ich eine der unangenehmsten Sachen weder in meinem Tagebuch notiert noch Sartre erzähle habe: dass er Kos. längere Briefe schreibt als mir – ich sage nichts davon, dabei kann ich mein Wissen davon nicht auslöschen, und doch sage ich nichts, weil ich wie magisch glaube, dass S. darauf nichts zu antworten hätte, und weil es dann erdrückend und definitiv existieren würde. Übrigens erzähle ich es später, und diese ganzen Überlegungen. Ich erzähle ihm auch, wie ärgerlich es ist, im Voraus zu wissen, dass ich während Bosts Urlaub leiden werde: er muss ihn mit Kos. verbringen; abstrakt gesehen befreit mich diese Festlegung von der Angst vor seiner Wahl – ich leide nicht darunter, dass es so sein muss –, aber ich weiss, dass ich Stunde für Stunde um seine Freiheit, seine freie Verliebtheit innerhalb dieses Zwanges, wissen werde und dass es für mich höllisch sein wird. Und dieses Wissen ändert daran nichts, das ist ärgerlich.

Sartre sagt mir, dass all meine Eifersüchteleien, Verhaltensweisen und kleinen Schmerzen in Bezug auf Bost ihm nicht dreckig vorkommen. Mich stören sie, und ich bin nie ganz aufrichtig in Bezug auf sie. In gewissem Sinn Überspanne ich den Bogen, weil ich diese Geschichte in mir bis auf die Spitze treiben, die Situation voll und ganz leben und bis ans Äusserste gehen möchte – und dann finde ich trotzdem einen anderen

Blickwinkel, ich trete aus der Geschichte heraus, um mich davon zu befreien, wenn sie zu dreckig wird. Und das missfällt mir. Ich habe das Bild von Jahan, von Lumière²⁹ und der Heldin der *Intempéries* [Unbilden]³⁰ und tausend anderer im Kopf, diese leidenschaftlichen und intellektuellen Frauen, die so tun, als wählten sie, was sie erleiden, die sich erst dann für überlegen halten, wenn sie nicht mehr weiterkönnen. Ich kenne diesen heilsamen Stolz nicht: «Schliesslich passiert mir das, es ist mein Leben» usw.; ich sage mir lieber demütig: «Das ist ekelerregend», um diesen Frauen nicht zu ähneln; und ich ziehe Überlegenheit aus dieser vorsätzlichen Demut, die auch nicht ganz aufrichtig ist. Ich erkläre Sartre das, und er meint, ich sei aufrichtig dabei, Amerika zu entdecken. Tatsächlich ist dieses psychische Innenleben neu für mich; vorher habe ich vor allem eine moralische Haltung eingenommen, ich versuchte zu glauben, ich sei, was ich sein wollte. Es war berauschend in diesem Jahr, wie wegen Bost Kontingenz und Eifersucht auftraten, und ich legte Wert darauf, weil ich auf diese Geschichte Wert legte. Jetzt amüsiert mich das wie Neuland; solch eine Geschichte zu schreiben würde mir keinen Spass machen, es wäre zu leicht und zu mondän, aber es ist eine Zerstreung, das in mir selbst aufzuspüren und aufzudecken. Es ist ein Schritt zur Selbsterkenntnis, wie sie mich allmählich interessiert. Ich fühle, dass ich etwas ganz Bestimmtes werde: ich spüre mein Alter, ich werde zweiunddreissig, ich fühle mich wie eine fertige Frau, ich möchte nur wissen, welche. Gestern Abend habe ich lange mit Sartre über einen Punkt gesprochen, der mich an mir gerade interessiert, meine «Weiblichkeit», die Art und Weise, in der ich an meinem Geschlecht teilhabe oder nicht teilhabe. Das wäre zu bestimmen, und auch ganz allgemein, was ich vom Leben ver-

²⁹ Kolleginnen aus Rouen.

³⁰ Von Rosamond Nina Lehmann.

lange, von meinem Denken, und wo ich in der Welt stehe. Wenn ich Zeit habe, werde ich mich damit in diesem Tagebuch befassen.

Wir gehen zu Bett und schlafen gegen 10 Uhr $\frac{1}{2}$ ein. Es ist weniger kalt. Wieder ein vollkommen glücklicher Tag.

Samstag, 4. November

Wieder um 6 Uhr $\frac{1}{2}$ aufgestanden – Frühstück. Um 7 Uhr $\frac{1}{2}$ gehe ich wieder auf mein Zimmer und schlafe verschämt noch einmal bis 10 Uhr. Dieser Besuch hat einen Unterton von glücklicher Benommenheit, von Essen und Schlafen. Ich fühle mich nicht mehr oder fast nicht mehr wie in einer Stadt im Kriegszustand. Draussen sind nur Uniformen zu sehen, die Autos sind getarnt; vorbeiziehende Pferde, Lastwagen, all das kommt mir normal vor. Ich gehe zum *Cerf*, ich fange an, die Geschichte dieser Tage aufzuzeichnen. Ich sollte dieses Tagebuch Tag für Tag führen, genau und in Augenblicken intellektueller Musse, und nicht, wenn ich todmüde bin, das wäre viel vorteilhafter. Mittagessen mit Sartre; wieder ein köstliches Beefsteak wie gestern. Ich schreibe an Bost; dann gehe ich zum Bahnhof: ich fahre erst morgen, um 8 Uhr abends. Dann mache ich einen Spaziergang im Dorf. Es ist mild; Elsässer Häuser, nicht besonders malerisch, aber nett; an einer Strassenkreuzung spielen Soldaten Ball; andere tanken auf einer Parkbank frische Luft. Entspanntes Soldatenleben, das ganz mit dem Dorfleben verwoben ist. Übrigens ist es diese Verquickung, die hier überall einen so starken Eindruck macht: die Soldatentavernen, das Kind mit seinem Helm, die Händler, die nur noch an Soldaten verkaufen, die Strassen, auf denen sie vorbeiziehen, die Häuser, Höfe, in denen sie lagern; sie sind Leben und Tod dieses Ortes.

Ich lese *L'idiot* im *Bœuf Noir*, Sartre kommt um 5 Uhr – wir bleiben einen Augenblick, dann essen wir im *Cerf* zu Abend. Wie immer vollgestopft mit Militär. Wir holen in der Schule Bücher, und ich muss lange in der Dunkelheit auf Sartre warten. Alte Gefühle, Tours, Saint-Cyr³¹, aber es ist einfacher und erfüllt. Ich glaube, wenn man jung ist, kann man den Eindruck des Wunderbaren schwer abwehren; ein bisschen wie Védrine, das geht einher mit der Wichtigtuerei: «mir passiert das usw.». Ich müsste darüber nachdenken, worin das Älterwerden besteht, das ich in den letzten Jahren so stark spüre – denn ich habe eine genau festgelegte Jugend gehabt, mit einem Haufen jugendlicher Mängel – das ist mir gegenwärtig, und ich sehe den Unterschied. Etwas Unauthentisches in der Jugend, wie Nizan richtig sagt, und Védrine veranschaulicht das sehr gut. Meine Gefühle haben nichts Abgestandenes.

Sonntag, 5. November

Heute ist es mild; als wir um 6 Uhr ½ runterkommen, sage ich zu Sartre: «Es ist Tauwetter. De Roulet würde dazu Föhn sagen.» Wir gehen zur *Taverne de la Rose*, ich lese eine ganze Weile *L'idiot* und mache mir dabei die Augen kaputt. Ich schicke Bücher an Bost, dann gehe ich zum *Cerf* zurück und schreibe an ihn, an Poupette und Védrine und lese *L'idiot* weiter. Ein Mann spricht mich an, der in einem Büro arbeitet. Er redet über Strasbourg, das ganz verlassen ist, wo nur noch ein paar Behörden sind, einige Zivilisten, die ihre Sachen holen und nicht in der Stadt übernachten dürfen – und Tabakläden, die schliessen –, es ist vollkommen ausgestorben. Er sagt, die Leute von dort

³¹ Wo Sartre seinen Militärdienst absolviert hatte.

rechnen mit Frieden zu Weihnachten; er sagt auch, es sei ein Diplomatenkrieg, in dem nicht gekämpft werde. Je näher man in diesem Krieg der Front kommt, desto mehr verliert er sein Grauen und auch seine Poesie wie bei der Eifersucht; wenn es etwas Ganzes, Volles wäre, würde es immer schrecklicher werden, aber bei blossem Schein ist es umgekehrt. Paris beruhigt die Ankömmlinge aus Laigle und Quimper, und Brumath beruhigt die Leute aus Paris.

Wir essen zu Mittag, und weil Sonntag ist, bleibt Sartre bis 2 Uhr $\frac{1}{4}$. Dann mache ich einen Spaziergang. Ein sanfter Sonntag. Weil es mild ist und der Himmel blau, weil ich wegfahren werde und weil ich mich nicht mehr in der Enge fühle und Distanz gewinne, erscheint mir das Dorf in einem ganz neuen Licht. Bis jetzt war es nur ein französisches Dorf, ein «irgendwo in Frankreich», wo ich heimlich einen Soldaten besuchte; misstrauisch ging ich vom *Cerf* zum *Bœuf Noir*, nichts besass eine räumliche Verlängerung: auf 1 km in der Runde gab es Sperren von Soldaten; seltsamer Eindruck geschlossener Individualität: aber in umgekehrter Weise geschlossen wie die Einsamkeit, die ich bei den Fusswanderungen schätze. Ich liebe die natürliche Einsamkeit, die von den Bergen, den Seen, den Entfernungen herührt und die sich der menschlichen Anstrengung als besiegt darbietet – und die ihre Poesie aus dieser möglichen Anstrengung zieht und dieser Anstrengung ihrerseits Poesie verleiht. Die Gegend hier ist flach, die Kilometer schafft man leicht; aber hier gibt es eine künstliche Sperre, die den Wert menschlicher Anstrengung aufhebt. Die Natur versackt im Sozialen, und nirgendwo erscheinen der Körper, die Muskeln, und entsprechend der Himmel, die Luft, das Wasser, die Anhöhe so nutzlos.

Heute jedoch – in diesen Strassen, die von der Hauptstrasse abzweigen, am ruhigen Kanal – kommt der Friede unter dem

Krieg hervor; da sind noch blaue Wegweiser, die besagen, dass die Strassen irgendwo hinführen, und nicht anzeigen, dass die Strasse verbarrikadiert ist. Die Ziegel der Häuser sind von unnützem Moos bedeckt, die Bäume heben sich vor dem Himmel ab, und die Wolken scheinen sorglos für sich selbst zu existieren. Auf Schritt und Tritt wird dieser Eindruck widerlegt; ein alter Landbus kommt, er ist getarnt, der Fahrer ist ein Soldat, und an der Scheibe steht statt des mysteriösen individuellen Namens eines Ortes oder eines Besitzers das Wort «Vaguemestre»*; schlammige Wege stossen gegen verbotene Militärlager; das Dorf wird trotz allem von diesen Khaki-Uniformen, diesen unpersönlichen Divisionen, diesem Kriegssozialismus verschlungen. Aber in diesem Magma kann man doch eine gewisse Persönlichkeit erahnen. Das Dorf, geschlossen in sich, mit seinen Verkehrsmitteln, seinen eigenen Ressourcen, an Stelle dieser nationalisierten, administrativen Realität.

Starkes Gefühl von Freude beim Gang durch die Strassen. Zum erstenmal fühle ich mich in diesem Krieg nicht verloren und denke, dass ich den Krieg desto besser in mir realisiere, je mehr ich darin verloren bin. Der Krieg ist ein Ereignis der Welt, das ich durch mein Leben hindurch erfasse – und wie einst in Megève empfinde ich Freude im Angesicht der Vielfalt der Welt und meines Lebens. Ich fühle mich auch als Zeugin, Zeugin dieses Dorfes im Kriegszustand, als ob ich jenseits von Zeit und Raum wäre.

Zum erstenmal kann ich nach dem Gespräch mit Sartre mein Leben während des Krieges direkt ins Auge fassen. Ich habe die zwei letzten Monate im Unendlichen und im Momentanen gleichzeitig gelebt; ich musste die Zeit minuten- oder stundenweise füllen, aber absolut ohne Zukunft. Die Nachricht vom be-

* Mit der Verteilung der Post beauftragter Unteroffizier.

vorstehenden Fronturlaub, die Hoffnung gab und eine Zukunft-mit-Hoffnung verhiess, hat mich überhaupt nicht beeindruckt und war mir sogar unangenehm: um sich darüber zu freuen, hätte man sich in eine begrenzte Zukunft begeben müssen, in der die Abwesenheit, der Krieg, als Realitäten akzeptiert worden wären. Jetzt fasse ich ein Jahr, eineinhalb Jahre Kriegsexistenz ins Auge, angefüllt mit Arbeit, unterbrochen von Urlauben, und das erscheint mir nicht wie ein Augenblick ausserhalb des Lebens, den ich irgendwie rumkriegen muss, sondern wie ein Stück Leben, das es zu nutzen und gut zu leben gilt. Ich bin gespannt, wie es laufen wird, wenn ich wieder in Paris bin. Aber der Eindruck ist so stark, dass ich die letzten beiden Monate im Rückblick fast für verlorene Zeit halte, gemessen an einer Totalität von Arbeit und Denken.

Ich glaube nicht, dass ich die Arbeit des Selbststudiums und der Selbstdefinition jetzt machen werde. Ich müsste mehr «Abstand» haben. Vielleicht während der Ferien – jetzt vielmehr der Wunsch, an meinem Roman zu arbeiten, weiter aktiv zu leben, und nicht Selbstanalyse. Grosse Neugier auf das anbrechende Jahr – das erst heute anbricht. Und fast wünsche ich, es so zu leben, wie es kommt, ohne Wunder von aussen.

Sartre trifft um 4 Uhr im *Bœuf Noir* ein; wir werden nach hinten geschickt, weil das Café für Soldaten noch nicht geöffnet ist; es plaudert sich nett an der Ecke des langen Tisches, auf dem eine blau-weisse Wachstuchdecke liegt – von Zeit zu Zeit sieht jemand zur Tür herein und zieht sich gleich wieder mit einer Geste der Entschuldigung zurück.

Sartre ist ein bisschen über einen Brief von Wanda verärgert, die mir nacheifern und ihn besuchen will; sie sagt, sie habe die Nase voll davon, eine Leuchte und ein Parfum zu sein; es scheint, sie will eine Gefährtin werden. Védrine prahlt in einem Brief damit, dass sie uns nicht hasst, «wenn ich widerlich wäre,

würde ich Sie hassen». Wir reden darüber. Ihre Ausbrüche von Leidenschaft und Geschäftigkeit kommen uns oberflächlich vor; ihre Art zu fühlen; ihre Welt ist nicht verändert; auf einem heilen Untergrund wallt allenfalls von Zeit zu Zeit grosse Verzweiflung auf. Kos.' Deprimiertheit oder meine, wenn ich davon befallen bin, bedeutet dagegen eine ruhige, aber definitive Beinträchtigung der Welt, und das geht viel tiefer. Sartre sagt, er verstehe sehr gut, dass ich während des Krieges und während der Abwesenheit ein Bedürfnis nach Hierarchie habe, er habe es auch mir gegenüber. Wenn ich mich ihm gegenüber so verhalte, gibt es kein Problem.

Gegen 5 Uhr übersiedeln wir in den anderen Saal, wir essen, in der Menge, in Lärm und Rauch, Blutwurst mit Kartoffeln. Ich bin nicht traurig. Wir gehen in die Nacht hinaus; es ist mild, unter einem unermesslichen Sternenhimmel. Wir holen in der Schule Bücher, und Sartre begleitet mich bis zum Bahnhofsvorplatz. In einer kleinen dunklen Strasse küsse ich ihn zum letztenmal; er verschwindet sehr schnell in der Nacht. Ich gehe zum Bahnhof. Ich denke nur an die bevorstehende Reise und ans Schlafen, im Kopf und im Herz spüre ich zärtliche Benommenheit. Düsterer Wartesaal, viele Soldaten; ich lese ein bisschen *L'idiot* dann Warten auf dem Bahnsteig, wo es mild ist, ich wurde nicht nach meinen Papieren gefragt; mit Gepäckstücken beladene Zivilisten, viele mit Rucksack; starker Geruch nach Schnaps über dem Bahnsteig. Mit etwas Verspätung fährt der Zug ein, so überfüllt, dass man kaum die Türen öffnen kann. Ich laufe bis zum Anfang des Zugs und steige hinter einer Gruppe Soldaten ein; und gleich im ersten Abteil finde ich ein Eckchen zum Sitzen. Wir fahren langsam und wie mit dem Bummelzug bis Saverne.

Saverne. 9 Uhr abends. Riesiger Bahnhof, dunkel und von Menschen wimmelnd. Als ich nach dem Ausgang und nach ei-

nem Buffet frage, schliesst sich mir ein Flieger an. Wir gehen raus und stehen auf einem vollkommen finsternen Platz; der Flieger führt mich zu einem Hotel und verhandelt durch die Glastür mit dem Dienstmädchen, das er gut zu kennen scheint. Sie lässt uns herein; in einem trübseligen Speisesaal mit Tischdecken trinke ich eine Limonade, gegenüber vom Flieger, der mit dem Dienstmädchen schäkert. Wir werden fast sofort wieder hinausgeworfen und müssen wieder in den Bahnhof; der Express fährt erst um Mitternacht, ich fühle mich ein bisschen in der Falle. Es gibt nur einen einzigen Wartesaal mit Buffet, wo es nichts zu trinken gibt und wo es nach Krieg riecht; dicht aneinandergeschobene Tische, die mit jämmerlichen Gepäckstücken bedeckt sind: Matratzen, Decken, Flüchtlingsgepäck; die Evakuierten sitzen zusammengedrängt auf Stühlen, mitten im dichten Rauch: Gestank von schlechten Zigarren und in der ungesunden Hitze eines Kohlenoxydofens. Ich bleibe in einer Ecke stehen und lese *Les mutinés de l'Elseneur*, dann lese ich im Sitzen weiter und gehe schliesslich raus; in der Unterführung sind Säcke gestapelt, und auf den Säcken sitzen Soldaten und essen, andere ruhen sich auf den Treppenstufen aus. Der Bahnsteig ist so mit Soldaten überfüllt, dass man kaum einen Schritt machen kann. Ich bleibe stehen, gleichgültig und wie eine Säulenheilige in meine Gedanken vertieft, dass ich nicht merke, wie die letzte Stunde vergeht: ich bin vom Wunsch besessen, zu arbeiten, zu denken – ich sehe meine Beziehung zu Sartre, zu Bost, die Existenz von Wanda, von Védrine, von Kos., alles schön im Lot, und ich bin von tiefer Zufriedenheit erfüllt. Zugleich starker Eindruck von Krieg. Weil S. mir erklärt hat, dass dieser Krieg «unauffindbar» ist, weiss ich, dass man ihn, wie den Gott der *Nourritures terrestres**, nirgendwo ausser überall finden kann; und dieser über-

* Von André Gide (dt.: *Uns nährt die Erde*).

füllte Bahnsteig, das *ist* der Krieg, ebenso wie Brumath und Forbach.

Ein erster Zug schluckt alle Soldaten, in drei Minuten. Nur wenige warten noch auf den Express, der etwas später einfährt. Ich steige ein, gehe in ein bequemes Abteil mit grünen Lederbänken. «Sie sind allein?» sagt ein dicker elsässischer Soldat zu mir, «dann sind Sie willkommen», und ich setze mich in die Ecke. Im Abteil sind ausserdem ein dicker Zivillist, der seine Melone schon gegen eine Soldatenmütze eingetauscht hat, und zwei Soldaten, Bauern aus Deux-Sèvres; sie fahren für drei Tage dorthin, mit Sonderauftrag, der Elsässer ist Jahrgang 1890, er fährt zu seiner Frau, während er seinen Sohn am Rhein zurücklässt. Er befiehlt einem Soldaten, die Tür zuzumachen, und der hält sie gut zu, obwohl draussen die Leute schreien, sie sollten aufmachen. Der Elsässer macht plumpe Scherze über das Vergnügen, mit einer Dame zu reisen, und er klettert auf die Bank, um mit einem Taschenmesser die blaue Farbe von der Lampe abzukratzen; Licht fällt auf meine Nase, meine Augen, mein Kinn, und so kann ich *Les mutinés de l'Elseneur* lesen, was mir überhaupt keinen Spass macht. Sie sagen, ich könne mich hinlegen, wenn ich schlafen wolle; der Elsässer deckt mich mit seinem Militärmantel zu, der Zivillist wird von Ehrgeiz gepackt und gibt mir ein schönes, pralles Kissen; ich strecke mich der Länge nach aus, ich bin selig; ich stosse mit den Füßen gegen den Elsässer und ziehe sie an, er sagt zu mir: «Aber lassen Sie doch, das ist meine erste Berührung mit einer Frau seit zwölf Wochen.» Eine Flasche Elsässer Marc wird herumgereicht, und ich trinke ein Achtel, er ist ausgezeichnet. Das versetzt mich vollends in wonnige Benommenheit, und im Halbschlaf höre ich ihren Geschichten zu. Wieder Geschichten über die Friedensoffensive: wie Deutsche und Franzosen zu beiden Seiten des Rheins angeln, wie einmal ein deutsches Maschinengewehr aus

Versehen losging und gleich darauf ein Schild auftauchte mit der Aufschrift: «Französische Soldaten, ihr müsst entschuldigen, ein Dummkopf hat abgedrückt, wir wollten nicht auf euch schießen.» Sie reden über Strasbourg und die Trostlosigkeit der Evakuierung: ein Mann hat geweint, als er in sein Haus zurückkam und alles verwüstet fand. Die Soldaten erzählen empört, wie in einem beschlagnahmten Haus ein Kaninchen an einen Spiegelschrank genagelt und abgezogen wurde, sie sind erschüttert darüber, dass ein so schönes Möbelstück mit seinen beiden Spiegeln geopfert wurde. Sie reden mit Sympathie über die Offiziere: ein Hauptmann, der nachts selbst in ein Bistro ging, um Alkohol für seine Männer zu holen. Trotzdem haben diese Bauern aus Deux-Sèvres kaum eine Ahnung, was dieser Krieg bedeutet; der Elsässer schwadroniert ein wenig. Er scherzt: «Die beiden Ziegen* und die beiden Böcke; ihr zwei seid die Böcke.» Gelächter. Er nimmt meine Füße, zieht mir die Schuhe aus und legt meine Füße auf seine Knie, er fragt, ob es so bequem sei; ich antworte leichtsinnig: «Machen Sie mit meinen Füßen, was Sie wollen», und in der Nacht werde ich vom zärtlichen Druck gegen meine Knöchel wach. Aber ich ziehe meine Füße weg, und er lässt es dabei bewenden. Ich schlafe sehr gut.³²

* Im Namen des Départements *Deux-Sèvres* klingt «deux chèvres», zwei Ziegen, an.

³² Ab hier hat Simone de Beauvoir vorerst das Tagebuch nicht mehr für den Memoirenband *In den besten Jahren* benutzt.

Montag, 6. November

Wir kommen mit Verspätung an, 8 Uhr $\frac{1}{4}$; ein schöner goldener und milder Tag, Altweibersommer. Ich mache mich auf der Zugtoilette, so gut es geht, frisch und stürze nach der Ankunft in ein Taxi. Ich bin genau um 8 Uhr $\frac{1}{4}$ in der Schule. Zwei Stunden Unterricht. Dann ruft die Direktorin uns zusammen wegen irgendeiner Hilfe für die Evakuierten: es wird über Strickzeug, über Stoffe diskutiert und wie aus den Schülerinnen Geld gezogen werden könnte. Ich schlafe. Wieder ein Taxi, ich fahre zur Post in der Rue Littré: die Beamtin lacht vor Wohlwollen, als sie mir meine Briefe gibt: 6 von Bost und 5 alte von Sartre. Ich gehe mit meinem riesigen Packen ins *Versailles*. Ich lese nacheinander die Briefe von Bost. Ich bin von grosser Liebe zu ihm erfüllt; keine Eifersucht mehr, aber ein ganz volles Gefühl, ganz durchdrungen von diesen entzückenden Briefen – es wimmelt von kleinen zärtlichen Anspielungen, und ich fühle, dass er mich liebt, ich finde ihn blitzsympathisch. Mit freudiger Erregung denke ich an den Moment, wo ich ihn auf dem Bahnsteig sehen werde. Ich lese Sartres Briefe. Ich habe weiter nichts erwartet, aber es macht auf mich doch einen ganz lebendigen und starken Eindruck; wie im Echo hallt nun alles wider, was er mir mündlich gesagt hat, und wenn er mir schreibt, er wäre so froh, mich zu sehen, verdoppelt das mein Glück, meinen Frieden. Ich verlasse das Café glücklich, glücklich wie ich es seit Langem nicht war; genauso war Glück in Friedenszeiten. Mein ganzes Leben, meine Gefühle sind um mich herum anwesend, ganz stark und prächtig. Ich bin froh, Kos. wiederzusehen, ich denke gern daran, dass die beiden Kos. hier im Hotel sind, es ist für mich wie ein kleines Heim.

Ich gehe zum Haarewaschen, bevor ich Kos. wiedersehe, dann gehe ich hoch. Sie macht auf, ganz reizend, reizend zu mir

und an sich reizend, in mir regt sich grosse Zärtlichkeit für sie; sie erzählt mir ein bisschen, wie sie die letzte Woche verbracht hat. Dann wasche ich mich, ziehe mich an und hole unten meine Post. Eine Menge Briefe: von Sorokine ein paar ganz nette Zeilen, sie scheint mir gut zu sein; von meiner Schwester, von Védrine, vom Ungarn – ohne Bedeutung. Ich esse mit Kos. an der Bar von *Capoulade* ich war gerührt, den Luxembourg zu durchqueren, ich geniesse es, wieder in Paris zu sein. Dann 2 Stunden Unterricht – dann berichte ich Madame Maney im *Mangin*, Rue du Havre, über meine Reise. Ich kaufe für Kos., die Geburtstag hat, eine schöne Tasche aus Ziegenleder. Der Boubou hält mich in meinem Zimmer 5 Minuten auf, dann treffe ich die beiden Kos. im *Vikings*. Wanda ist als erste da, frisch und nett in ihrem schwarzen Pullover. Dann kommt Kos., erfreut über das Geschenk, das ich an ihre Tür gestellt hatte. Ich erzähle von meiner Reise, dann geht Wanda zur Mondfrau, die wir in der *Milk Bar* sehen, wo ich mit Kos. hingehge; sie ist kühl zu mir, weil ich sie fallengelassen habe. Kos. ist himmlisch, wir verbringen einen sehr guten Abend, der früh endet, weil wir beide todmüde sind. Ich bringe gerade noch die Kraft auf, an Sartre zu schreiben.

Dienstag, 7. November

Anstrengender und nutzloser Tag. Im *Mahieu* schreibe ich an Bost, zwischen 8 Uhr und 8 Uhr ½, ein ziemlich vergnüglicher Augenblick. Dann Unterricht. Am Ausgang sehe ich Sorokine, mit der ich verabredet bin; sie sitzt auf den Treppenstufen, ihre nackten Beine stecken in grossen Schuhen, sie hat eine rote Schleife in ihrem schönen blonden Haar. Sie sieht aus wie ein zu schnell gewachsenes kleines Mädchen, sie ist äusserst nett. Aber

in ihrem Leben spielt sich ein Drama ab, und ihre armen Augen sind vom Weinen gerötet; ich nehme sie in ein kleines Café mit, und sie sagt mir schliesslich, dass ihre Eltern ihr das Leben vergällen; als ihr zwei Zinken aus einem Kamm gebrochen sind, hat ihr Vater sich schreiend und mit geballten Fäusten auf sie gestürzt; ihre Mutter schnauzt sie auch an, sie nennen sie Parasit und alter Geizkragen und haben ihr zwei jämmerliche Francs weggenommen, die sie gespart hatte. Ich nehme sie mit, um Bücher an Sartre zu schicken; ich treffe Jolibois³³, sie sagt mir, dass M. Ponty in der Nähe von Longwy ist und dass es ihn anödet; nach kurzem Zögern gestehen wir uns, dass wir beide gerade von der Front kommen; ihr Passierschein galt nur bis Longwy, aber weiter wurde von ihr nichts verlangt. Ich gehe mit Sorokine in der *Source* essen, sie begleitet mich zur Schule.

3 Stunden Unterricht. In der Verwaltung wird direkt neben die, die ihr Gehalt abholen, eine Sammelbüchse für die Soldaten gestellt, aber ich tue so, als sähe ich das nicht. Goetschel und Liamley³⁴ warten am Ausgang auf mich; ich nehme sie mit ins *Vikings*. aber sie sind überhaupt nicht kurzweilig. Ihre Eltern wurden im September von der gutbürgerlichen Panik gepackt und haben sie durch ganz Frankreich geschleppt. Sie sagen, es gäbe eine Menge Studenten in der Sorbonne und sogar sehr viele Ausländer. Ich gehe zu mir rauf, um zu arbeiten, aber ich werde von hysterischem Geschluchze gestört; eine Frau ringt die Hände und stöhnt: «Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr.» Ich habe das Gefühl, dass es von oben kommt, dass Kos. alles aufgedeckt hat, und ich bin fassungslos. Ich begreife Bosts Befürchtungen, alles wäre besser als das, es wäre grässlich. Darauf kommt Joli-

³³ Zukünftige Frau von Merleau-Ponty.

³⁴ Zwei ehemalige Schülerinnen aus dem Lycée Molière.

bois, scheinheilig; sie will Sartres Adresse wissen, aber ich setze sie fast vor die Tür. Die Schreie kommen von unten. Wahrscheinlich eine der Ausländerinnen, die ausgewiesen werden. Oder der Hermaphrodit. Zu müde, um richtig zu arbeiten; ich mache ein ganz klein bisschen am Roman, dann schreibe ich an Sartre. Um 8 Uhr holt Kos. mich ab. Wir essen in der Crêperie zu Abend, dann gehen wir durch eine schöne Nacht am Luxembourg entlang zum *Hoggar*: Eulen kreischen im Park, hinter den Gittern sind die Stimmen von Soldaten zu hören und in der Ferne der Lärm von Kanonenfeuer – poetischer und eindrucksvoller Augenblick, mit diesem Himmel, an dem die Milchstrasse leuchtet. Das *Hoggar* ist verschönert worden. Ein grosser Hauch von Frieden kommt über mich – wie fern alles ist. Der Wirt begrüsst uns; viele Leute, ein bisschen zwielichtig. Wir reden nett und gehen um 11 Uhr nach Hause.

Mittwoch, 8. November

Arbeitstag. Aufstehen um 8 Uhr morgens – um 8 Uhr ½ hinten im *Dôme*, im Halbdunkel mit einem Kaffee und Zeitungen. Ich lese bis 9 Uhr und arbeite bis 12 Uhr ½. Wanda trifft ein, als ich aufbreche, und ich rede eine Viertelstunde lang nett mit ihr. Dann Erledigungen; im *Versailles* lese ich alle Briefe von Bost noch einmal und schreibe ihm einen langen Brief. Von 2 Uhr ½ bis 5 Uhr arbeite ich bei mir. Brief an Sartre. Ich treffe Gérrassis, die bei Deutschen an der Porte d'Orléans in einer herrlichen Wohnung wohnen: vom Balkon aus sind die blauen Werkzeughallen und die Vorstadt zu sehen, der Mont Valérien und ganz Paris, es ist sehr schön. Ich erzähle von meiner Reise und stelle Fanny³⁵ eine Art Bescheinigung über ihre Liebe zu Frankreich

³⁵ Deutsche Freundin, eine Bekannte von Alfred Gérrassi.

aus. Ich treffe Kos. um 7 Uhr ½, und wir gehen ins *Hoggar*. Es ist idyllisch. Wir nehmen ein vollständiges Abendessen zu uns: orientalischer Salat und Couscous für mich, sie bestellt ein seltsames Gericht mit Eiern und kleinen Würsten, die nach Anis, Pfefferminz und Zucker schmecken.

Immer noch zwielichtige Gestalten, wie am Abend vorher; eine kleine, dicke Dunkelhaarige tanzt gegenüber einem grossen Tunesier Bauchtanz; irgendwann sagt sie über irgendeinen Kerl zum Wirt: wenn er je wieder den Fuss über diese Schwelle setzt, bin ich die längste Zeit hier gewesen. Darauf sieht man eine Art Araber ankommen, gelblich und ungesund, dem der Wirt die Tür versperrt; sie brüllen sich an: «Von dir lasse ich mir nicht sagen, was Sache ist!» sagt der Wirt, und der andere antwortet: «Aber ich lass mir von dir auch nicht sagen, was Sache ist!» Der Kerl tritt trotzdem ein, und der folgende Satz ist zu hören: «Das Nachtlokal ist jetzt vom Puff getrennt.» Das *Hoggar* ist wohl moralisch saniert worden, und der Typ ist ein Nicht-Saniierter, den man nicht mehr sehen will. Wir gehen durch einen schönen, trockenen Abend zu uns. Ich lege mich ganz zufrieden schlafen. 5 Stunden Arbeit (Kap. 9) – eine Stunde Tagebuch. Und lange Briefe. Es müsste jeden Tag so sein.

Donnerstag, 9. November bis Sonntag, 12.

Aufenthalt Védrières in Paris.

Donnerstag Morgen bin ich früh aufgestanden, voll Eifer wegen der Erinnerung an gestern. Um 8 Uhr ½ sitze ich hinten im *Dôme* und arbeite bis 10 Uhr. Dann Unterricht. Als ich um 12 Uhr ½ rauskomme, sehe ich in einer Ecke Sorokine in ihrem neuen blauen Mantel, das Gesicht einer Säule zugewandt, und in

einer anderen Ecke in ihrem weiten beigen Mantel Védrine, die sich zärtlich auf mich stürzt. Ich zögere, sage ihr, ich hätte eine Verabredung, und sie sagt, ich solle nur hingehen, wir würden uns um 4 Uhr wieder treffen. Ich bin nicht sehr angetan davon, sie zu sehen, wegen dem ganzen Wahn ihrer letzten Briefe und wegen der Bemerkungen, die Sartre und ich über sie gemacht haben.

Mit Sorokine fahre ich in der Métro zum Quartier Latin, und als ich ihr vom *Hoggar* erzähle, will sie dorthin gehen. Ich esse Pfefferspiegeleier, und sie isst Couscous, den sie schlecht findet und nicht aufisst. Sie holt ein kleines Heft hervor, in dem sie alles notiert, was sie mir zu erzählen und zu sagen hat, und sie erzählt mir ihr Leben. Am Ende streiten wir uns etwas, wieder weil sie mehr Zeit beansprucht, als ich ihr geben kann. Sie hasst meine rothaarige Freundin und möchte sie am liebsten erwürgen. Um 4 Uhr ist sie wieder am Ausgang des Lycée C. Séé: sie möchte sich mit mir aussöhnen, sie ist rührend, und wir gehen zusammen die Rue Soufflot herunter, und ich gehe ins *Mahieu*. Ich sage Lévy, Kanapa, Ramblin³⁶ und einem Unbekannten mit grosser Brille guten Tag; es würde mir Spass machen, bei ihnen zu bleiben, ich mag ab und zu oberflächliche, leichte, unverbindliche Beziehungen, und schon im Voraus verkrampfe ich mich bei dem Gedanken, dass ich mich Védrines frenetischen Händen preisgeben muss. Ihre Wangen zittern vor Erregung, ihre Hände sind fiebrig. Wir gehen durch den Luxembourg, und sie bringt, ich weiss nicht wie, das Geld zur Sprache, das ich ihrem Vater schulde, und mein Budget, sie stellt Berechnungen an und will meine Ausgaben ordnen. Es ist absurd, ich weiss sehr wohl, dass das von ihrer Verwirrung herrührt, aber diese

³⁶ Freunde von Védrine, Studenten der Philosophie, vgl. auch S. 64.

Mischung aus Leidenschaft und praktischen Erwägungen ärgert mich. Ich sage ihr, dass ich Kos. mitteilen muss, dass ich abends nicht mit ihr ausgehe, und sie ist verärgert: und als ich verlauten lasse, dass ich Kos. vielleicht täglich eine Stunde lang sehen werde, bricht sie mitten auf der Rue d'Assas fast zusammen. Sie ist ganz angespannt von hohlen Forderungen – ich benachrichtige Kos., die es äusserst nett aufnimmt, und ich verabrede mich mit ihr für morgen, was mir Védrine zum Vorwurf macht. Wir bleiben etwas in meinem Zimmer, wo sie sich beruhigt. Sie erzählt mir, ihr Leben in Rennes bestehe darin, stundenlang im Sessel zu sitzen, an ihren Nägeln herumzumachen und Bilder wachzurufen, diese unbestimmte Untätigkeit sei anstrengend; ich sage, das sei geistige Masturbation, und sie sagt: «Aber ich mache auch die andere.» Ich erkläre ihr, sie müsse unsere Abwesenheit authentisch erleben, das heisst in einer Welt leben, die auf uns gerichtet ist, da wo wir sind, und sich nicht trügerische Anwesenheiten vormachen; ein solcher Versuch zerstöre sich selbst, lasse sie mit ihrer eigenen Substanz, in der diese Träume ihre Nahrung finden, allein, und schneide sie in Wirklichkeit von uns ab; genau deshalb ist sie so ruhelos, so fordernd, sie hat den Kontakt zu unserer Realität verloren. Sie schreibt nur kurze Briefe; statt mehr Zeit darauf zu verwenden, durch Briefe eine wirkliche Verbindung zu schaffen, zieht sie es vor, blind zu sinnieren, zu zittern und zu weinen. Wir gehen ins *Dôme* und schreiben Sartre ein paar Zeilen, aber es ist unangenehm, auf diese Weise zu schreiben. Dann fahren wir mit dem Bus zu Agnès Capri.

Wir haben uns sorgfältig angezogen. Védrine trägt ihr schönes rotes Kleid, und ich habe eine malvenfarbige Bluse und einen malvenfarbigen Turban an. Wir bekommen einen kleinen Tisch an der Bühne zugewiesen; wir bestellen einen provenzali-

schen Salat, einen Kuchen, ziemlich teuer. Das Lokal füllt sich allmählich: es gibt sich wieder protzig, im Gegensatz zum letztenmal; schickes Publikum mit viel Geld – selbstverständlich sind da wieder die Leute von Sonia und auch die schöne Mayarakis und Frauen mit Perlen. Wir reden nett, Védrine ist entspannt, und ich fühle mich wohl mit ihr. Wie gewöhnlich singt Yves Deniaud: er singt im Smoking, aber als er fertig ist, erscheint er in einer Khakiuniform, den Beutel mit der Gasmaske umgehängt, das nimmt sich komisch aus. Agnès Capri singt neue Lieder und erzählt vor allem entzückende Geschichten; aber mitten in einer Geschichte über Hasen, die man in einen Eisschrank gesteckt hatte, um ihr Hasengedächtnis aufzufrischen, hält sie mit einem verwirrten Lächeln inne. «Ich kann nicht erzählen, wenn geredet wird», sagt sie. Das rührt die geschwätzigen Gäste nicht, sie sprechen weiter, während sie singt; sie werden blossgestellt, und sie gehen würdevoll raus, ihr Abgang wird beklatscht. «Aber das waren Freunde von mir», sagt Capri mit künstlich bestürzter Miene, als sie zurückkommt. Um 11 Uhr werden wir rausgesetzt, und wir gehen zu Fuss zu uns. Ich bin spröde. Védrine redet über Sartre. Ich spüre die ganze Zeit über die Lügenhaftigkeit dieser Beziehung und die Bedrohung, die in dieser Lüge steckt, denn man muss sie doch dauernd wie Wahrheit aussehen lassen. Wir kommen nach Hause. Im Bett wirft sich Védrine voll Leidenschaft in meine Arme, ihr Sinnenrausch kommt mir schrecklich organisch vor. Diese körperliche Beziehung macht mir mehr Spass als sonst, aber auf Grund einer Art Perversität; ich fühle etwas Unverschämtes: wenigstens ihren Körper benutzen, und mit einem gewissen Vergnügen spüre ich, dass meine Sinnlichkeit jeder Zärtlichkeit entbehrt, das ist mir noch nie oder fast nie passiert (mit Gérassi spürte ich im Suff eine vage Zärtlichkeit, und es war eine wirkli-

che körperliche Erregung und nicht wie jetzt eine akzeptierte Erregung mit Perversität).

Freitag, 10. – Wir bleiben bis spät im Bett. Gegen 10 Uhr holen wir meine Post und trinken einen Kaffee im *Versailles*. Zärtliche Briefe von Sartre, die ersten seit meiner Rückkehr. Ich habe nicht das Gefühl, ihn verlassen zu haben, jetzt bin ich, glaube ich, für lange Zeit «mit ihm in der Welt». Ich treffe Kos. um 11 Uhr ½ bei *Capoulade*. Sie empfängt mich mit gespielter Verwirrung, sie hätte in ihren Unterricht gehen müssen, war aber nicht da. Wir essen an der Bar, ich erzähle ein bisschen von meinem gestrigen Abend: sie ist reserviert, als ich über Védrine spreche, aber äusserst nett, sie erzählt mir eine Menge komischer Geschichten über die Tyssen³⁷, die sie von Lexia³⁸ gehört hat. Und auch Geschichten über Arlette Menard und ihren Freund und über unser Hotel, das anscheinend von der Polizei scharf überwacht wird. Sie begleitet mich zur Schule, und wir sehen Sorokine, die auf mich gewartet hat und die sich mit einem unbeholfenen und gezwungenen Lächeln entfernt; Kos. muss darüber lachen, sie tut so, als ob sie Sorokine sehr nett fände, teilweise im Gegensatz zu Védrine, glaube ich. Drei Stunden Unterricht, das ist zu lang. Ich flüchte mich in das kleine Café an der Place du Panthéon, *Au Vieux Paris*, das unheimlich romantisch ist, und ich schreibe einen kleinen Brief an Bost, es widert mich an, ihm in dieser verkürzten Form zu schreiben. Dann treffe ich Védrine im *Mahieu*. Wir gehen in der Rue Vauquelin vorbei und holen die Akten von Guastalla*, dann holen wir die Post in der Rue d'Assas, dann gehen wir ins Hotel und

* Guastalla: ein Bekannter Védrines.

³⁷ Berthe Tyssen, Schauspielerin, wie Olga Schülerin von Dullin. ³⁸ Freundin von Olga und Wanda. Siehe auch S. 133, Fussnote 22.

reden lange. Védrine ist wieder fordernd: sie sagt, sie habe mir meine Ausgaben für Poupette vorgeworfen usw., weil sie meint, ich könne sie doch öfter herkommen lassen – sie hätte gern, dass ich die Schule sausen lasse usw. Ich sage zu ihr, sie erdrücke einen etwas, und ich halte ihr ein objektives Referat über ihren Charakter: Pathos – Ernst – Wichtigtuerei – und gleichzeitig Glaube an eine Art platonisches Paradies, auf das sie meint ein Recht zu haben, weshalb sie sich andauernd verletzt fühlt. Ich sage ihr nicht, wie tief dieser Rechtsbegriff in ihr sitzt – sie hört ernsthaft zu, und sie ist wieder interessant und sympathisch, als sie darüber nachdenkt und als sie ihre kleinen Träume erzählt: zum Beispiel ihre drei kleinen Kameraden vor dem Aufbruch in den Krieg zu entjungfern. Allerdings sind diese Träume ziemlich plump; diese rationelle und organische Sinnlichkeit schockiert mich. Sie ist wirklich seltsam abstrakt und empfindet nur wenig. Sie hat mir nichts, absolut nichts Interessantes über ihr Leben in Rennes erzählt, die Leute, mit denen sie verkehrt usw. Sie liest Spinoza und braucht ihre Intelligenz dabei auf, andererseits lebt sie so daher, ist zerfahren und hat kindische Gedanken.

Wir gehen ins *Vikings*, schreiben an Sartre – dann gehen wir schlafen. Liebkosungen. Ein Neger schläft nebenan mit der dicken Blondin. Während der Nacht gibt es Alarm, das stinkt uns, denn ich möchte nicht, dass rauskommt, dass Védrine da ist. Wir zögern etwas und bleiben dann liegen: niemand klopft bei uns. Wir hören Lachen über unseren Köpfen: das sind Wanda, Kos. und Arlette Ménard – mit Vergnügen und einem Hauch von Poesie stelle ich mir ihre Alarmnacht vor. Ich habe Kos. abends gesehen, ganz frisch und schön. Sie hat jetzt die Anziehungskraft einer verbotenen Frucht, während mir Védrine wie eine alte Mätresse vorkommt, mit ihren Ansprüchen, ihren Rechten und ihrer unerbittlichen Präsenz.

Samstag, 11. November – Ich wache um 7 Uhr $\frac{1}{4}$ auf, müde nach dieser Nacht voll Leidenschaft und Alarm. Noch zwei Tage Védrine, das lastet auf mir. Sie begleitet mich zum *Dupont*, wo wir frühstücken, dann im strömenden Regen zur Schule. Am Ausgang steht Sorokine und wartet auf mich – und Védrine wartet in einem Café auf mich, um mich zu Kos. zu bringen, die im *Dupont* auf mich wartet. Ich fühle mich vollkommen überfordert. Sorokine ist übrigens sehr nett, sie wollte mir sagen, dass sie aus der Wohnung ihres Vaters geflohen ist, nachdem sie ihren Vater «Scheisskerl» genannt hatte, weil er sie grässliches Ungeziefer geschimpft hatte; sie hat sich zu einer Freundin geflüchtet, weiss aber nicht, was sie machen soll. Ich kann ihr keinen Rat geben, ich treffe Védrine, die Sartres Roman gelesen hat und ein bisschen darüber redet. Sie begleitet mich ins *Dupont*, Kos. ist nicht da – eine halbe Stunde lang bin ich allein und lese den Roman von Ellery Queen, das ist zu schön, um wahr zu sein, dieses Fetzen Freiheit und Musse. Kos. kommt erst um 11 Uhr $\frac{1}{2}$, sie war nicht in ihrem Unterricht, weil sie nicht wach geworden war – sie berichtet mir über ihre Nacht und eine Menge kleiner Geschichten, und wir reden über den Unterricht, in dem sie gestern war – sie ist über die Sorbonne tief geknickt. Zum Glück fängt der Unterricht Dullins Montag wieder an. Ich habe meinen Spass mit ihr, und ich würde gern länger mit ihr zusammen sein, aber ich muss zu Védrine. Ich sage Kanapa, Lévy guten Tag und gehe mit Védrine bei *Mirov* essen; es ist nicht unangenehm, wir haben hinten einen ruhigen Tisch mit einer kleinen Lampe, und wir essen recht gute russische Gerichte. Aber wie lang der Nachmittag vor uns liegt! Es regnet ein bisschen, wir sind müde von der Nacht und nervös. Wir gehen zur Post: ein Brief von Sartre, zwei von Bost, ich kann sie nicht in Ruhe lesen, ich nehme sie mit zu mir und lese sie ziemlich schnell, während Védrine Sartres Roman beendet.

Wie Sartres Briefe amüsant und zärtlich sind – die von Bost sind ungestüm vor Sympathie: aber er sagt, er sei von Samstag bis Dienstag traurig und nervös gewesen, nun sei er mir wohl wieder gut; der Gedanke, dass er mir gegrollt hat, tut mir weh. Sicher weil ich gesagt habe, ich käme diesen Sonntag; und auch weil ich dann nicht gekommen bin – das muss ihm sehr missfallen haben, ich verstehe das gut, aber es haut mich ein bisschen um: physisch; wenn ich Ärger mit Sartre habe, wirkt sich das als Spannung aus, die in Wut übergehen kann (wie im Juli, als er mich wegen Védrine beschimpft hat) – mit Bost wirkt es sich als Übelkeit aus. Ich weiss ungefähr warum, aber ich müsste das einmal genauer unter die Lupe nehmen. Wir gehen ins *Dôme* und machen Spinoza. Wir sind auch nervös, weil wir uns über Sartres Fronturlaub gestritten haben. Védrine sagt, sie wolle ihn 6 Tage lang sehen und auch die restlichen vier Tage während meines Unterrichts und im Trio. Ich war baff und habe ihr gesagt: «5 Tage, gut», und ich habe auch gesagt, sie müsse ihm eine Verschnaufpause gönnen und dürfe sich nicht auf ihn stürzen, sobald ich ihn für zwei Stunden aus den Augen lasse, er hätte vielleicht gern ein bisschen Zeit für sich. «Wozu?» hat sie naiv gefragt. Sie ist wirklich wie eine Flechte, übrigens sagt sie selbst, sie fasse Liebe als eine Symbiose auf; dass man Vergnügen daran finden kann, einen Augenblick allein und frei zu atmen, überschreitet ihren Horizont. Sie scheint erstaunt, wenn ich ihr nett sage, es sei immerhin ein Opfer, ihr Sartre 5 Tage lang zu lassen: «Du hast keinen Sinn mehr für das Trio», sagt sie gewichtig. Ich bin schrecklich verärgert (obwohl ich weiss, dass wir den Fronturlaub vor ihr verheimlichen werden), und auch sie ist sehr missgestimmt. Wir haben unsere Mühe mit Spinoza, mein Kopf brummt. Die Deutschen drohen, in Holland einzufallen. Kleine künstliche Blumen werden für die armen Soldaten verkauft. Pardo kommt vorbei, fett und aalglatt, mit einer Mohn-

blume im Knopfloch. Wir schreiben an Sartre. Védérine verlangt, dass wir nur kurz schreiben: gestern auch – sie steht mit den Leuten, die sie liebt, nicht in Verbindung. Wir schreiben trotzdem ziemlich lange Briefe; ich schreibe auch an Bost. Dann gehen wir in den dunklen Strassen spazieren, wir fühlen uns beide mies und nervös; und sie fängt gleich damit an, sie sei darüber verärgert, dass ich ihr nicht 6 Tage lasse, wo ich doch einen solchen Vorsprung habe. Ich bin zerknirscht, ich frage sie unfreundlich, ob sie wirklich meine, dass uns Sartre in unserem Leben zu gleichen Teilen gehöre, sie sagt, ja, und ich sage, das hätte ich niemals geglaubt – es schein mir ungerecht, dass sie mir, wo ich doch ein vollständiges Leben mit ihm hatte, jetzt nur ein Drittel lassen wolle und mir dafür ein Drittel Leben mit ihr anbiete. Sie verteidigt sich heftig, wir gehen auf mein Zimmer, und sie sagt, ich liebe Sartre mehr als sie, und schluchzt. Ich hatte nie das Gegenteil behauptet; ich hasse diese Unbekümmertheit, mit der sie sich Illusionen macht und die sie von Anfang an hatte, nicht meinetwegen, sondern ohne mein Zutun. Ich sage ihr geradeheraus, dass ich Sartre mehr brauche als sie; einen Augenblick lang stehen wir uns wie zwei Feindinnen gegenüber. Dann beruhigt sie sich, und ich erkläre ihr, dass ihre Gerechtigkeit nicht gerecht ist, dass ich in Bezug auf Sartre nicht in gleicherweise wie sie «in Situation»* bin usw. Ich überzeuge sie ein wenig; vor allem überzeugt sie ein Appell an sich selbst, sie erinnert sich, dass sie das Trio früher ganz anders aufgefasst hat. Aber wie sie meint, ihre Liebe habe einen so ungeheuren Wert und biete für alles einen Ausgleich, das finde ich wirklich unangenehm; kindische Anmassung, verknüpft mit

* Hier ist der philosophisch verstandene Begriff «Situation» gemeint, in dem die beiden Grundkategorien menschlicher Existenz, Determination und Freiheit, verknüpft sind.

einer peinlichen Unterwürfigkeit beim geringsten Angriff: ein bisschen wie der Irre, der glaubt, er sei Napoleon, und der plötzlich ganz bescheiden sagt: «Ja, ich bin Friseur», wenn man es ihm versichert. Wir essen im *Sélect* zu Abend, und ich zeichne ihr ein lebendiges Bild von den Schwierigkeiten, die ich mit Sartre während unserer zehn Jahre hatte; ich betone, dass das nicht einen Vorsprung paradiesischen Glücks bedeutet, sondern eine Situation in der Gegenwart – sie scheint ziemlich überzeugt. Wir gehen nach Hause. Pathetische Nacht – leidenschaftlich, ekelierend wie Gänseleberpastete, und nicht von der besten Sorte.

Sonntag, 12. November – Wir stehen spät auf, wir frühstücken in der *Milk Bar*, wir holen Bücher im Hotel *Mistral*. Im Bus bis Montmartre und Spaziergang auf den Boulevards, auf der Butte. Wir trinken einen im kleinen roten Café von Montmartre, einladend und warm wie immer, und wir gehen die Rue Pigalle runter bis zur Gare Saint-Lazare: fast alle Lokale sind geschlossen, einige haben jedoch zaghaft von 7 Uhr abends bis 11 Uhr geöffnet. Védrine hat ihr blaues Kostüm an, ihre Pelzmütze, ihren Muff, sie sieht sehr hübsch aus – sie ist gefasst und vernünftig: weil sie wegfährt, weil das Gespräch von gestern mich von ihr befreit hat und weil sie ganz nachdenklich ist, empfinde ich Zärtlichkeit für sie; ich erkläre ihr, sie müsse sich selbst im Mittelpunkt ihres Lebens denken und nicht uns, sie müsse aus sich eine Person machen, die in Beziehung zu sich selbst tritt; sie ist einverstanden, aber es kommt ihr hart vor; wie sie sagt, ist sie schrecklich öffentlich, aber nicht wie Sartre, der seiner Öffentlichkeit* immer zustimmt, sondern unwiderstehlich, organisch.

* Die «Öffentlichkeit» seines Lebens bringt Jean-Paul Sartre in seinen *Tagebüchern* mehrfach zur Sprache. Vgl. dort S. 393: «Ich sagte, dass auch meine geringsten Gefühle, meine geringsten Gedanken von ihrer Entste-

Es ist ziemlich widerlich – man braucht ein Minimum an Abstand und Gleichgültigkeit im Verhältnis zu den Leuten: wenn man Védrine zum Nachdenken zwingt, wenn ihre miese Situation sie dazu zwingt, bessert sie sich, und dann kann man sich ihrer bewusst werden und sie mögen. Und den ganzen Tag über ist sie reizend, voll vernünftiger Beschlüsse und moralischer Überlegungen; und ich fühle mich ein bisschen gemein, weil ich mit ihr aus Schlechtigkeit, Ärger und Strenge so geredet habe und weil sie mir deshalb nicht böse ist, sondern vielmehr meine Worte als Ausgangspunkt für moralische Besserung nimmt; ich versuche, ihr zu sagen, wie es steht, aber das treibt mich noch mehr in die Gemeinheit, weil sie leidenschaftlich protestiert und es ihr edelmütig vorkommt, dass ich mich anklage. Es ist nichts zu machen, und ich schweige – aber etwas ist störend bei ihr: manchmal bewegt man sich auf einer kalten und unpersönlichen, objektiven Ebene, und ganz plötzlich wird man auf die Ebene subjektiver Leidenschaft zurückgeworfen – wenn man davon wegkommen will, gibt es einen endlosen Sog von Erwägungen, man gerät immer tiefer in den Morast. Dann darf man sich nicht von der Achtung hinreißen lassen, sondern muss sie wie ein kleines Mädchen behandeln. Ich begleite sie zur Gare Montparnasse; sie ist rührend, wie sie jedes Pathos ablehnt, und wir erleben auf dem Bahnsteig einen intensiven Augenblick von Vertrauen und wirklicher Zärtlichkeit. Sie bleibt lange in der Türöffnung stehen, hält meine Hand und winkt mir zu, als der Zug losfährt. Ich fühle mich von schlechtem Gewissen geplagt, von Zärtlichkeit, und trotzdem befreit und glücklich darüber.

hung an öffentlich waren.» S.396: «[...] bis zu diesem Krieg habe ich *öffentlich gelebt*. Und im Grunde sind auch diese Hefte noch eine Art, öffentlich zu leben.»

Im *Sélect* schreibe ich an Sartre und Bost, dann treffe ich Kos. im Hotel. Sie sieht schlecht aus, sie gibt sich, ohne es zu wollen, etwas feindselig, und sie ist deprimiert. Wir essen im *Sélect TAX* Abend; sie erzählt mir Geschichten: wie Wanda, die Mondfrau und A. Ménard die Nacht mit drei Männern aus dem *Hoggar* verbracht haben; die Mondfrau hat W. vorgeschlagen, bei ihr zu bleiben, und beim Abschied hat sie zum Kavalier W.s streng gesagt: «Lass die Finger von ihr, sie ist ein Sonderfall» – sie erzählt mir auch einen Film von Mae West und hält plötzlich zerknirscht inne: ich werde Ihnen doch nicht diesen ganzen Film erzählen. Sie weiss von der Hotelwirtin, dass Védrine bei mir geschlafen hat und redet nicht gerade freundlich darüber. Ich erzähle ihr von Védrine, aber ich bin verlegen, und sie ist ziemlich ruppig. Wir gehen raus, ins *Vikings*[^] sie sagt, sie sei in der Zwickmühle, weil sie nicht mehr an Bost schreibt und fürchtet, nicht wieder damit anfangen zu können; er beklagt sich, ihre Briefe seien kalt (das amüsiert mich, denn ich glaube, er beklagt sich, weil er sie mit meinen Briefen vergleicht), und sie sagt: «Aber ich denke nicht die ganze Zeit über Bost nach», und sie fragt mich auch, was das für eine Beziehung sei zu jemandem, den man alle vier Monate 10 Tage lang sehe; das sei nichts mehr; sie hat einen Groll gegen Bost in der Stimme – ich weiss, sie ist über seine Vorwürfe verärgert, aber mich freut das. Ich denke, dass er bei mir mehr Sicherheit hat als bei ihr, dass ich es besser verstehe als sie, ihn zu lieben, und das ist mir überaus wichtig. Unser Gespräch wird allmählich immer freundlicher; Kos. ist erschöpft und deprimiert, und ich spreche warmherzig über sie. Sie wird mir wieder ganz gut, und wir reden in meinem Zimmer weiter. Ich lege mich erst um Mitternacht hin und lese im Bett noch Ellery Queen fertig.

Alarm. Man gewöhnt sich sehr daran, ich werde kaum wach

davon; aber die Lautsprecher und die Pfiffe hindern am Schlafen.

Montag, 13. November

Ich wache müde, aber glücklich auf. In erster Linie himmlisch glücklich über meine Freiheit; ich habe nicht einmal grosse Lust zu arbeiten, wenn ich daran denke, dass ich mein Tagebuch, meine Briefe schreiben und frei atmen kann, bin ich bereits entzückt. Ich bin auf alberne Weise zufrieden wegen Bost-Kos., das amüsiert mich, weil es ein Abglanz der Friedenszeiten ist, diese Sorgen. Ich bin vor allem sehr glücklich, weil ich mich wirklich in ein und demselben Leben, in ein und derselben Welt wie Sartre fühle; es geht weder um Erinnerung noch Erwartung, ich bin gegenwärtig in ein und derselben Welt, und die Entfernung ist keine Trennung. Es bereitet mir ein ungeheures Vergnügen, dass ich mich im Alltäglichen und im Kontingenten glücklich fühle. Das ist mir seit Kriegsbeginn nicht passiert. Ein paar Gewissensbisse trotzdem, wenn ich an Védrine denke, die allein in Rennes ist mit all diesen schweren Sachen auf dem Herzen.

Frühstück im *Dôme*, dabei korrigiere ich Arbeiten; von 8 Uhr ½ bis 10 Uhr ½ Unterricht. Post, wo ich zwei so zärtliche Briefe von Sartre vorfinde, dass ein überwältigendes Glück mich durchdringt, eines dieser seltenen erhabenen und vollen Glücksgefühle, bei denen man eine Vorahnung von einem ganzen glücklichen Leben hat. Es sind entzückende Fotos von ihm dabei mit Anemometer und Theodolit, er sieht aus, so sagt er, wie ein Velazquezscher Zwerg. Ich muss vor Freude weinen. Entzückender Brief von Bost: der Gedanke, ich würde mich seinem Leben nähern, hat ihn mir, glaube ich, nähergebracht, ich

verstehe das. Ich verstehe auch seine Angst, mich zu sehen, trotzdem möchte ich hinfahren. Ich esse ein Schweinskotelett, ich schreibe einen grossen Brief an Sartre und mein Tagebuch; ich bin unheimlich zufrieden. Gegen 1 Uhr gehe ich raus; in der Rue Vavin, vor dem Lederwarenladen, ein Mann in Lumpen, bärtig, abgezehrt, ein bisschen durcheinander; er guckt; weder Bewunderung noch Revolte, sondern Erstaunen; in diesem reinen Erstaunen enthüllt sich mir dies Paar Mensch-Laden als ein eher metaphysischer als ein sozialer Skandal; er spricht mit sich selbst, drückt die Nase gegen die Scheibe, spricht zu den Gegenständen, tritt zurück, geht weg und kommt wieder, fasziniert; auch ich bin fasziniert; ich spüre die Welt dieses Mannes als etwas Absolutes, und der Laden richtet sich an andere absolute Bewusstseine, und diese Absolutheiten schliessen sich einander aus; ich gehe weg, durchdrungen von diesem Erlebnis.³⁹

Ich durchquere den Luxembourg; keine Blätter mehr an den Bäumen, aber ein schöner rötlicher Teppich auf dem Boden. Ein grauer Nebel hüllt Paris ein; auf der Place du Panthéon starker Eindruck von Paris im Krieg; die Rue Saint-Jacques, die zum Herzen von Paris führt, fast leer, die Leute akkurat und ernst, sie flanieren nicht – die Welt scheint verarmt und verengt, es gibt nur noch einen Platz für jedes Ding und ein Ding für jeden Platz, wie in gewissen Strassen von Berlin; jedoch graue Poesie, herbstliche Pariser Poesie, aber das ist abstrakt poetisch; man muss an Rilke denken, das ist Rilkes Paris, aber das ist auch der Krieg; Atmosphäre von geheimnisvollem Nebel, aber auf einer Schicht von Ernst. Dichte, aber hohl, entleert. «Ein-Kriegsnach-

³⁹ Das Absolute, das jedes individuelle Bewusstsein ist, stellt das Hauptthema von *Sie kam und blieb* dar.

mittag-in-Paris-im-Herbst», wie Sartre sich in *La nausée** ausdrücken würde; wenn man diese Worte ganz schnell hintereinander sagt, bringt man diese Natur am besten auf den Nenner. Als ich um 4 Uhr die Schule verlasse, ist es noch genauso; und die Kanonen donnern; in der Bäckerei wird über den nächtlichen Alarm geredet, die Leute sind heruntergekommen und haben sich in die Backstube gesetzt, aber der Bäcker, der sein Brot gerade backte, hat sie rausgeworfen. Dieser Alarm rührt übrigens niemanden mehr.

Ich setze mich ins *Mahieu*, ans Fenster; ich sehe das *Capoulade*, die Rue Soufflot; Sorokine geht vorbei, wie ein streunender Hund. Ich schreibe an Bost, lang, und während ich schreibe, sehe ich Gibert⁴⁰, die zur Toilette runtergeht; ich laufe ihr nach, ich lade sie ein, mit mir einen zu trinken. Sie sieht wachsbleich aus mit roten Flecken auf den Backen und übermüdeten Augen; sie ist hässlicher geworden, aber ihr Gesicht ist immer noch hübsch. Sie sagt, Wagner⁴¹ sterbe vor Angst, er hat ihr eine Art literarisches und emotionales Testament geschickt. Dann spricht sie über sich, länger als eine Stunde, und es ist langweilig, weil ausschliesslich Eigendarstellung und Schein; die Gesten und die Stimme sind nüchtern, eine fast gewollte Nüchternheit, mit der sie das Pathos ihrer Worte unterstreicht. Sie ist Französischlehrerin am Collège für Jungen in Argentan;

* Dt.: *Der Ekel*, Roman, Rowohlt Verlag, Reinbek 1981. Neuübersetzung.

⁴⁰ Ehemalige Schülerin von Dullin und Philosophie-Studentin, deren Bekanntschaft Simone de Beauvoir 1938 am Montparnasse gemacht hatte. In *In den besten Jahren* heisst sie Cécilia Bertin.

⁴¹ Ehemaliger Bekannter von Sartre und Schwager von Merleau-Ponty. Unterrichtete Literatur.

sie erläutert Jungen aus der Tertia *Horace* [dt.: *Horatius*]*: «Wenn ich nach Hause komme, schluchze ich», sagt sie, «und bitte Corneille um Verzeihung!» Sie hat eine Abiturklasse, neunzehnjährige Burschen; der junge Coty ist in sie verliebt und nimmt sie oft im Auto mit. «In den ersten vier Unterrichtsstunden habe ich ihnen die Symbolisten vorgelesen, Verlaine, Baudelaire; sie haben nichts verstanden, aber sie haben gespürt, dass ich mit meinem Schmerz las, und die Wahrheit meines Schmerzes hat sie ergriffen.» Jetzt hat sie Urlaub bekommen, um sich am Konservatorium zu bewerben; Jouvét hat sie gebeten zu kommen, er werde sich um alles kümmern, und nun macht er absolut nichts. Um diese Geschichte mit Jouvét hat sie einen Wahn gesponnen, der ähnlich und fast ebenso pathologisch ist wie der von R. Ballon⁴². Sie erklärt mir, Jouvét sei jemand, der Angst vor der Liebe habe, weil er, wenn er liebe, der geliebten Frau mit Haut und Haaren verfallen sei. «Er empfängt mich jetzt nur noch im Flur oder auf dem Treppenabsatz. Oh! wie wir uns quälen.» Jedes Zeichen von Gleichgültigkeit ist ein Zeichen umso heftigerer Leidenschaft, je stärker diese verweigert wird; wie R. B. bei Malraux hält sie ihn für eifersüchtig: wenn er ihren Mantelkragen hochschlägt, damit sie nicht friert, denkt sie: «Er möchte, dass ich eine Maske trage, damit die Männer mich nicht zu sehen bekommen»; sie bildet sich sogar ein, er gehe ihr aus Eifersucht nach, und glaubt, ihn im *Mahieu* erspäht zu haben – Samstag hat sie im Unterricht gefehlt, und nachmittags hat er sie

* Tragödie von Pierre Corneille.

⁴² Kollegin Simone de Beauvoirs in Rouen im Jahre 1933; sie entwickelte eine Leidenschaft für Malraux und verfiel dem Wahn. Diese Tragödie wird in *In den besten Jahren* erzählt (Renée Ballon heisst dort Louise Perron, S. 144ff.).

barsch angefahren: «Warum bist du heute früh nicht dagewesen? Los, hau ab», und er hat eine hübsche Frau umschlungen; sie bildet sich ein, er sei trunken vor Eifersucht, er glaube, sie sei nachts mit Männern ausgegangen; aber in seinen Schriften spürt man gut, wie bei Ballon, den gleichgültigen, nicht einmal galanten Mann, der schmallende Eifersucht vortäuscht, ohne dass er überhaupt ernst genommen werden will, um der Frau zu schmeicheln, wobei er voraussetzt, ein kleines Anrecht auf sie zu haben. Sie sagt mir, wenn sie Hermione vor ihm spiele: «Dich hätt ich nicht geliebt, Herzloser! Was tat ich nicht?»*, verhülle Jouvets sein Gesicht, um seine Ergriffenheit zu verbergen. Er hat ihr noch nie ein Kompliment zu ihrem Spiel gemacht, und doch glaubt sie, er wolle sie dazu aufrufen, sein Werk fortzusetzen. Sie spricht über ihre Einsamkeit und ihren Schmerz, sie nähren ihr Genie; wenn sie spielt, ist ihr ganzer Körper nichts als Schwingung, und diese Schwingung ist der Sinn des Textes: schwer zu glauben, dass dieses Mädchen auch nur die geringste Bildung besitzt, geschweige denn eine philosophische. Sie hat ihre Ferien am Meer verbracht, weil Jouvets ihr verboten (?) hat, mit anderen auf Tournee zu gehen, und dort hat sie, in einer «Aufwallung von Einsamkeit», in *Phèdre*** aussergewöhnliche Effekte erzielt: «innere» Effekte, präzisiert sie; übrigens wird sie ohnmächtig, wenn sie *Phèdre* spielt. Sie ist Géraldy begegnet: «Ganz *Toi et Moi*»***, sagt sie; er war

* Hauptfigur in *Andromaque*, Tragödie von Jean Racine. Die Übersetzung ist folgender Ausgabe entnommen: Jean Racine, *Phèdre. Andromache*. Aus dem Französischen von Simon Werle, Verlag der Autoren, Frankfurt 1986.

** *Phèdre et Hippolyte*. Tragödie von Jean Racine.

*** «Du und Ich», triviale Liebesgeschichte von Paul Géraldy, Erfolgsautor der dreissiger Jahre.

von ihrem Genie hingerissen, aber hat sie trotzdem fallengelassen. Sie redet von ihrer grossen Liebesgeschichte mit Sartre und sagt, sie sei ihr nützlich gewesen, denn als junges Mädchen hätte sie diese Geschichte mit Jouvet nicht haben können. Rühmt sich, sie habe sich Jouvet nicht an den Hals geworfen, der sie im Übrigen um nichts gebeten hat. Eine erstarrte Komödie; das kann nicht sehr hilfreich sein, den lieben langen Tag; ich stelle mir vor, dass sie Augenblicke pathetischer Erleuchtung erlebt, in denen sie diese Konstruktionen auskostet, und sie muss sich sagen, dass solche Augenblicke ein leidvolles Leben aufwiegen. Aber all das ist zu sehr Schein, um wirklich interessant zu sein.

Ich gehe nach Hause, beende meinen Brief und korrigiere bis 8 Uhr ½ Arbeiten; Kos. kommt erst um diese Zeit, weil sie sich mit einem Brief an Bost abgeplagt hat, den sie fertig hat. Wir essen in der *Milk Barm* Abend; ich lese ihr einen Brief von Sartre vor, sie hört mit Sympathie zu, sie scheint voll Sympathie für ihn. Wir gehen nach Hause und reden über den «Groll», es geht um eine von Meyerson⁴³ gestellte Aufgabe. Wir kommen auf amüsante Gedanken.

Dienstag, 14. November

Ich wache wieder gutgelaunt auf. Ich durchquere den Luxembourg, nehme meinen Kaffee bei *Capoulade* ein; 1½ Stunden Unterricht, dann gehe ich ins *Mahieu*, schreibe an Sartre und mache mein Tagebuch. Wieder Gibert gesehen. Mittags kreuzt Sorokine auf, schmollend. Ich esse mit ihr bei *Mirov*, sie schweigt hartnäckig; sie sagt mir trotzdem, dass sie zu ihrer Familie zurückgekehrt ist, aber mit ihrem Vater nicht mehr re-

⁴³ Professor an der Sorbonne.

det. Sie schäumt vor Eifersucht, ich glaube wegen meiner «rot-haarigen Freundin». Sie begleitet mich bis zur Gare Montpar-nasse und verabschiedet sich an der Métro; als ich den Gang langgehe, höre ich jemanden hinter mir herrennen: sie pflanzt sich vor mir auf, als wolle sie etwas sagen; ich bin spät dran und sage verärgert: «Was ist los? Ich hab's eilig», und ohne ein Wort rennt sie in der anderen Richtung weg. Es amüsiert mich, wie sie gegen sich selbst kämpft, Kämpfe aus Hochmut und Zärtlichkeit, ganz kindisch und drollig. Ihre Traurigkeit ist naturwüchsig und unpathetisch.

Unterricht. Post – ein Brief von Sartre, dem die Zeit lang wird, das macht mich ganz traurig. Unendlich langer Brief von Bost, im Geschriebenen finde ich ihn ganz gut wieder; meine Briefe aus Brumath haben mich ihm nähergebracht. Ich glaube, er schreibt mir so lang, weil sein Verhältnis zu Kos. abgekühlt ist, und das enttäuscht mich ein bisschen, obwohl ich zufrieden bin, dass es abgekühlt ist. Aber im Hotel ist ein Brief von ihm für Kos. mit einer kleinen Zeichnung drauf: da denke ich, dass er mir doch aus Vergnügen geschrieben hat, aber es betrübt mich (kaum), dass er doch gut mit Kos. steht – das Vergnügen überwiegt jedoch bei Weitem. Ich lese seinen Brief im *Versailles*, dann arbeite ich von 4 bis 7 Uhr bei mir, schreibe ihm ein bisschen und verrichte kleinere Hausarbeiten.

(Bücher und Sachen, die für Sartre zu besorgen sind)

Bidou: *Hte de la grande guerre* [Gesch. des grossen Krieges]

Gordon Cast: *Géographie historique de F Europe* [Historische
Geographie Europas]

Jean François: *L'affaire Röhm-Hitler* [Die Röhm-Affäre]

Rougemont: *Journal d'Allemagne* [Deutsches Tagebuch]

Aldrovandi Marescotti: *Guerre diplomatique* [Krieg der Diplo-
maten]

Sforza: *Bâtisseurs de T Europe moderne* [Erbauer des modernen
Europa]

Dictateurs et dictatures [Diktatoren und Diktaturen]

Les frères ennemis [Die feindlichen Brüder]

Synthèse de l'Europe [Synthese Europas]

Pachitch et l'union des yougoslaves [Pachitch und die Einheit
der Jugoslawen]

Austen Chamberlain: *Au fil des années* [Im Lauf der Jahre]

Churchill: *Les grands contemporains* [dt.: *Grosse Zeitgenossen*]

Paul Guérin: *Le problème français* [Das französische Problem]

Ancel: *Géographie des frontières* [Geographie der Grenzen]

Carnets de moleskine [Moleskinhefte]

Verdun

Prélude à Verdun [dt.: *Vorspiel zu Verdun*]

La séduction du nihilisme [dt.: *Die Revolution des Nihilismus*],
Rauschning

(neben Hermann)

Le testament espagno [dt.: *Ein spanisches Testament*]

Le bœuf clandestin [Das heimlich gegessene Beefsteak]

Heidegger

Dostojewski – Troyat

Marquis de Sade – Desborde – Heine

Halwa, ein grosses Stück
3 Schachteln Tintenpatronen
1 Päckchen Saint-Claude-Tabak

Quarante-huit [Achtundvierzig], Cassou
Cervantes (Pléiade)
Shakespeare (Pléiade)
Retz
Verlaine
Edgar Poe

Heft III

15. November – 25. Dezember 1939

Dienstag, 14. November (Fortsetzung)

Kurz nach 7 Uhr breche ich auf, um Kos. am Montmartre zu treffen. Nacht auf der Place Pigalle und den Boulevards. Die obere Etage vom *Dupont* ist geschlossen, und Kos. wartet unten. Sie fühlt sich ganz wohl, weil sie aus dem Unterricht von Dullin kommt und ein bisschen ihr Leben vom letzten Jahr wiedergefunden hat, ihre Freunde – sie spricht über Vallon, dessen «Freund» im Krieg ist und der wie eine Frau über die Abwesenheit seines Geliebten jammert und Pullover strickt. Wir essen in der Rue Fontaine in einem kleinen italienischen Restaurant, da sind Neger, arme Nutten und ein kleiner, schäbiger Kerl, Smoking mit roter Blume, der irgendwo singen wird. Viele offene Nachtlokale, Paris lebt langsam wieder auf. Wir gehen zu Fuss bis Montparnasse; Place de l'Opéra, Rue de la Paix, man glaubt sich in einen deutschen phantastischen Film versetzt; riesige schwarze Laternen brennen mit nur ganz kleiner gelber Flamme wie Kerzen. Wir gehen nach Hause; Kos. geht auf ihr Zimmer und kommt mit einem Briefumschlag von Bost in der Hand verärgert wieder runter; sie schnaubt vor Wut, weil man aus ihrem Zimmer den Teppich entfernt hat, sie will das Hotel verlassen. Ich bin erstaunt über diese Wutanfälle wegen Lappalien, ich wäre dazu nicht imstande. Die Hotelwirte, die Kellner, die Händler und so weiter kommen mir wie Naturkräfte vor, wie Regen oder gutes Wetter; man duldet ohne Wut; ich bin auch nicht in derselben Weise wie Kos. in der Welt engagiert, ich habe in fast allen Situationen Abstand. Sie geht weg, und ich schlafe dumpf ein.

Mittwoch, 15. November

Arbeitstag. Um 8 Uhr aufgestanden, um 8 Uhr $\frac{1}{2}$ lese ich im *Dôme* den *Canard enchaîné*, dann *L'Œuvre*. angeregt vom *Canard* lese ich fünf Minuten lang *L'Œuvre* aus dem gleichen Blickwinkel, ich habe den Eindruck, dass es wirklich gut imitiert und witzig ist; es traf den Nagel wirklich auf den Kopf. Ich arbeite; ich komme voran, ohne zu sehr auszufeilen, es drängt mich, fertig zu werden, zumindest im Grossen und Ganzen: Ostern könnte es soweit sein. Kos. kommt, um mit mir zu Abend zu essen; kleine Geschichten über Vallon, Clarisse; sie sagt, sie entwickle eine Psychasthenie wegen Bosts Briefen; er reizt sie seit Langem mit seinen Briefen, die nur Monologe sind, er denkt nicht genügend wie sie, glaube ich; er hat sie Donnerstag geärgert, und sie hat kühl geantwortet, und seitdem hat sie nicht mehr geschrieben, sie wartet, bis sie einen vorwurfsvollen Brief erhält, ehe sie wieder anfängt; aber dieser Briefwechsel widert sie an, sie wiederholt, sie seien in zwei verschiedenen Welten, und es sei besser, alles einzustellen, schon letztes Jahr seien es zwei Welten gewesen. Ich verteidige wacker die Interessen von Bost, übrigens nicht aus moralischer Skrupelhaftigkeit, sondern völlig aufrichtig: ich möchte nicht, dass ihm zugesetzt wird. Und jetzt, wo diese Korrespondenz, diese Beziehung durch den Widerwillen von Kos. ihre Poesie verloren haben, lehnt sich in mir nichts mehr gegen sie auf. Übrigens sympathisiere ich etwas mit Kos. – sich in der Abwesenheit zu bewegen ist so schwer – wegen einer gewissen Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber will sie lieber alles fallenlassen als sich an etwas Abstraktes heften. Mir jedoch kommen die Briefe von Bost und meine Beziehung zu ihm lebendig und gegenwärtig vor; natürlich ist das in einem Schwebestadium, aber es bleiben nicht nur Erinnerungen und Versprechungen, es bleibt wirklich

er, er in der Ferne, abgeschnitten von meinem Leben, aber wirklich real; ich möchte meine Gedanken mit ihm teilen, alles, was mir passiert, er ist meine Welt wie zuvor. Ich gehe nach Hause und arbeite zwei Stunden – ich hole meine Briefe, einen von Sartre, so zärtlich, dass es mir mitten auf dem Boulevard Montparnasse Tränen in die Augen treibt – mir hat im Gegenteil die Abwesenheit gerade soviel Abstand verschafft, dass meine Liebe und seine noch greifbarer geworden sind – noch nie habe ich es so stark gefühlt. Ich gehe nach Hause, und bald darauf kommt Sorokine, mit einem neuen hübschen kleinen Pullover, liebenswert und fröhlich. «Gucken Sie weg», sagt sie, und ich drehe mich um, während sie drollige kleine Zeichnungen aufhängt, die sie gemacht hat. Wir reden, wir küssen uns; ich binde mich immer mehr an sie, sie hat eine Art, sich ganz hinzugeben, aber mit einer Selbstkontrolle, die mich entzückt; übrigens sind diese Momente der Hingabe selten, das Gesicht bekommt schnell wieder eine ironische Falte. Ich finde, in der leidenschaftlichsten Hingabe sollte man eine gewisse Sorge um den *anderen* im Auge behalten, dem diese Leidenschaft mitten ins Gesicht geschleudert wird; das gibt sofort ein bisschen Abstand und Anstand; Védrine will *sich* nur ausdrücken und kümmert sich nicht um den anderen; das ist eine grosse Taktlosigkeit – bei Kos. ist es umgekehrt, es ging darum, sich nicht auszudrücken, und sie hatte gegenüber dem anderen nur die Sorge des Misstrauens. Poupette würde *sich*, wie Védrine, gerne ausdrücken, aber sie weiss theoretisch, dass das ein taktloser (Akt) ist, so sperrt sie sich, oder sie sucht Mittel, um dem Blick des anderen zu entgehen. Für meinen Geschmack ist Sorokine darin vollkommen. Für die, die nicht leidenschaftlich sind: Sartre und Bost, ist der Ausdruck, bei allen Unterschieden, noch etwas anderes, es ist an sich akzeptierte *Hingabe*. Für mich selbst – schwer zu wissen;

ich glaube, ich habe meistens die Kontrolle über mich, aber oft, vor allem mit Bost, drücke ich ein bisschen mehr aus als notwendig; übrigens ist es ein bisschen Absicht.

Ich schreibe Briefe, während Sorokine liest. Zusammen zur Métro Montparnasse, dann gehe ich zu Gérassis, sie haben einen prächtigen Pudel, am Telefon hatten sie mir in höchsten Tönen eine Überraschung angekündigt; ich denke an Sartres Grossvater: «Weisst du, mein Kleiner, ich habe eine schöne Überraschung für dich, mir geht es besser.» Wir reden – nicht langweilig –, ich löse einen Scheck über 5'000 Francs ein, den ich am Vormittag erhalten habe, das hat meinen Tag aufgehellt, denn finanziell steht es jetzt sehr gut. Bücherkauf, abendliches Ausgehen, alles ist jetzt möglich, und die Schulden werden bezahlt.

Donnerstag, 16. November

Um 7 Uhr $\frac{1}{2}$ aufgewacht, aber ich habe es nicht übers Herz gebracht aufzustehen und bin bis nach 8 Uhr im Bett geblieben; dann bin ich ins *Dôme* gegangen und habe mit Musse und Vergnügen dies Tagebuch gemacht: so wird es immer sein, wo es jetzt so weit gediehen ist. Ich bin immer noch glücklich, tief glücklich; alles in allem werde ich Zeit zum Arbeiten haben, genügend Zerstreuung, ausreichend Gesellschaft (Kos.) und den Halt der Briefe, kolossal, was tägliche Briefe ausmachen, weil das die Basis des Lebens ist und nicht nur ein kleines Glück dreimal die Woche. Ich denke an Sartre nicht wie an einen Abwesenden; während ich mich anziehe, kommt mir ein Gespräch in den Sinn, das wir über Bost hatten, und das Herz geht mir vor Liebe über, aber so, als ob ich ihn in wenigen Stunden wiedersehen würde. Wenn ich sehe, was die Abwesenheit für die anderen Leute bedeutet, finde ich, dass unsere Beziehung kolossal

ist, es bleibt ein gemeinsames Leben, in einer gemeinsamen Welt, trotz allem – die Tatsache allerdings, dass da ein für uns beide wesentliches intellektuelles Leben ist, erleichtert die Dinge unheimlich.

Um 10 Uhr gehe ich zur Post; Brief von Sartre, er scheint weniger fröhlich als früher, seine Augen sind übermüdet – Brief von Bost: ein Foto gleitet heraus, auf das ich nicht gefasst war, und es versetzt mir einen seltsamen Stich, ihn plötzlich lebendig und lächelnd zu sehen; Gefühl von Übelkeit. Ich glaube, bei Sartre reagiere ich mit Spannung, weil er zu mir gehört, und ich weiss, ein Brief genügt, um die Dinge wieder ins Lot zu bringen, wie ich will – oder aber ich leide mit ihm, wenn es sich um einen gemeinsamen Schmerz handelt – meine Gefühle zu Bost sind Ohnmachtsgefühle, ich mache mir sein Anderssein, seine Unabhängigkeit mir gegenüber bewusst.

Unterricht: Sorokine kommt um 12 Uhr $\frac{1}{2}$, aufgedreht und zerzaust; wir essen in einer kleinen blauen Brasserie in der Rue Lecourbe, dann gehen wir im Regen zur Métro; auf dem Boulevard Saint-Michel kaufe ich mir einen schönen Regenschirm aus dunkelvioletter Seide mit einem kleinen, gebogenen Holzgriff; ich liebe ihn bereits zärtlich und bin verzweifelt beim Gedanken, ihn bald zu verlieren – an Bost ein Paket mit Tschechow geschickt. Unterricht. *Mahieu*. Alte Leute, ganz Quartier Latin, weisse Haare, geschminkte Wangen, die über Massenet diskutieren und entsprechende Melodien summen. Ich arbeite. Ich mache das Kap. 9 weiter, es geht voran. Dann Briefe an Bost und Sartre. Ich würde gern ins Kino gehen, aber als ich zu Kos. komme, ist sie ganz müde; ich kaufe bei *Dominique* was zum Essen ein, und wir verbringen den Abend auf dem Zimmer. Sie verabschiedet sich um 10 Uhr $\frac{1}{2}$, ich habe Zeit, meinen Brief an Sartre ausführlich zu Ende zu schreiben, an «diese Dame» zu

schreiben und ein bisschen Conan Doyle zu lesen, das zerstreut mich. Nebenan wird scheusslich gesprochen, und ich schlafe schlecht ein.

Freitag, 17.

Ich sollte Kos. zur Sorbonne begleiten, und ich bin früh aufgestanden; aber sie war nicht fertig, wie üblich, und ich bin ins *Dôme* gegangen, um den Vormittag über zu arbeiten. Wieder tief zufrieden über dieses geregelte Leben. Gutes Arbeiten – Kap. 9 beendet. Um 11 Uhr ½ Briefe, dann treffe ich mittags im *Biarritz* Lévy und Kanapa, ich esse ein Omelett und unterhalte mich dabei mit ihnen; das heisst ich allein rede die ganze Zeit. Ich würde gern mit Kanapa sprechen, aber Lévy ist dauernd dabei. 3 Stunden Unterricht. Danach bin ich zerschlagen – etwas Arbeit im *Mahieu*, wo Kos. mich trifft – ich versuche meine Briefe zu schreiben, aber sogar das strengt mich zu sehr an, und um 6 Uhr ½ gehen wir den Boulevard Saint-Michel runter und fahren mit der Métro nach Barbés. Abendessen im Keller vom *Dupont* Barbés, wo es behaglich, hell und fast leer ist. Neben uns eine wunderbare Frau, die Merle Oberon ähnelt. Ich schreibe meine Briefe zu Ende, und wir gehen ins Kino. Wir sehen den Film mit Shirley Temple, die ein kleines, authentisches Miststück ist, und eine herzerreissende Wochenschau mit einem gealterten und schwungvollen Maurice Chevalier, der vor einem Publikum von Soldaten singt; es ist ganz und gar widerwärtig. Ein guter Western *Retour de Cisco Kid* [dt.: *Die Rückkehr von Cisco Kid*] mit Warner Baxter. Ich gehe nach Hause und lege mich vollkommen kaputt hin: die Leute von nebenan reden, wie gestern, und ich schnauze sie heftig an. Sie schweigen, verängstigt.

Samstag, 18. November

Zwei Stunden im Camille Sée, dann zur Post, Briefe von Sartre und von Bost, der dieser Tage trübsinnig zu sein scheint. Arbeit im *Versailles*, einundeinhalb Stunden lang, ich habe endlich das Kap. 9 hinter mir gelassen und mit Kap. 10 über Elisabeth angefangen, das mir Spass macht. Dann *Dôme*. wo ich einen köstlichen Pot au feu* mit Kos. esse. Wir holen unsere Ohrringe, die wunderbar sind, und um 2 Uhr bin ich wieder zu Hause an der Arbeit. Brief von Védrine; sie ist rührend, wie sie sich anstrengt, alles zu akzeptieren, was ich ihr gesagt habe; meine Zärtlichkeit für sie lebt wieder auf, weil mir im Moment ihre Beziehung zu mir wahrhaftig vorkommt – sie ist nicht unglücklich, ich bin sehr zufrieden. Gégé unterhält sich eine halbe Stunde mit mir. Um 5 Uhr kommt Sorokine und erzählt von ihrem bisschen Leben, in dem die Chemie für ihren Geschmack zuviel Raum einnimmt; Gérassi kommt vorbei und sagt guten Tag, er bewundert den Turban und die Ohrringe; ich finde mich auch sehr schön. Ich gehe zu Sorokine und erkläre ihr eine Stunde lang Descartes; sie versteht gut und ist froh; sie hat mir Pralinen mitgebracht, so zufrieden ist sie mit mir, und sie geht so weit, mir ausdrücklich zu sagen, dass ich alles in ihrem Leben bin. Um 7 Uhr ½ begleitet sie mich zum Boulevard Exelmans, wo ich bei C. Audry zu Abend esse.

Der Gedanke, «unter Leute» zu gehen, hatte mich ein bisschen vergnügt, aber es ist mir schnell vergangen. Sie bewohnt in einem sehr bürgerlichen Haus einen grossen Raum, der zugleich als Möbellager dient, zwölf im Kreis aufgestellte Sessel, als ob sie einen Aufsichtsrat erwarteten; der andere Teil des Raums, wo der Tisch gedeckt war, ähnelte auf nicht unangenehme Art

* Traditionelles französisches Gericht: Gemüseintopf mit Fleisch.

einem Studio*. G. Audry trägt ein braunes Kostüm und eine türkisblaue Strickjacke. Der Ehemann kommt herein, eiskalt; halb kahl, etwas bucklig und ganz dürr; schmale Lippen, die nie lachen. Wir nehmen ein gepflegtes Abendessen zu uns, das Audry eigenhändig zubereitet hat, und ich erzähle Geschichten, aber es scheint mir, der Mann begutachtet mich ohne Sympathie, und ich bin etwas verlegen. C. Audry erzählt, Alain habe einen Haftbefehl erhalten, weil er ein Flugblatt¹ unterschrieben hat, ebenso Giono und die Almendos, die 48 Stunden verhört wurden – sie erzählt auch, die D. G. A. ** habe letzten Montag auf einen französischen Flieger geschossen: vergeblich habe er Verrenkungen gemacht, um seine Kokarde zu zeigen, man schoss weiter; als er landete, schnaubte er vor Wut. Gegen Ende der Mahlzeit wird ein bisschen über Philosophie geredet; Minder erzählt eine Anekdote über Husserl, eine Kindheitserinnerung, die ihm Husserl selbst erzählt hat: als er eines Tages ein Messer schärfen wollte, hat er es so gut geschärft, dass davon überhaupt nichts übriggeblieben ist: «Ich frage mich, ob meine Philosophie nicht diesem Messer ähnelt», sagte er sich. Aber aus Schüchternheit oder aus Missachtung treibt Minder die Unterhaltung nicht voran; ein- oder zweimal sieht er C. Audry zärtlich an, aber sie passen dermassen schlecht zusammen, dass sie überhaupt nicht wie ein Paar wirken. Der Abend zog sich recht und schlecht bis 10 Uhr. Er spricht über Pascal Copeau, den er hasst und der die Radiopropaganda so schlecht leitet. Spricht auch über die englische Propaganda und die Flugblätter: sie machen ganz pikante Flugblätter, um das Interesse der Sol-

* Ein-Zimmer-Appartement.

** *Défense contre avions*, die französische Luftabwehr.

¹ Ein pazifistisches.

daten zu wecken; schlüpfrige Zeichnungen zu äusserst ernsten Texten; die Franzosen nehmen daran ein bisschen Anstoss und wagen nicht, so weit zu gehen. Ich nehme einen Packen Kriminalromane mit, während der Fahrt lese ich Saint-Exupéry; eine ergreifende Sache: die Odyssee von Guillaumet², der 5 Tage und 5 Nächte durch den Schnee geht. Ich treffe Kos., die ein bisschen nervös wirkt und sich für eine halbe Stunde bei mir einlädt. Sie hat Delarue gesehen, den der Krieg in solche Panik versetzt hat, dass er nach Spanien gehen wollte; letztes Jahr war er aus dem gleichen Grund in Holland, er wurde übrigens ausgewiesen. Er wurde zwangsweise nach Saint-Maixent³ gesteckt. Sie geht weg, und ich schreibe an Sartre und Bost, obwohl ich hundemüde bin. Eine Stunde mehr Schlaf heute Nacht, wegen der Zeitumstellung.

Sonntag, 19. November

Um 8 Uhr aufgestanden – ein schöner blauer Himmel heute früh, aber feuchtes und kaltes Wetter. Ich gehe ins *Versailles*, ich schreibe an Védrine und arbeite fast 2 Stunden an meinem Roman. Dann zur Post, wo ich zwei Briefe habe. Dann esse ich in der *Coupole* ich habe auch an Toulouse geschrieben und dies Tagebuch gemacht. Ich arbeite den ganzen Tag. Das ergibt eine Woche pausenloses Arbeiten; wenig Schlaf, wenig Lektüre, pausenloses Arbeiten oder Briefeschreiben, ich rackere mich ab, wie Sorokine sagen würde; ich weiss nicht, ob ich sehr lange in diesem Rhythmus weitermachen werde, aber im Moment gefällt

² In *Terre des hommes* [dt.: *Wind, Sand und Sterne*],

³ Offiziersschule.

es mir, und ich bin zufrieden; kaum Lust, ein bisschen ins Theater zu gehen und etwas zu lesen.

Nach dem Essen Arbeit im *Dôme*, dann bei mir. Kos. teilt mir mit, dass Delarue mit uns ins Konzert gehen will: wir treffen ihn an der Theke des *Dôme*, in Uniform, das steht ihm gut zu Gesicht und passt zu seinem bäuerlichen Akzent. Im Konzert kein Platz mehr; Enttäuschung; wir gehen ins *Cintraz* Diskussion über den Pazifismus, albern, denn Delarue ist ein Wirtkopf. Dann in der *Rotondez* Soldaten sind ulkig, wie Kos. sagt, sie gehören allen, der Nachbar redet sie wegen des Zigarettenrauchens an und mischt sich eine ganze Weile ein. Delarue gefällt es mit uns, und er bleibt fast bis zur letzten Minute. Dann in der *Milk Bar* Kos. und in ihrem Zimmer, wo wir in einem Exemplar von *Europe* 1933 alte «Briefe an Tote» lesen, voller obszöner und grauenhafter Geschichten.

Montag, 20. November

Unterricht im C. See. Brief von Sartre. Eine Stunde Arbeit in der *Coupoie*, dann lese ich beim Essen Saint-Exupéry, es wühlt mich auf; ein fremder Einfluss erschüttert mich leicht; weil ich so sehr von meinem eigenen Grundstock lebe, ist für mich jede Begegnung kostbar; ich mag die Erzählung «Au centre du désert» [dt.: *Der Durst* in: *Wind, Sand und Sterne*] sehr; sie enthält eine Beschreibung des Durstes und der Abwesenheit von konkretem Leiden mitten im Grauen, die mich berührt: «Ich bringe keinen Speichel mehr hervor, und auch die süßen Bilder nicht mehr, über die ich hätte stöhnen können; die Sonne hat den Quell der Tränen ausgetrocknet», schreibt er. Und plötzlich, statt inmitten dieser harten, klaglosen Welt zu sein, betrachte ich sie; etwas ist geborsten, die trockene Kruste ist zersprungen, und schüchtern dringen die süßen Bilder durch; vielleicht ist

ein Glas Rotwein daran nicht unschuldig; ich erlebe einen sehr intensiven Augenblick, in dem ich etwas ausserhalb meiner selbst bin und meine Lage betrachte. Bild einer Nacht mit Bost, ein Zimmer mit gelbem Licht, ein roter Teppich, ein Wandschirm; ich schliesse das Fenster, er lächelt mir zu und küsst mich. Ich erinnere mich gut an die heftige Erschütterung dieser ersten Küsse. Die Erinnerung stellt sich schüchtern ein und bleibt tot, sie macht nur den Unterschied und die Abwesenheit fühlbar, ohne das Herz von Tränen überfliessen zu lassen. Getrübt Friede, ohne die Fülle des Schmerzes. Ich bedauere nicht, dass der Friede getrübt ist, sondern dass der volle Schmerz mir in einem solchen Mass unmöglich geworden ist.

Neben mir essen Männer Mokkaeis, nach einer guten Mahlzeit mit Rotwein; der Geschäftsführer der *Coupole* sagt ihnen, dass die Tanzbars Sonntag wieder öffnen werden, und sie sind entrüstet: «Es ist unmoralisch zu tanzen; die Soldaten dort unten tanzen auch nicht!»

Zu Fuss zum Henri IV. Ich mag diesen Gang durch den Luxembourg; grauer Himmel, der weisses Licht zurückwirft, Nacktheit des Bodens und der Bäume – starkes Gefühl von Einsamkeit, von Neuheit des Lebens inmitten einer ungewissen Welt. Ich bin heute gefühlvoll.

Zwei Stunden Unterricht; dann im *Mahieu TNJZA* Stunden Arbeit, eine Stunde Korrektur von Schülerarbeiten. Ich hatte ziemlich grosse Lust, ins Kino zu gehen, aber Kos. ist kaputt. Wir essen bei *Capoulade* und fahren im Taxi zu uns. Ich schreibe meinen Brief an Bost. Beim Schreiben kommen die Tränen; was für eine harte Abwesenheit, Abwesenheit, die die Zukunft bedroht, ich habe manchmal das Gefühl, dass ich [ihn] nie wieder treffen werde, dass er verändert sein wird, dass alles anders sein wird. Nahes Glück; und selbst diese schon verschwimmenden

Bilder werden ganz vergehen. Schon kommen mir die Tage, die ich mit ihm zusammengelebt habe, wie etwas Wunderbares und ein bisschen Unglaubliches vor, und wenn ich sie verliere, werde ich sie nicht einmal mehr herbeisehnen, so sehr werden sie mir unvorstellbar erscheinen. «Süßer Schmerz» – nicht so süß...

Dienstag, 21. November

Unterricht im Henri IV von 8 Uhr ½ bis 10 Uhr. Zwei Stunden Arbeit im *Mahieu*. Mittagessen bei *Mirov* mit Sorokine. 3 Stunden im C. Sée, unterbrochen von Probealarm. Nüchtern, aber weder langweilig noch traurig. Um 4 Uhr ½ bin ich auf der Post. «Ist was da? – Und ob!» sagt die Beamtin und reicht mir einen Brief von Sartre und 3 Briefe von Bost. Ich lese sie im *Versailles*, und sie machen mich glücklich. Fülle, als wären sie gegenwärtig. Die Briefe von Bost sind zärtlicher denn je, er ist über Kos. ein bisschen entrüstet. Gestern Abend bei *Capoulade* habe ich gedacht, dass es Sicherheit bedeutet, wenn man sich nie die Hände mit kleinen Ränken schmutzig macht; man kann sich immer sagen: «Das habe ich nicht gewollt», wie deprimierend es sein muss, taktische Tricks angewandt zu haben und ihre Vergeblichkeit zu erkennen; das muss wirklich wie eine Niederlage sein. Im Übrigen gibt es bei mir de facto nicht so viel Berechnung. Ich antworte Bost sofort, ich bin zufrieden. Und dann arbeite ich, ich gehe nach Hause und arbeite noch etwas. 3½ Stunden Arbeit, das ist gut bei 4½ Stunden Unterricht; und ich fühle mich nicht müde.

Kos. holt mich um 7 Uhr ½ ab, und wir gehen ins *Dôme* – ich bestelle Sauerkraut, ohne daran zu denken, dass ich vormittags bereits Sauerkraut gegessen habe: allerdings polnisches.

Wir reden; sie erklärt mir, dieser Zwischenfall mit Bost habe ihre Beziehung aus dem Alltäglichen herausgeholt, jetzt werde es sehr gut laufen, sie hasst das Alltägliche – dass es wieder gut läuft, ist mir eine Spur unangenehm, ich erkenne dieses ewige Schwanken und muss darüber selbst lachen. Was diesen Begriff des Alltäglichen angeht, ich finde ihn albern. Das entspringt immer noch dem sentimental Idealismus à la Proust: wenn man mit seinen Gefühlen allein ist, werden sie schnell unerträglich fade, man muss sie mit Hilfe von Katastrophen auffrischen, wie Toulouse und Kos. es tun. Aber wenn man eine *wirkliche* Beziehung zu jemandem hat, besitzt die Beziehung den unerschöpflichen Reichtum dieser Wirklichkeit, der sich eben nur im Alltäglichen darbietet. Sie sagt etwas finster, sie sei seit ihrer Jugend «von Konzession zu Konzession» gegangen, aber sie fügt selbst hinzu, es sei ein bisschen Theater, so zu reden. Wir gehen nach Hause, und ich lese *L'idiot* weiter.

Mittwoch, 22. November

Um 8 Uhr $\frac{1}{2}$ bin ich mit dem *Canard enchaîné* im *Dôme*. Ich arbeite von 9 Uhr bis Mittag. Ich habe kein Geld mehr und klopfte bei Wanda an: A. Menard macht mir auf, im Hemd, wie üblich. «Immer noch dieses Hemd», sagt sie schamhaft. Ein Stück Holz brennt im Kamin; es sieht schrecklich nach Frau aus, dieses ungemachte Bett, diese Fläschchen, diese Unordnung. Die Unterhaltung, wenig lebhaft. Wanda hat Brioches geholt; sie kommt beladen zurück und nicht sehr zufrieden; sie ist halb nackt unter ihrem Mantel, nett und frisch; ich pumpe mir 10 Francs und mache ihr Komplimente wegen des Porträts von Lexia, das wirklich hübsch ist. Dann flitze ich zu Gérassis, der Pudel beißt heftig an meinem Mantel herum, wofür man mich

gerührt beglückwünscht; meine Ohrringe werden bewundert, und ich bekomme 200 Francs geliehen. Mit dem Taxi zur Oper⁴. Sie ist nur noch halb geöffnet, und die Eintrittspreise sind gefallen: die Plätze der 2. Loge kosten soviel wie früher die der 4. Loge usw., wie in allen Pariser Vergnügungsstätten ist der Glanz verloschen und sind die Preise gesunken. Ich bekomme für jeweils 12 Francs zwei ausgezeichnete Parkettlogenplätze. Ich fahre mit dem A. F.⁵ zurück. Schöne, trockene Kälte in Paris. Auf der Post habe ich einen langen Brief von Sartre, ein ungeheures Resümee der Jahre 38-39 für meinen Roman, das mich sehr interessiert. Ich würde es mir gerne näher ansehen, aber zunächst will ich vorankommen, in einem Zuge, und wenn mir der Atem ausgeht, werde ich einige Tage mit Lesen zubringen.

Ich überfliege es in der *Milk Bar*. während ich eilig esse. Von 2 Uhr $\frac{1}{4}$ bis 4 Uhr $\frac{3}{4}$ bin ich im *Dôme*; Adamov kommt vorbei und reicht mir eine eiskalte Hand – im wörtlichen und im übertragenen Sinn; kurz darauf lässt er sich mit einer abscheulichen Rothaarigen mir gegenüber nieder, als ob er mich herausfordern wollte. Ich arbeite und schreibe meine Briefe und arbeite wieder. Es ist etwas nach 4 Uhr $\frac{3}{4}$, als ich das *Dôme* verlasse, da sehe ich eine kleine Furie auf mich zukommen, es ist Sorokine: «Sie haben unsere Verabredung vergessen, Sie sind ein Ekel»; sie kommt vom Hotel, wo sie mich nicht angetroffen hat. Diese Wut ärgert mich; wir gehen zu mir hoch, und ich sage barsch: «Wenn Sie mir die Ohren volljammern, können Sie ebenso gut Weggehen»; als wäre sie in ihrer Ehre gekränkt, verschwindet sie hinter der Tür, ohne sie zuzumachen. Ich lasse sie schmoren,

⁴ Um Plätze für *Mceste* von Gluck zu reservieren.

⁵ Die Busse waren damals durch Buchstaben gekennzeichnet, nicht durch Nummern wie heute.

eine idiotische Wut braut sich in mir zusammen, und ich verstehe die Wutanfälle, von denen Sartre früher sprach: man ist über sich selbst verärgert, weil man sich nicht stärker beherrschen kann oder will, und das wird zu einem höchst ungerechten, niederträchtigen Zorn. Nach einer Weile denke ich, wie traurig sie sein wird, wenn sie wirklich weggeht, und ich bin beschämt, ich mache die Tür auf und sage barsch, sie solle wieder hochkommen; denn sie ging langsam, langsam runter, die arme Seele. Sie kommt ebenso langsam wieder hoch, ich lasse sie mir gegenüber Platz nehmen und rede eine Stunde lang über die Substanz; sie wird allmählich unruhig und guckt auf den Wecker: «Danach haben wir keine Zeit mehr», sagt sie geheimnisvoll; wir hören auf, und ich weiss nicht, durch welchen geschickten Schachzug (ach ja! ich habe Wanda die 10 Francs zurückgebracht) wir quasi automatisch auf dem Bett landen. Ich rede ein bisschen, während sie sich einen Spass daraus macht, wie ihre Beine und Füße zittern, sie ist unheimlich nervös; ich bin so verärgert und schlapp, dass ich, ohne es zu merken, eine ungeheure Grobheit von mir gebe: «Warten Sie etwas», sage ich zu ihr; ich werde rot, aber sie hat keine Miene verzogen, sie hat sich vielmehr beruhigt, und nach 5 Minuten beginnt die Küsserei. Natürlich ist es für dies Mädchen grob und ungehörig, wenn sie, während sie sich leidenschaftlich hingibt, von mir zu hören bekommt: «Es ist 7 Uhr», sofort hat sie sich schluchzend auf dem Bett zusammengerollt, ich habe versucht, sie zu trösten, aber schwach, ich wollte mich anziehen und nicht zu spät dran sein, ich dachte, «diese Szenen sind widerlich», und in dieser Situation verspürte ich wieder denselben üblen und ungerechten Zorn. Ich habe sie im Taxi bis zur Oper mitgenommen und mich so sanft wie nur möglich gegeben, dann habe ich sie an der Place de l'Opéra rausgelassen, die Arme, das Herz blutete ihr.

Ich habe 10 Minuten auf Kos. gewartet und fing schon an, auf sie böse zu sein, als sie aufkreuzte, ganz liebenswert; sie sagte mir, ich sähe sehr schön aus, was mir schmeichelte, ich finde im Augenblick Gefallen an meinem Aussehen, wegen der Ohringe und des Turbans, es kommt mir so schön vor, als trüge es eine andere; ich hatte meine türkisblaue Schantung-Bluse an, sehr hübsch. Wir sassen in unserer Loge, direkt neben dem Balkon, wir waren allein und fühlten uns königlich. Kos. war entzückt über den Spiegel, den Diwan, den kleinen Tisch. Wenig Leute, aber für *Mda* in einigen Tagen war alles ausverkauft. Schöne Musik⁶ – schöne Stimme von Lubin – der Tenor ist in Ordnung, aber Singher ist scheusslich mit seiner zitternden Stimme. Kos. ist wütend über die Bühnenausstattung, die Massenaufläufe, es ist wirklich ganz mies, aber verhalten, und mich stört es kaum; und am Schluss, in der Szene mit Admetos und Alceste, ist man sogar wirklich ergriffen. Ich bin im siebenten Himmel. Musik ist mir ein grosses Vergnügen und auch dass ich in der Oper bin. Es macht mir Spass, an Gluck in seinem schwarzen Anzug, mit seinem kleinen Umhang zu denken, dass er brav an seinem Tisch Note für Note aneinandergereiht hat und dass dies zu den pompösen Gebärden von Lubin und dieser aufgeblasenen Inszenierung geführt hat; was für einen Zusammenhang gibt es? frage ich mich. In der Pause holen wir im *Pam Pam* belegte Brote und Kuchen und essen sie in unserer Loge; vor dem letzten Auftritt rastet Kos. aus und will weg, ich erinnere mich an früher... wie wir gleich losgezogen wären – aber jetzt stelle ich mich einfach taub – zum Glück ist der letzte Auftritt der schönste, mit der Szene am Eingang der Hölle, das Ballett ist recht gut mit einer reizenden kleinen Tänzerin, die ungefähr 14 Jahre alt sein muss und göttlich tanzt. Wir fahren

⁶ *Mceste* (1767).

mit dem Taxi nach Hause. Kos. verabschiedet sich gleich, sie ist wirklich kaputt. Ich lese *L'idiot* zu Ende, der Schluss ist so schön, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Ich stecke mir Ohropax in die Ohren, aber nach etwa einer halben Stunde höre ich es trotzdem aufheulen; und über meinem Kopf Lachen und Füssetrappeln, diese Frauen machen sich ein Vergnügen daraus, wenn sie bei Alarm einen Grund haben, im Nachthemd zusammensitzen, Lindenblütentee zu trinken und in der Nacht laut miteinander zu diskutieren – aber Gott sei Dank höre ich nichts mehr, nachdem ich die kleinen Kugeln tiefer reingedrückt habe. Anscheinend hat es aber grossen Lärm gegeben, die Kanonen sollen so laut gewesen sein, dass manche Leute in die Keller gegangen sind.

Donnerstag, 23. November

Um 8 Uhr aufgestanden. Frühstück im *Dôme* – eine Stunde Arbeit; ich mag diese Morgen sehr, das bringt mir unbeabsichtigt Gewinn, zusätzliche Musse, weil ich den Vormittag trotzdem wie einen Schulvormittag verbringe und bis nach 10 Uhr frei bin. Ich schicke an Bost Kriminalromane und hole meine postlagernden Briefe: ein kleiner von Sartre, ein langer von Bost, der mir noch nie so liebenswert geschrieben hat wie dieser Tage. Unterricht – die Station Vaugirard ist wieder geöffnet, so ist es von der Métro bis zur Schule weniger weit. Sorokine wartet an der Post auf mich, sie ist ganz freundschaftlich, sie bringt mir Karamelbonbons mit und Philosophieaufgaben; sie ist ganz zutraulich und überhaupt nicht nervös. Wir gehen zur kleinen blauen Brasserie in der Rue Lecourbe und essen gut, dann zur Métro Sèvres, von wo wir zu Fuss zum Henri IV zurückgehen; wir gehen bei meiner Reinigung vorbei und durchqueren den Luxembourg; wir haben sogar noch 10 Minuten Zeit, um im

Mahieu haltzumachen. Sorokine erzählt von ihren Nöten: die Chemie, die Philosophie, ihre Eltern, ich selbst – sie empfindet mich ein bisschen als Unglück, obwohl es besser sei als nichts – und ich beginne, ihr die Geschichte meines Lebens zu erzählen, wie sie es lauthals verlangt. 2 Stunden Unterricht. Ich gehe wieder ins *Mahieu*, ich arbeite ungefähr 2 Stunden lang, ich habe mit dem Kapitel 11 angefangen, und es macht mir viel Spass. Ich schreibe einen langen, langen Brief an Sartre. 7 Uhr ½, Kos. ist nicht da; ich mache mir zunächst keine Sorgen, ich schreibe an Poupette, dann lange an diesem Tagebuch, mit dem ich im Rückstand war; ich kriege schliesslich vom vielen Schreiben heftige Schmerzen am Ellbogen. Ein Mann geht vorbei, er verkauft Verwandlungsbilder: der Kopf Hitlers auf dem Körper eines Gorillas, einer Laus, eines Elefanten usw., und drängt mich, eins zu kaufen; aber mir scheint diese Art Handel und dieser Blödsinn nicht sehr verbreitet zu sein. Auf der Toilette des *Mahieu* bewundert irgendeine alte Hexe meinen Turban: «Aber um so etwas zu tragen, muss man jung sein», sagt sie zerknirscht. Ich mache mir allmählich um Kos. Sorgen; in solchen Momenten stelle ich mir vor, sie könnte etwas aufgedeckt haben, und mir wird bange. Aber nein, sie kommt um 9 Uhr, unheimlich nervös, weil sie es nicht schafft, Dichtung gut aufzusagen, und weil sie durch irgendeine Umzugsgeschichte aufgehalten wurde. Ich nehme sie zum Abendessen mit zu *Mirov*, sie ist ausser sich vor Nervosität, sie ist den Tränen nahe – dennoch ist sie reizend zu mir und erzählt mir, wie sie sich im Théâtre de l'Atelier damit amüsiert, sich vor den Leuten «in Szene zu setzen» – das erinnert mich an die Kos. vom letzten Jahr und ist mir nicht sympathisch. Seit dieser Briefgeschichte mit Bost ist übrigens etwas verlorengegangen, das so bald nicht wiederkehren wird: mit ihr, wie mit Sartre und Bost und sogar oft mit Védrine, auf einer Wellenlänge zu sein und ihre Worte als Rea-

lität aufzufassen, authentisch und wichtig wie jede Realität; jetzt ist das wieder «eingeklammert»; es herrscht das «sie sagt, dass...» usw., und ich bin wie vor einem Schauspiel, nicht mehr einfach vorhanden. So vollzieht sich bei mir der Übergang von der Achtung zur Missachtung. Eine Errungenschaft bleibt: der alte Groll ist völlig ausgelöscht – wenn ich ihr wieder feindlich gesinnt sein werde, dann aus anderen Gründen. Auch dies: Vertrauen besteht darin, dass eine starke und vertraute Beziehung sich in jedem Augenblick, wie Heidegger sagen würde, in die Zukunft hinein verweist, mit Kos. aber gibt es diesen Hinweis nicht, der mit Sartre so total ist und so stark mit Bost; man denkt «in diesem Augenblick fühle ich mich wohl mit Kos.», und man weiss, auch sie denkt nicht weiter – und wenn es Jahre dauern würde, so wäre das zwar Altern, mit den Bindungen des Erinnerns und des Alterns, aber niemals diese Kraft der Zukunft, die eben gerade verhindert, dass eine Beziehung altert, und die bewirkt, dass sie auf unbestimmte Weise neu bleibt wie die Zukunft selbst. Das geht in dieselbe Richtung wie die Probleme mit dem Alltäglichen und passt zum passiven Idealismus à la Proust. Für die Gefühle ist die Kopplung von Zukunft, Transzendenz, Objektivität ebenso wesentlich und gerechtfertigt wie für die Welt der Wahrnehmung.

Wir kommen früh nach Hause, und Kos. verabschiedet sich sehr bald. Es ist für mich immer ein Glücksfall, wenn Kos. oder Sor. mich weniger beanspruchen, als ich glaube – die Stunden allein sind für mich kostbar, da sind immer tausend Dinge, die ich machen muss. Heute Abend nutze ich die Zeit, um zwischen 11 Uhr und Mitternacht einen riesigen Brief an Bost zu schreiben. Dann schlafe ich himmlisch.

Freitag, 24. November

Ich stehe um 8 Uhr auf, gut ausgeruht. Ich ziehe das rote Kleid an, das nach dem Reinigen wie neu ist. Und ich hole meine Briefe von der Post: Brief von Sartre – ich komme zum Arbeiten ins *Dôme* zurück – ich reserviere per Telefon zwei Plätze für das Bach-Konzert am Sonntag; am Sonntag drauf fahren wir zu Toulouse; ich plane gern meinen Zeitvertreib. Es macht mir auch Spass, im Voraus das Budget sowie Einkaufs- und Modevorhaben zu planen.

Schneidende Kälte; draussen 4° minus – und drinnen ist es einem nirgends warm. Gestern Abend lag über Paris wieder ein wunderbarer Mondschein, wie auf dem Lande; und der Luxembourg wirkte an allen Gittertoren wie ein verwunschener Park, mit seinen weissen Statuen, seinen schwarzen, kahlen Bäumen im Mondschein, es war sehr schön.

Das Aufwachen morgens ist nicht unangenehm; mein Geist wendet sich sofort den Stunden der Arbeit zu; sie bilden ein solides Gerüst, und alles Übrige findet dadurch Ordnung und Rechtfertigung.

Arbeit im *Dôme* von 9 Uhr ½ bis Viertel vor 12 (2½ Stunden). Kos. kommt nicht und ich esse eine Entrecote Bercy*, dabei lese ich *Le diable boiteux* [dt.: *Der hinkende Teufel*]⁷ und schreibe an Sartre – zu Fuss durch den Luxembourg zum Henri IV bei trockener Kälte, die nicht unangenehm ist – 3 Stunden Unterricht. Ich gehe ins *Cujas*, ein kleines, ruhiges Café an der Ecke der Rue Cujas, es ist leer, und ich fühle mich unheimlich wohl, in Zukunft will ich dort arbeiten. Ich schreibe an Bost, an Védrine, und ich arbeite wieder über 1½ Stunden lang – das

* Rindersteak in Rotweinsosse.

⁷ Von Lesage (1707).

sind 4 Stunden heute, gut so. Dann treffe ich Gégé und Gérassi im *Mahieu*. Wir sehen im Ursulinenkino einen ausgezeichneten Film, *À l'angle du monde* [dt.: *Im Winkel der Welt*], über eine entlegene Insel der Orkneys: Klippen, Sturm – und einen amüsanten Film mit Mae West: *Fifi peau de pêche* [dt.: *Fifi Pfirsichhaut*]. Rückkehr mit Gérassi in noch schönerem Mondschein als gestern, wie eine Schneelandschaft. Eine Zeile von Kos., ich gehe zu ihr hoch und treffe sie deprimiert und ausgelaugt an. Ich bleibe eine halbe Stunde und lege mich dann schlafen, leider zu spät – aber ich schlafe gut.

Samstag, 25. November

C. Sée von 7 Uhr ½ bis 10 Uhr ½. Post. Briefe von Sartre und von Bost, die ich im *Versailles* lese – ein Augenblick tiefer Freude – die Sache mit der Heuchelei und all das ist völlig bedeutungslos geworden, ich empfinde unsere Liebe als ausserordentlichung; vorher lebte ich darin, aber begriff sie nicht auf so offensichtliche und so glückliche Weise. Der Brief von Bost macht mir grossen, grossen Spass; er ist zur Zeit erfinderrisch in seiner Zärtlichkeit, und ich fühle, dass es zwischen uns etwas sehr viel Stärkeres gibt als diese eifersüchtige Leidenschaft, an die ich mich manchmal törichterweise klammere. Augenblick grossen, grossen Glücks. Ich arbeite 1½ Stunden lang im *Versailles* – dann verbringe ich ungeheuer viel Zeit damit, ein Paket für Bost zusammenzustellen und aufzugeben: Marc, Zigaretten, eine Pfeife, ein Kamm... ich habe gern Geld in der Tasche, ich gebe es gern aus. Es ist verboten, Soldaten Alkohol zu schicken, und der Händler tarnt das Päckchen schön mit Stroh und Watte. Ich muss auch meiner Mutter Unterwäsche schicken, das ist ein Theater, es geht nicht, ich kriege die Verpa-

ckung nicht richtig hin, und ich bin wütend, ich komme mir mit diesem riesigen Ballen grotesk vor. Ich werde ihn trotzdem los, und ich esse im *Dôme* eine Entrecôte. Ich schreibe an Bost und arbeite noch 2 Stunden, aber ich bin übermüdet. Ich gehe nach Hause, schreibe an Sartre, dann kommt Sorokine; sie ist zärtlich, weich, voll Hingabe, und sie sieht ein bisschen zufrieden aus; Küsse; sie fragt, ob ich auch meine rothaarige Freundin* so küsse – sie sagt, noch nie habe sie jemand so geküsst – sie sagt, sie brauche Hilfe, um alles mit mir zu besprechen und Vertrauen zu mir zu gewinnen, sie ist ganz wehrlos und zärtlich und unterhaltsam. Ich erkläre ihr eine Stunde lang Descartes, dann treffe ich Kos., die gutgelaunt und gesund wirkt. Wir essen bei *Dominique*, dann gehen wir in den Keller vom *Hoggar*, als wir am Luxembourg vorbeikommen, sehen wir, wie der Himmel von einer Feuersbrunst entflammt ist – aber sofort erlischt das wieder. Im *Hoggar* haben wir einen netten Tisch in einer Nische; die Tänzerin sieht wie besessen aus, wie ein Teufel, der sich in seinem Muskelkäfig abstrampelt; noch eine andere tanzt, aber weicher, diese Bauchtänze sind wie Unterweisungen in Anatomie. Kos. ist munter und sieht nett aus in ihrem langen Bauernrock und einem kleinen blauen Pullover; aber innerlich bin ich trübe. Zwei franko-annamitische Paare drängen sich zu uns, sie sind hierher gekommen, um sich zu betatschen, und wir fliehen. Wir gehen nach Hause, wir reden noch ein bisschen, dann schreibe ich meinen Brief an Sartre zu Ende und lege mich hin.

Eine Menge Bilder kommen mir dieser Tage in den Sinn und ein ungeduldiges Verlangen nach allerhand besonderen Glücksmomenten – die Berge mit Bost – Skifahren – die

* Louise Védérine.

Abendessen mit Sartre in Paris – und auch einige Tage – auch mein ganzes Leben mit ihm, wann werde ich es wiederfinden?

Sonntag, 26. November

Ich bin müde, ich bleibe bis 9 Uhr im Bett. Post – zwei Briefe, beide knapp, und auch in mir ist es eng. Graues Wetter; ich arbeite zwei Stunden lang im *Versailles*, und es macht mir ungeheuer Spass, ich glaube, dies Kapitel über Gerbert wird ausgezeichnet sein. Und der ganze Roman fügt sich in meinem Kopf sehr zufriedenstellend zusammen. Noch nie hat meine Arbeit so sehr gezählt wie jetzt, und zwar als Vergnügen, so dass ich abends ungeduldig auf den nächsten Tag warte, um wieder schreiben zu können. Unnützer Besuch in der Rue Santeuil⁸. Ich lese etwas *Le diable boiteux*, was nicht sonderlich amüsant ist. Ich esse im *Dôme*, G. Chonez sagt mir guten Tag, ich hatte gehofft, von ihr Anekdoten zu hören, aber sie hat keinen blassen Dunst, ich erzähle ihr von Sartre, Nizan usw. Ich habe das angenehme Gefühl, von diesem Krieg wirklich so viel begriffen zu haben, wie ein Zivilist (von den Spezialisten abgesehen) eben begreifen kann. Sie verabschiedet sich, und ich arbeite noch zwei Stunden; ein ganz vertrautes und friedliches *Dôme* heute Nachmittag; Brien ist da und streicht um Chonez herum, und Adamov ist da und sagt aufgebracht: «Ist es ein wirklicher Roman? mit einem Sujet? einem Anfang? einem Ende?»; wie mein Vater gesagt hätte: «Ein Buch ohne Sujet? ohne Anfang? ohne Ende?» Neben mir strickt eine Frau, offenbar einen Kopfschützer, und versucht dabei den Kellner, der sie bedient, wiederzuerkennen – der Kellner spricht aufgeblasen

⁸ Im Atelier ihrer Schwester.

wie ein Oberkellner und zählt wie für ein Menü auf: «War es vielleicht an der Bastille? bei *Dupont*, Place Pereire?»; sie schüttelt jedesmal enttäuscht den Kopf; er findet Gefallen an diesem Spiel und sucht noch, als sie schon längst den Spass daran verloren hat. Um 4 Uhr gehe ich nach Hause, ich mache meine Fingernägel, ich lese etwas. Und Kos. holt mich zum Konzert ab. Taxi. Sie ist munter und höchst liebenswert. Sie tut nichts und wird nicht die geringste Prüfung machen. Wir holen unsere Karten ab, jeden Sonntag gibt es diese Konzerte vor ausverkauftem Haus. Wir trinken einen in einem kleinen Bistro, wo zwei Offiziere Karten spielen, während ein junger Engländer, der sich offenbar noch wie am heimatlichen Herd vorkommt, einen Tee und einen Cake bestellt, die schrecklich aussehen; Seeleute trinken am Tresen. Der Rauch, die Hitze machen uns müde, und wir gehen in den Konzertsaal; wir haben gute Plätze im Parkett – das übliche triste Publikum – zwei alte Männer hinter uns lassen die gesamte Geschichte des menschlichen Geistes, Hugo, E. Gallois, Revue passieren, aber sie sind sich über den Namen eines Musikers, eines gewissen Duparc, nicht sicher. Die *Marseillaise* wird gespielt: alle stehen auf, und ein junger Offizier steht stramm, den Oberkörper zurückgebogen, die Augen halb zu; witzig. Eine Quvertüre in H-Dur wird gespielt, das 5. *Brandenburgische Konzert* und die ganze *Kunst der Fuge*, ach! es ist schön, aber trist. Wir gehen zurück nach Montparnasse, völlig überlaufen; wir essen etwas bei *Pagès*, wir gehen zu mir und reden ein bisschen. Um 10 Uhr schreibe ich meine Briefe und lege mich schlafen. Ich habe einen widerwärtigen Pickel auf der Backe, der die ganze Nacht weh tut.

Samstag, 27. November*

Tag ohne Problem – Frühstück im *Dupont*, dabei lese ich endlich *Le diable boiteux* fertig. Lycée C. Sée – Brief von Bost – im *Dôme* Mittagessen und gutes Arbeiten an Gerbert – Brief an Védrine, an Toulouse. Zu Fuss zum Henri IV – zwei Stunden Unterricht – zu Fuss zu Poupette, um die Miete zu bezahlen, dann mit dem 91er Bus nach Montparnasse; Brief von Sartre.

Angenehmer Augenblick im *Versailles*, ich habe 3 Stunden vor mir, und das Kapitel ist fast fertig. Ich beende es, ohne mich zu beeilen, und zwischendurch schreibe ich am Tagebuch und mache meine Korrespondenz. Ich habe ein gutes Gewissen angesichts meiner Arbeit und genieße die Musse.

Abend mit Kos. – wir essen bei *Pagès* und bleiben eine ganze Weile auf der Terrasse des *Dôme* – eine nette Terrasse, ohne Brasero** dieses Jahr, fast leer, ein grosser Teppich für die Füsse, Farbe wie Pferdeäpfel, die Fenster mit Vorhängen verhängt. Kos. übt, Baudelaire aufzusagen, sie rezitiert gut; es bezaubert mich, Baudelaire zu lesen, es ist packend wie eine historische, eine erschütternde Kostbarkeit; ich bin in eine andere Zeit versetzt; als ob alles, was vor diesem Krieg existierte, vor ihm zurückgewichen sei, sich an einem bestimmten zeitlichen Moment angesiedelt hätte, während die Zeit selbst mit der Kriegserklärung stehengeblieben ist. Zugleich Gefühl, wie so oft, dass man einen Gegenstand, wie Saint-Exupéry sagt, nur durch einen Beruf hindurch, eine Technik, begreifen kann; nur für den, der den Text sagt, entfaltet der Text alle seine Möglichkeiten, seine Kniffe und Nuancen; und das bedeutet für jeden eine endgültigere Beschränkung seiner Welt als der Mangel an Geld für eine Chinareise.

* Irrtum der Autorin: der 27. November 1939 war ein Montag.

** Offenes Kohlenbecken.

Dienstag, 28. November

Arbeitstag ohne Problem. Lycée Henri IV – zwei Stunden in einem kleinen, menschenleeren Café an der Place du Panthéon gearbeitet – mit Sorokine bei *Mirov*, C. Sée, wo ich während einer Klassenarbeit Aufsätze korrigiere – Post – kein Brief von Bost – Arbeit im *Versailles*, dann bei mir – Korrespondenz. Kos. im Keller vom *Dupont* wieder getroffen, wir lesen wieder Baudelaire, dann gehen wir ins Kino und sehen uns *Legorille* [Der Gorilla] mit den Ritz Brothers an, was sehr spassig ist. Ich habe einen so widerwärtigen Pickel auf der Backe, dass ich mich entschliesse, ein Pflaster draufzumachen. Es ist grässlich und bereitet mir schlaflose Nächte.

Mittwoch, 29. November

Zwei Stunden Nachhilfeunterricht für die Neuankömmlinge im C. Sée – das wird Zaster geben. Dann im Taxi nach Neuilly, Sartres Geld abholen, und zur Rue La Fayette Monsieur Védrine bezahlen – und im *Dôme* essen und zwei Stunden arbeiten. Dann gehe ich zum *Lutétia* und treffe Madame Maney; sie bringt mir einen Schal und nicht besonders schöne Wollhandschuhe mit – sie erzählt über ihr tristes Eheleben – spricht, ich weiss nicht, von welcher Cousine, die darauf besteht, Pakete an bedürftige Soldaten zu schicken; sie hat Sartre angefleht, eine Namensliste aufzustellen, er hat die Unteroffiziere und Offiziere eingeschaltet, und schliesslich, als die Liste abgeschickt ist, stellt sich heraus, dass die Cousine die Pakete nicht mehr schicken will, Madame Maney wird sie bezahlen – sie geht um 4 Uhr weg, und ich beende meine Korrespondenz – ich bin erschlagen vor Müdigkeit, Kopfweh, Hitze im Kopf, Sehnsucht, höchst unangenehm.

Ich gehe nach Hause, auf den Treppenstufen sehe ich Sorokine mit düsterem Gesicht, weil sie fünf Minuten auf mich gewartet hat; sie schluckt es netterweise hinunter und gibt mir ein Stück Schokolade. Ich lege mich aufs Bett, ich bin erschlagen; wir reden und umarmen uns zärtlich; da klopft es, C. Audry, quicklebendig mit Hosenrock, kleinem Rucksack und darüber ein schreckliches Regencap fürs Fahrrad; es wird wie ein Messgewand über den Kopf gezogen, grässlich; sie lässt sich nieder und spricht angeregt, während Sorokine, ausser sich vor Wut, nervös mit dem Fuss gegen den Boden trommelt und geziert auf den Eingang blickt. Audry macht vage Wintersportpläne mit mir, sie lädt mich für Samstag zum Abendessen mit Wahl⁹ ein, ich nehme nach kurzem Nachdenken an, um Leute zu sehen und mich ernsthaft zu unterhalten. Es wird eine Enttäuschung geben. Es scheint, Minder hat nichts über mich gesagt, nur gefragt, ob ich nicht eine Alkoholikerin sei; und stöhnt auch über seine zwei Sprachen: «Es ist traurig, ein Hermaphrodit zu sein»; er hat gesagt, ich solle wieder eingeladen werden. Ansonsten hat sie ihm keine Fragen gestellt, denn «er hätte sowieso nicht geantwortet», sagt sie. Es ist seltsam, wie man so bescheiden sein und glauben kann, man habe keinen Einfluss auf den Charakter eines Mannes und sein Verhältnis zu einem selbst; denn dann hat man keinen Einfluss – es ist ein bisschen wie Sartres Auffassung zum Ehrgeiz, den man beschränkt und der einen selbst auf das beschränkt, was man aus ihm gemacht hat –, aber man muss mutiger sein, in den menschlichen Beziehungen ist es der Gipfel der Kleinlichkeit, alles so passiv zu akzeptieren. Sie geht weg, und wir sprechen weiter; jedesmal wird Sorokine vertrauter und zärtlicher – aber die Arme, nun kommt Wanda und sagt mir, die Schneiderin sei da; die Mondfrau begrüsst

⁹ Der Philosoph, Professor an der Sorbonne.

mich und wirft einen strengen Blick auf mein Pflaster: «Ohne [das] wären Sie sehr schön», sagt sie zu mir, «aber das ist nicht vorteilhaft», und sie wiederholt: «es ist nicht vorteilhaft», als ob es sich um eine ungute gewagte Neuheit im Make-up handelte. Die Schneiderin, eine dieser schrecklichen Geister, für die die beiden Kos. ihre Nachsicht haben, wenn sie ihnen ergeben erscheinen, sieht mich auch streng an, vor allem meinen Mantel; ich muss mich umdrehen, sie schlägt Änderungen vor. Schliesslich gehe ich nach unten und bleibe bis 7 Uhr ½ bei Sorokine. Aber dann muss ich meine Eltern in der Gare d'Austerlitz abholen, mein Vater hat eine Stelle gefunden; ich warte ¼ Stunde in der Menge, ich werde immer müder. Ich befürchte, dass meine Schwester mit nach Paris kommt, dann müsste ich sie ab und zu besuchen, aber Gott sei Dank ist dem nicht so, sie kommen alleine an, so runtergekommen wie noch nie, mein Vater hat ganz struppige Augenbrauen. Sie maulen über die Route, die das Taxi fährt, und über den Preis, den der Gepäckträger verlangt. Ich bin müde, aber gutgelaunt, weil ich zwei Briefe von Sartre habe und einen ganz reizenden Brief von Bost, der mein Päckchen bekommen hat und ganz perplex ist; ich finde diese Verbindung über die Dinge schön, das ist noch was anderes als über die Briefe. Wir essen im Keller des *Lumina*¹⁰ zu Abend, nicht zu schlecht, und wir unterhalten uns recht und schlecht. Ich trinke etwas Weisswein und Marc, und schon bin ich beschwipst. Ich bringe die Koffer mit meiner Mutter rauf, das mag ich, es erleichtert mir irgendwie das Gewissen, wie wenn ich meiner Schwester Geld schicke. Ich schlafe vor lauter Müdigkeit im Bürosessel ein, werde schliesslich wieder wach und fahre im Taxi zu mir. Ich verbringe anderthalb Stunden bei Kos. Und be-

¹⁰ Lokal, Rue de Rennes.

richte ihr von meinem Tag; sie erzählt mir eine Menge Geschichten, die mir zum einen Ohr hinein- und zum anderen wieder hinausgehen, weil ich so müde bin; sie ärgert sich, weil Val-lon über Lexia und sie Andeutungen macht – es nervt mich, wie sie sich um ihr Image im Théâtre de l’Atelier Sorgen macht. Ich gehe runter und lasse mich in mein Bett fallen, vollkommen erschlagen.

Donnerstag, 30. November

Hartes Erwachen – es ist 9 Uhr, aber ich habe schlecht geschlafen, ich habe einen Kater^ alles tut mir weh, mein Kopf glüht. Ich gehe trotzdem zur Schule, ich hebe mir das Fehlen für bessere Gelegenheiten auf. Ich trinke nur gerade ein Viertel Vittel, und als ich mit dem Unterricht anfangen, habe ich das Gefühl, ich falle in Ohnmacht, aber das legt sich. Um 12 Uhr ½ Sorokine; wir essen in der kleinen blauen Brasserie, dann gehen wir zu Fuss zum Henri IV – sie hat mir einen kleinen Brief gegeben, in dem sie mir tausend Fragen stellt, ich rede über alles mit ihr, über ihre Faulheit usw. – sie stellt unablässig Fragen, aber liebenswert. Sie erklärt mir auf reizende Art, warum sie mich schätzt und an mir festhält. Unterricht über Mathematik – bei Gibert Bücherkauf für Sartre –. mit der Métro zur Post: ein Brief von Sartre, zwei von Bost, von Sonntag und Dienstag, die mich entzücken; er sagt über Kos., er fühle sich ihr gegenüber immer noch fremd, jedenfalls ohne Komplizenschaft, und das beruhigt mich auf lange, denn was mir Schwindel verursachte, war der Gedanke an eine neue, tiefe Komplizenschaft zwischen ihnen. Ich schreibe meine Briefe, dann gehe ich wegen der Schneiderin nach Hause; die Mondfrau probiert ein sehr schönes Kleid an, aber ihr Busen ist noch schlimmer, als ich vermutete.

Ich gehe runter und schreibe eine Menge Briefe (Bost, Sartre, Védrine, Poupette) und korrigiere bis 9 Uhr ½ einen Haufen Schülerarbeiten. Ich habe dieser Tage den Anfang von Kafkas *Prozess* wieder gelesen, und ich fange mit *Fermé la nuit* [dt. in: *Nachtbetrieb*] von Paul Morand an.

Um 9Uhr ½ kommt Kos. aus dem Atelier zurück, und mit Wanda essen wir etwas hinten in der *Rotonde*. Ich bin ziemlich trübe, weil todmüde, und sie erzählen mir Geschichten, die mich nicht sehr amüsieren. Wir gehen um 11 Uhr nach Hause, und ich lese im Bett etwas Morand.

Mittwoch, 1. Dezember*

Um 8Uhr aufgestanden, ich will Kos., die mir geschworen hat, sie werde mitkommen, in die Sorbonne begleiten; aber um 8 Uhr ½ steht sie im Morgenmantel auf der Treppe und sieht ganz wirr aus. Ich gehe ins *Dôme* und arbeite 2 ^Stunden; eine Frau sitzt da und schreibt, ohne etwas zu bestellen, sie ist ganz verwirrt, als der Reinemachemann ihr das Licht anmacht; sie ist verzweifelt und sagt, das lenke die Aufmerksamkeit auf sie, und tatsächlich wird ihr gesagt, es sei verboten, das Briefpapier zu benutzen, ohne etwas zu bestellen. Ich fühle mich wohl, keine Müdigkeit mehr, mit meinem Furunkel habe ich mich abgefunden – er sieht abscheulich aus, aber entwickelt sich artig unter seinem Pflaster – Ich arbeite und bin wohlauf; man merkt nicht mehr, dass Krieg ist; zumindest kommt mir der Krieg nicht mehr wie ein transzendenter und legitimatorischer Gegenstand vor, der gedacht werden muss, sondern nur wie ein Umstand, eine nicht so heitere Lebensbedingung. Ich arbeite, ziemlich gut – dann Post, mein Paket aufgeben und Sartres Brief holen – er

* Irrtum der Autorin: der 1. Dezember 1939 war ein Freitag.

zieht ab, alles scheint ungewiss, ich weiss nicht, ob ich ihn besuchen kann, und das nervt mich allmählich. Ich gehe ins *Biarritz*, wo ich Kanapa und Lévy treffe, ich bin ihnen irgendwie zugezogen, weil sie wie ein Überrest aus dem letzten Jahr sind; Kanapa denkt daran, mit mir in den Wintersport zu fahren – sie sagen, das kleine Kino sei geöffnet, das freut mich; es scheint, das Théâtre de l'Atelier wird auch wieder öffnen, mit *Richard III*.

Unterricht von 1 bis 3 Uhr. Metzger¹¹ wartet an der Tür auf mich, sie begleitet mich bis zum Hotel – ohne Bedeutung. Ich arbeite und schreibe meine Briefe. Dann Abend mit Kos. – Abendessen bei *Pagès* und *Rotonde*.

Samstag, 2. Dezember

Unterricht-Arbeit und Essen im *Dôme*, dann bei mir. Ich lese die Arbeit des Trimesters noch einmal: bereits mehr als 100 S., und es lässt sich ziemlich gut an – einen Moment lang denke ich, dass es wirklich gedruckt werden wird, und ich habe dabei ein komisches Gefühl, das Gefühl, ernstgenommen zu werden. Sorokine kommt um 4Uhr $\frac{1}{4}$. Wie immer Küsse, kleines, zärtliches Gespräch, Küsse; dann machen wir ein bisschen Philosophie. Sie begleitet mich bis zu Duroc, wo ich die Métro nehme, um zu C. Audry zu fahren.

Bei Audry sind ihr Mann und Wahl; Wahl trägt sein Haar lang, er ist noch hässlicher und schäbiger als in meiner Erinnerung. Minder sieht frischer als neulich aus, er hat einen ziemlich interessanten Kopf, seine Gesichtszüge sind nicht unangenehm. Anfangs ist die Unterhaltung schleppend, dann setzen wir uns zu Tisch, Audry hat ausgezeichnet gekocht; sie ist in Schwarz, ganz Offiziersgattin; und es wird etwas lebhafter. Ich

¹¹ Ehemalige Schülerin.

bin erstaunt, dass ich mich im Gespräch mit Leichtigkeit behaupten kann, ebenso war ich vor zwölf Jahren in der Sorbonne erstaunt, als ich allmählich den Mut fasste, zu diskutieren und zu reden; die Leute kommen mir immer «seriöser» vor als ich mir selbst; jedoch wirkt die geringste Bemerkung von Sartre oder mir in dieser Salbaderei wie ein bedeutender Geistesblitz; Verwunderung wie immer angesichts der Dürftigkeit, die sich hinter diesem Seriösen verbirgt. Wahl war gestern bei der *N.R.F.**; er hat Paulhan gesehen, der jeden Monat zur Versammlung kommt, und Malraux und Petitjean und Chamson, Audiberti, Benda – er raunt mit leiser Stimme kleine Kriegsgeschichten, die überall zirkulieren (die Scheinwerfer-Geschichte), und kommt sich dabei kühn vor-Aragon war auch da, aber er sagt fast nichts über ihn. Aragon scheint auf seinen Positionen zu beharren; er erklärt, es sei kein Krieg, sondern nur ein Bürgerkrieg; gleichzeitig mit ihm war Thierry Maulnier da, sie mussten in verschiedene Räume gesteckt werden, und dann wurden sie einander gegenübergestellt, und es hat dabei kein Drama gegeben; Aragon war in Uniform, während der Kerl von der A. F.¹² in Zivil war. Malraux versucht immer noch vergeblich, in die Kampftruppe aufgenommen zu werden; bevor er über Stalin ein Urteil fällen will, wartet er ab, ob er Finnland «sowjetisieren» oder «protegiere» wird, ein merkwürdiger Standpunkt; er sagt, jedenfalls sei eine Revolution zu diesem Preis zu teuer bezahlt. Merkwürdig vage Einstellungen all dieser Leute, Mangel an Kontinuität und Verantwortungsgefühl, Schein. Gide ist wohl in

* *Nouvelle Revue Française* im Verlagshaus Gallimard.

¹² Action Française [1889 von Charles Maurras gegründete katholisch-monarchistische, dann faschistische Organisation. *Anm. d. Übers.*].

Südfrankreich und kümmert sich um Flüchtlinge, wieder einmal. Es ist auch etwas die Rede von Konzentrationslagern, von Spionage, aber es wird kaum Interessantes gesagt. Minder zeigt Flugblätter, die an die Deutschen verteilt werden, von der seriösen Art: Widersprüche Hitlers, Hitler von Stalin reingelegt usw.; er sagt, die Moral sei in Deutschland im Hinterland schlecht und noch stabil an der Front. Gewisse Deutsche haben nach Dänemark Briefe geschickt, bei denen auf der Rückseite der Briefmarken «wir haben Hunger» steht; aber die Sache ist zweideutig, sagt er, haben sie wirklich Hunger oder wollen sie bei den Dänen Mitleid erregen? Wir reden bis 10 Uhr ½, und als ich aufbreche, wird mir Wahl aufgehalst, weil er angeblich dieselbe Métro nimmt wie ich; er setzt mir auseinander, dass Sartre mit *L'imaginaire** promovieren sollte. Ich komme nach Hause und begrüße Kos., die von Bost eine mysteriöse Nachricht erhalten hat, wonach er mehrere Tage lang nicht schreiben kann, sie ist kaputt und deprimiert. Ich gehe schlafen und lese noch die *N.R.F.*, die mir dort geliehen wurde.

Zu untersuchen: meine Haltung zu den Leuten, mein Selbstbild im Verhältnis zu den Leuten; warum dieses Nichternstnehmen in Gegenwart von intellektuellen Spezialisten? Zum Teil politische Inkompetenz, fehlende Verbindung zum Sozialen. Aber noch mehr; wird sich daran etwas ändern, falls mein Roman veröffentlicht wird? Ich fühle mich anpassungsfähig und sogar gewandt. Mit Minder zum Beispiel habe ich gespürt, wie ich mich ins Zeug legte, und es hat mir Spass gemacht, weil es nicht einfach war: nie suche ich, einen Gesamteindruck von mir zu vermitteln; aber bei jedem Verhalten, jeder Antwort wähle

* Siehe S. 428, Fussnote 20.

ich die, die dem Gesprächspartner passt. Vor einer Gruppe von Leuten aber fehlt mir die Orientierung, und vor einer grossen Anzahl weiss ich nicht, welche Haltung ich einnehmen soll; es ergibt sich nicht mehr aus der Notwendigkeit der Anpassung; und ich mag es nicht, mich in Abhängigkeit von ihnen zu denken.

Sonntag, 3. Dezember¹³

Vergnüglicher Tag bei Toulouse.

Ich stehe um 7 Uhr V4 auf, um Kos. zu wecken, sonst würde sie bestimmt nicht fertig werden. Ich lege mich wieder hin, ich bin noch verschlafen und erinnere mich vage an früheres schlaftrunkenes und vergnügtes Aufstehen, zum Beispiel als ich Bost in Amiens besuchte – welches Ausmass an Glück! Kaum zu glauben, dass ich Sartre verliess, um Bost zu besuchen, und dass ich abends nach meinem Besuch bei Bost Sartre wiedertraf – und dieses Handeln schien mir so natürlich. Allerdings wunderte ich mich trotzdem dauernd darüber. Kos. bringt mir Tee und Croissants, die ich verzehre, während ich in der *N. R. F.* einen Artikel von Bachelard über Lautréamont lese, der mich nicht besonders amüsiert. Ich mache meine Toilette zu Ende, der Furunkel ist fast weg, ich habe den Verband abgemacht; ich ziehe das Sweatshirt an, weiss mit grün, und die Korallenkette. Ich klopfe bei Kos., sie antwortet mit tonloser Stimme, sie sei nicht fertig, ich solle alleine fahren. Ich spüre, sie ist nahe daran, mich zu hassen, und ich werde innerlich wütend, ich fand es lustig, sie mitzunehmen. Als ich 10 Min. später wieder raufgehe, ist sie Gott sei Dank fertig, nicht geschminkt, aber fertig und

¹³ Tagebuchabschnitt, der in *In den besten Jahren*, S. 363 ff., verarbeitet ist.

sein; es kostet uns ein Taxi, aber wir haben es geschafft. Wir nehmen den Zug; ein grässlicher Holzwaggon, in dem die Leute nach Knoblauch stinken; ein Soldat erzählt mit irrer Stimme, er habe Granatsplitter im Oberschenkel, er habe sich selbst verbunden und könne es uns zeigen. Uns gegenüber eine Frau, vom Weinen aufgedunsen. Eine Stunde Bahnfahrt; in Esbly nehmen wir einen luxuriösen Schnelltriebwagen statt des kleinen alten Zuges; und schon sind wir in Crécy. Aber zwei Feldgendarmen stehen am Eingang aufgepflanzt und bewachen ihn; sie wollen uns nach Paris zurückschicken: wir hätten keinen Passierschein; ich beknie einen, der unnachgiebig scheint, sich dann aber schliesslich erweichen lässt und mich unschlüssig an seinen Vorgesetzten verweist; der Chef brüllt, aber ich zeige meinen Pass und rede wie ein Wasserfall; eine Frau, deren Mutter krank ist, lässt man hinausgehen, und auch wir dürfen gehen. Er sucht zwar wegen des ausländischen Namens nach einem Haken in den Papieren von Kos., aber er findet nichts, und wir ziehen erhobenen Hauptes ab.

Schönes blaues und trockenes Wetter, ganz warme Sonne; ich ziehe meinen Mantel aus, um die Abkürzung hochzugehen, das erinnert mich an die schönsten Tage von Megève; Kos. motzt ein bisschen, weil der Boden feucht ist, aber ich bin im siebten Himmel, weil ich auf dem Lande bin – der Gedanke, Dullin zu treffen, schüchtert sie ein. Wir kommen ins Dorf, und ich zeige ihr das Haus von Madame Jollivet, vor dem ein Mann gerade ein Pferd beschlägt; er dreht sich um, es ist Dullin höchstpersönlich, in Cordhose und mit einer grossen Schürze aus Sackleinen; er begrüsst uns und sagt, wir sollen zu Toulouse reingehen, die uns vom ersten Stock aus zuruft; ich zeige Kos. das Haus; sie ist vom winterlich kahlen Garten entzückt und vom Haus; ein kleines, nagelneues Sofa in reizendem Blauton ist da und im Hin-

tergrund eine Art Wintergarten mit künstlichen Blumen und schönen Vogelbildern an den Wänden. Toulouse kommt herunter, herrlich in ihrem Morgenrock, den sie selbst in verschiedenen Malventönen gefärbt hat, ein lila Band und ein Schmuckstück im geflochtenen Haar, einen Berberring am Finger, Armbänder, eine Kette; wir reden ein bisschen, die kleine schwarze Hündin und die kleine Katze spielen zusammen, sie sind drollig. Dullin kreuzt auf, und wir trinken alle vier ein köstliches holländisches Getränk, eine Art Eierlikör, der mit Portwein verlängert wird, es ist deliziös. Madame Jollivet kommt, weniger furchterregend als neulich, mit dreifarbigem Haar: vorne weiss, in der Mitte rot und im Nacken ein grauer Schopf – dasselbe Verhältnis zu Dullin, sie ist drollig, wenn sie mit ihrem starken Toulouser Akzent ihre Meinung zum Beispiel zu Dickens sagt. Wir essen sehr gut; weder Verlegenheit noch Getue; Kos. sieht reizend aus und verhält sich vollkommen ungezwungen. Am Nachmittag arbeitet Dullin am Bühnenbild von *Richard*, er sägt, klebt, bastelt einen kleinen Londoner Tower; Madame Jollivet sagt ein bisschen tadelnd: «4Stunden! ich dachte nicht, dass es so kompliziert ist, ein Bühnenbild zu machen, ich dachte, man stellt Möbel hin und fertig!» Inzwischen schreibt Kos. eine Szene aus *Richard III.* ab, und Toulouse strickt einen Socken in Lila und Weiss; sie zieht mich ins Badezimmer, wo sie mir sagt, Kos. würde vielleicht eine Rolle als Page und sicher eine Statistenrolle bekommen. Der Nachmittag vergeht; wir trinken noch ein Glas Apfelwein, bevor wir aufbrechen, dann verschwinden Kos. und ich in der Nacht, in der Hand eine kleine blaue Taschenlampe, die Toulou-se uns geliehen hat. Zug; beschwerliche Rückfahrt, die sich hinzieht; wir essen bei *Pages'*. Kos. hat Zahnschmerzen und ist deprimiert wegen der kleinen Nachricht von Bost, die sie gestern aufgeschreckt hat, und weil sie heute

Abend keinen Brief hat – ich bin auch nervös. Wir gehen um 9 Uhr ¼ nach Hause, und ich schreibe an Sartre, Bost und Vétrine – dann falle ich um vor Müdigkeit.

Montag, 4. Dezember

Unterricht. Dieselbe kleine Nachricht von Bost wie Kos., zwei lange Briefe von Sartre, den ich vielleicht nicht besuchen kann, aber der hofft, ins Landesinnere verlegt zu werden, es wäre wunderbar. Ich bleibe eine Weile im *Dôme* und denke über all dies nach, verwirrt, und ich schreibe an Sartre, denn ich bin zu aufgeregt, um zu arbeiten – ich verliere ungeheuer viel Zeit beim Kauf von Fotomaterial für Sartre. Trotzdem etwas gearbeitet, es geht immer noch gut voran. Unterricht; ich gehe nach Hause und arbeite etwas; Gérassi kommt vorbei, die Schneiderin kommt zur Anprobe meines Mantels; ich schreibe meine Briefe und esse bei meiner Familie zu Abend. Dann treffe ich um 9 Uhr Kos., und wir verbringen den Abend in der *Rotonde* –, sie ist nervös, und auch ich ziemlich in Angst wegen dieser Sache mit Bost; aber sie [ist] nervös «mit» mir und nicht gleich widerborstig wie neulich. Spricht mit Achtung von Toulouse und Dullin, jetzt wo sie sie privat kennengelernt hat – erzählt mir den zweiten Selbstmordversuch von Lexia – eine Geschichte über Kéchéléwicz¹⁴ usw. Wir gehen nach Hause, ich schreibe meine Briefe fertig und lese ein bisschen *Le nègre Léonard et maître Jean Mullin* [Der Neger Léonard und Meister Jean Mullin] von Mac Orlan, es ist schön. Nervös wegen Bost, aber ich habe ein dumpfes Bedürfnis nach Ruhe und bin fast gleichgültig.

¹⁴ Olga Barbezat, ihre Freundin, ebenfalls Schauspielerin.

Dienstag, 5. Dezember

Unterricht. Arbeit im *Mahieu* – Essen bei *Mirov* mit Sorokine – Unterricht – kleine Nachricht von Bost, die mich beruhigt: er wird dauernd verlegt, das scheint alles. Kleiner, verschlafener Brief von Sartre. Telegramm von Védrine, die Donnerstag nach Paris kommt und offenbar jetzt jede Woche kommen will, das verdriest mich ganz schön. Etwas Arbeit; Briefe, Tagebuch auf den neuesten Stand gebracht. Im *Dupont* eine höchst nervöse Kos. getroffen. Kino: *Le retour de Zorro* [Zorros Rückkehr], ziemlich schwach; wir essen einen Bissen in der *Milk Bar*, dann gehe ich um 11 Uhr zu Bett, ich schreibe dies Tagebuch fertig und lese ein wenig *Le quai des brumes* [dt.: *Hafen im Nebel*] von Mac Orlan.

Mittwoch, 6. Dezember

Im *Dupont* wimmelt es um 8 Uhr morgens von Leuten; ich trinke eine Schokolade und lese dabei *Le quai des brumes*, eine angenehme Viertelstunde. Dann zwei Stunden Unterricht; Post, langer Brief von Sartre, der mir eine Spur Hoffnung lässt, dass ich ihn besuchen kann. Ich arbeite im *Dôme* und sehe Mouloudji, schüchtern und schäbig, er sagt zu mir: «Ich warte auf Olga»; er hat eine Stunde auf sie warten müssen. Ich arbeite und esse mit den beiden in der *Rotonde*. Mouloudji ist einfach nett. Ich gehe zu mir, schreibe meine Briefe und arbeite, aber nicht zu gut, denn ich habe etwas Kopfweh. Ich beschliesse, mir den Roman von Anfang an für die Endfassung vorzunehmen, das kommt mir unheimlich amüsant vor. Ein reizender Brief von Védrine, sie schreibt mir, sie wolle nicht wie das letzte Mal zur Last fallen. Plötzlich freue ich mich sehr, sie zu sehen.

Um 6 Uhr kommt Sorokine – sie macht sofort kleine zärtliche Grimassen, mit denen sie andeutet, dass zuerst das Küssen drankommt – Umarmungen – aber ich muss früh aufbrechen und an Védrine ein Telegramm schicken. Wir stopfen uns mit Kuchen voll, wir kaufen Datteln und Bananen; wir essen und trinken in einem Café neben dem Theater, ich bin gerührt über Sorokine und versuche, so nett wie nur möglich zu sein, ich erzähle ihr, was sie will, und sie ist im siebten Himmel. Wir bekommen zwei Plätze hinten in einer Loge, und während der ganzen Vorstellung hält sie mir die Hand und reibt ihre Backe an meiner. Auch Kos. hatte diese kindliche Art, aber gezügelt von Stolz und Scham, was ein drolliges Verhalten ergab; Sorokine ist ganz naiv, ihre Herrschsucht ist eingestanden und dadurch weniger furchterregend.

*La damnation de Faust**; ich kannte fast alles, aber es macht mir Spass, es wieder von vorne bis hinten zu hören. Burleske Inszenierung, Teufel mit rotem Bärtchen, mit genau den gekünstelten Gebärden, über die Zuorro sich lustig machte – durchschnittliche Stimmen, ohne Glanz. Nach der letzten Pause ertönt *L'invitation à la valse*** und der Vorhang hebt sich vor einem weissen Boudoir; wir nehmen Reissaus. Ich mag den Opersaal, die roten Logen in der Dunkelheit, mit einem Licht, das aus der Farbe selbst hervorzukommen scheint. Es war propenvoll heute Abend. Aber man kommt nicht mehr im Abendkleid; auf den Eintrittskarten ist 33 Francs gestrichen, stattdessen steht dort 12 Francs, «Abendkleidung erforderlich» hat man gelassen, aber die Leute tragen Kostüme, Hüte und irgendwelche Anzüge. Sehr starkes Gefühl von Krieg in diesem billigen Opersaal, neben dieser kleinen Person, die mir die Hand hält.

* *Fausts Verdammnis* von Hector Berlioz.

** *Aufforderung zum Tanz* von Carl Maria von Weber.

Es ist kalt und dunkel draussen, und wir finden nur mit Mühe ein Café, denn es ist fast 11 Uhr; wir setzen uns 5 Min. lang auf Bänke mit rotem Plüsch. Dann gehen wir raus in die Finsternis; sie ist ganz glücklich, sie sagt mir, wie sehr sie an mir hängt. Aber fast zanken wir uns, weil sie Angst hat, allein durch die Strassen zu gehen, sie will, dass ich sie zur Métro begleite; seltsamer kleiner Tyrann.

Ich gehe nach Hause und kann mich gerade noch hinlegen. Ich schlafe in diesen Nächten nicht genug.

Donnerstag, 7. Dezember

Ich bin bis 8 Uhr $\frac{1}{4}$ im Bett geblieben. Brief von Sartre, den ich im *Versailles* lese; ich arbeite eine Stunde lang am Kap. 1, es amüsiert mich. Lycée C. Sée. Sorokine ist mit mir in der blauen Brasserie, sie bringt mir eine Praline mit, sie ist immer noch bestens gelaunt; sie sagt, sie sei so zufrieden, weil es zwischen uns seit 3 Monaten so viele Fortschritte gegeben habe; aber als ich ihr sage, dass der Höhepunkt erreicht sei, protestiert sie, sie erwartet noch viel mehr. Ich bin trotzdem nicht beunruhigt; ich werde sie niemals fallenlassen, und selbst wenn sie ein paar Tränen vergiessen wird, weil sie mich wenig zu sehen bekommt, wird es in ihrem Leben besser sein, mich zu haben als überhaupt nichts. Sie begleitet mich zum Henri IV – 2 Stunden Unterricht – ich gehe nach Hause, warte auf Védrine und die Schneiderin. Ich schreibe an Sartre, an Bost und bringe dieses Tagebuch auf den neuesten Stand. Um 6 Uhr klopft es, die Mondfrau kreuzt auf, sie ist mit der Schneiderin verabredet; wir reden etwas, und Védrine trifft ein – in ihrer Begeisterung gebremst von der Mondfrau, aber schnell angepasst und nett. Trotzdem etwas schleppende Unterhaltung; ich lasse die Mondfrau bei mir und

nehme Védrine zur *Coupole* mit; wir essen komfortabel zu Abend neben einem Kerl, über den ich empört bin, weil er sich allein roten Kaviar und eine in Kaminasche gegarte Trüffel leistet, die ihm in einer Backfolie voller Asche serviert wird: darin ist ein kleiner Blätterteig und in diesem eine riesige Trüffel.

Wir reden und gehen zum *Vikings*, wir trinken Aquavit; Védrine ist weder verkrampft noch fordernd, sie ist ganz reizend, und ich empfinde wieder viel Zärtlichkeit für sie – aber es geht ins Fade und grenzt etwas an Langeweile. Sie schläft bei mir; offenkundige und ein bisschen schale Zärtlichkeiten. Ich schlafe gut, ihre Gegenwart bedrängt mich nicht wie neulich.

Freitag, 8. Dezember¹⁵

Védrine bricht zur Sorbonne auf, und ich gehe zur Post. Brief von Sartre, der den Ort gewechselt hat. Brief von Bost, von Sonntag, den seine Ortswechsel eher zu interessieren als zu bedrücken scheinen. Das ist wirklich ein Unterschied, das Ausbleiben von Briefen, ich schreibe ohne Lust, aus Prinzip, die Beziehungen sind in die Vergangenheit zurückgedrängt. Ich gehe ins *Dôme*, wo ich über zwei Stunden am ersten Kapitel arbeite, eine höchst amüsante Arbeit, das wiederaufzunehmen, was schon gemacht ist. Kos. trifft ein, reizend; wir haben gestern Abend zärtliche Briefe ausgetauscht; wir kaufen bei Willy schöne, flache schwarze Schuhe, in denen meine Füße etwas männlich wirken, die aber sehr bequem sind; wir essen in der Bar vom *Dupont* – sie erzählt mir Geschichten über Mouloudji, Lexia

¹⁵ Tag, der, gekoppelt mit dem 13. November, in *In den besten Jahren* aufgenommen ist.

usw. Unterricht – ich gehe ins *Mahieu*, um die Briefe fertig zu schreiben, die ich während einer Klassenarbeit angefangen habe, auf der Toilette treffe ich Gibert¹⁶, sehr gut frisiert, in einem herrlichen roten Samtkleid, sie sagt: «Ich glaube, ich bin unbewusst Ihretwegen hierhergekommen»; wir trinken einen Kaffee und reden von Mensch zu Mensch; sie sagt geheimnisvoll, sie «habe Geld und wohne in einem herrlichen Stadthaus aus dem 18. Jahrhundert», sie «habe es so hingedreht, dass sie nichts anderes zu tun habe, als zu ‚suchen‘, aber sie weiss nicht was»; sie hat mit allen Leuten gebrochen, sogar mit France, über die sie neulich, als sie bei ihr übernachtete, gerührt war, weil sie sie von ihrer empfindsamen Seite nahm: «Denn ich habe eine empfindsame Seite», sagt sie lachend – aber sie wird sie nicht mehr haben; zeigt mir mit vorgetäuschem Ekel einen Verehrerbrief von Perrin: was kann mich das schon rühren? Sie lebt allein, sie schreibt: erst Gedichte, um den Sinn der Worte zu entsozialisieren, dann mit diesen entsozialisierten Worten klare und verständliche Novellen; Männer widern sie an, wenn sie ihr anbieten, mit ihr zu schlafen: «Auf 100 Francs schätzt man mich» – spielt nur noch Theater; am Abend, als sie am Konservatorium abgelehnt wurde, hat sie Jouvét aufgesucht, sie war ruhig und heiter; er hat ihre Hände ergriffen, ihr in die Augen geblickt und gesagt: «Du trägst es mit Fassung?» – sie hat «Ja» gesagt, und er hat ihr die Hände geküsst mit einem ungewöhnlichen Blick; «dem Blick eines Menschen, der endlich gefunden hat, was er sein ganzes Leben suchte», «ich bin froh, dass ich durchgefallen bin, weil ich diesen Blick gehabt habe»; Jouvét braucht einen Menschen, und der einzige Mensch, der dieser Mensch sein könnte, ist Gibert; aber er hat einen zu schlechten Charakter, um

¹⁶ Sie hatte das Théâtre de l'Atelier verlassen, um mit Jouvét zu arbeiten.

sich aufzudrängen; also sieht er sie nicht mehr, und sie versucht nicht, ihn zu beeinflussen, weil es dann keinen Wert mehr hätte – sie spricht nur von Sein, Seele, Leidenschaft; sie fragt mich mit glühenden Augen: «Was halten Sie von mir?», aber ich weiche aus. Sie rettet das alles ein bisschen mit reizenden Mienspielen. Sie hat Wagner gesehen, der vom Krieg völlig angewidert ist, weil er auf weibliche Präsenz nicht verzichten kann – er macht ihr weiterhin den Hof, aber erbärmlich, schüchtern und mit dem Bekenntnis, er sei in seine Frau verliebt wie am ersten Tag.

Védrine trifft ein, müde, mit Lévy und Kanapa, die sofort wieder Weggehen; es amüsiert sie, Gibert zu sehen, die im Übrigen gleich aufbricht. Wir gehen in ein kleines Café, dann ins Ursulinenkino: *Le goujat* [Der Grobian] mit Noël Coward – es ist nicht gut, engstirnig, begriffsbetont, aber einer der männlichen Charaktere ist ergreifend im Film; aber drum herum hätte es eine komplexe Geschichte geben müssen, die der Film eben verbietet. Wir sehen noch einmal den Anfang von *Si j'avais un million* [Wenn ich eine Million hätte], etwas witzig. Dann essen wir einen Bissen bei *Capoulade* und gehen in den Keller vom *Hoggar*, um uns Bauchtanz anzusehen. Wir reden über mich, ich interessiere mich dieser Tage wahrhaftig für mich, für meine Manie, mich in der Unterhaltung anzupassen und die Wirkungen zu kalkulieren usw. Es macht mir wieder Spass, mit Védrine zu reden. Etwas flüchtige Zärtlichkeiten, als wir zurück sind, weil wir früh aufstehen müssen.

Samstag, 9. Dezember

Lycée C. Sée. Plötzlich meines Aussehens bewusst, des Bandes zu meinen Eltern, meines Milieus – wegen meinen Ohrringen, weil Védrine sagt, sie machten mich nicht vulgär, und Kos. hat mir tausendmal gesagt, sie fände mich vornehm; und doch fehlt mir der Schwung, und ich habe etwas von der Schwerfälligkeit Poupettes an mir; mein Naturell kommt mir Französisch und provinziell vor, deklassierter Mittelstand; darüber: Beamtentum, Intellektualismus und Umgang mit dem Montparnasse, all das in meiner Art, mich zu kleiden und zu frisieren. Das wäre auch zu untersuchen, ich habe immer grössere Lust, eine Studie über mich selbst zu machen. Gefühl, dass dieses Jahr für mich genauso fruchtbar ist wie mein Jahr in Marseille; Musse und Bezug zu mir selbst; Einsamkeit. Einsamkeit, die durch die Existenz Sartres gestützt wird, privilegierte Situation: für ihn denken, aber ohne ihn, mit ihm, aber fern von ihm. Bilanz und Selbstanalyse; und eine gewisse innere Festigkeit, wie ich sie noch nie hatte. Ich schreibe im *Versailles* an Sartre – dann Essen bei der Familie; mein Vater erzählt mir vom Krieg, wie er nicht einmal während der Bombardierung eines Dorfes Angst hatte, das die anderen im Laufschrift durchquerten, während er sich wegen seinem Herz flach auf den Boden legte, zu abgestumpft und erschöpft, um Angst zu haben. Mit Hilfe der *Carnets de moleskine* [Moleskinhefte]¹⁷ und allem Übrigen werde ich mir allmählich des Kriegsalltags bewusst.

Ich treffe Védrine und Kanapa im *Biarritz* – wir reden eine Stunde, dann mit Védrine zu Fuss und im Taxi zur Opéra Comique. Konzert mit Thibaud; Sonate von Fauré, von Debussy

¹⁷ Kriegstagebuch 1914 bis 1918 von Lucien Jacques mit einem Vorwort von Giono.

und die *Kreutzer-Sonate* \ Debussy verwirrt mich ziemlich; Gides Richtschnur: «den erreichten Schwung nicht ausnützen»; der Vergleich ist amüsant, weil Fauré ihn unheimlich ausnützt, während Debussy sich in dieser Sonate jedesmal in geradezu griesgrämiger Manier weigert, das macht das Stück schwer fassbar. Wir kommen nach Montparnasse zurück und treffen die Schneiderin bei mir an, von der ich endlich meinen neuen Mantel bekomme; er ist sehr schön.

Abend mit der Mondfrau. Ich trage den schönen Mantel, mit grünem Schal und Turban, die Ohrringe und die schönen Schuhe, und so kreuze ich im *Dôme* auf. Die Mondfrau trifft nach fünf Minuten ein, fast hübsch mit ihrem grossen kastanienbraunen Filzhut, mit ihrem pelzgefütterten Mantel, ihrer Umhängetasche und einem grossen Chamberlain-Regenschirm. Moment der Unschlüssigkeit, wir wissen nicht, was wir miteinander anfangen sollen. Schliesslich gehen wir zur *Villa*. Das ist ein grosses schlechtes Tanzlokal, das stark an das *Royal* in Rouen erinnert; schlechtes Orchester, geschmacklose Ausstattung aus Pappe, überladen mit Bildern, und auf den Bänken zwölf Girls in verblasstem zartfarbigem Satin; die Mondfrau bestellt eine *Assiette anglaise**, wir trinken eine halbe Flasche Chablis, und weil der Oberkellner sein Gesicht unfreundlich verzieht, bestellen wir noch eine. Wir tanzen, es ist der erste Abend, es hat gerade wieder aufgemacht. Die Girls führen ein paar Nummern vor; sie treten mit Bubikragen und in schwarzen Plisseeröcken auf, tragen Schleifen mit Schottenmuster im Haar und karierte Rollkragen, die genau die Brust frei lassen; auf diese Weise isoliert sehen die Brüste wie krankhafte Auswüchse aus, aber die Mondfrau ist gerührt; dann treten sie in englischer, polnischer usw. Uniform und mit einer Marianne in den Farben der Trikolore auf

* Platte mit kaltem Braten.

und singen die *Marseillaise* –, es gleicht einer Parodie auf die Music-Hall von 1917, mehr nicht. Polizeikontrolle; man spürt den Krieg, zwischen den Lichtern und dem Satin diese mit glänzendem Metall behelmtten Polizisten, die mit ihrer Taschenlampe mitten auf dem Bauch die Papiere kontrollieren. Die Mondfrau ist amüsant; sie sagt, sie habe mir eigentlich ihre Geschichten nicht erzählen wollen, aber nun erzählt sie sie mir doch – vergleicht sich mit dem *Idioten* von Dostojewski, aber möchte aus dieser Idiotie eine Politik machen, was hinkt. Sie bewundert die Macht und die Spezialisierung, die eine Form der Macht ist, worauf sie sich auch beziehen mag. Spricht über Youki: neulich nach einer durchzechten Nacht, als alle gegangen waren und Blanche Picard im Zimmer nebenan lag, ist Youki mit ihrem neuesten Liebhaber und der Mondfrau im Esszimmer geblieben; der Liebhaber hatte einen japanischen Morgenrock an, und Youki führte im Unterrock Tänze vor; einmal ging sie raus, den Alkohol auszukotzen, und als sie zurückkam, verkündete sie: «Ich habe meine Hose ausgezogen, es ist bequemer», und sie hat sich auf die Knie ihres Geliebten gesetzt. Die Mondfrau hat begriffen, dass sie zusammen schliefen, und hat beflissen eine Platte aufgelegt – sie nahm es sich übrigens selbst übel, nicht hingeschaut zu haben. Dann holte Youki eine ganz kleine Schüssel: «Das war witzig», sagt die Mondfrau, «weil wir alle drei gross und stark waren und die Schüssel so klein war», und sie hat sich vor den anderen, die ganz verlegen waren, gewaschen. Daraufhin hat sich die Mondfrau, die zum Übernachten eingeladen war, neben Blanche Picard hingelegt, von der sie nicht besonders geschätzt wird; sie hörte, wie die anderen wieder zusammen schliefen, und Youki kam herein, laut, aber selig. Sie hat sich ebenfalls hingelegt und wollte die Mondfrau betatschen, die sich wehrte, aber schliesslich Youki ohne Gegenreaktion «einschläfern» konnte, während

Blanche daneben vor Wut schnaubte. Morgens widerte es die Mondfrau an, weil Youki ungeschminkt ganz grässlich aussah: «Wie wir gestern Nacht besoffen waren», hat sie zu ihr gesagt. «Du warst besoffen, ich überhaupt nicht», hat Youki böse geantwortet. «Ich meinte, wir waren lustig», hat die Mondfrau feige zurückgesteckt.

Gegen 10 Uhr gehen wir ins *Poisson d'Or*. Schickes Ambiente. Sparsame Ausstattung: rot und Grünpflanzen – sehr anständige Darbietungen, reiches Publikum, ohne Pfiff und Eleganz, das Publikum der Champs-Élysées, höchst widerlich. Es ist proppenvoll, seinen Tisch muss man Tage vorher reservieren lassen, die Leute essen alle zu Abend. Wir finden trotzdem hinten einen kleinen Tisch, später einen etwas besseren. Die Mondfrau, die ein bisschen betrunken ist, fühlt sich zerrissen und möchte alles kurz und klein schlagen; sie verhandelt wegen einer billigen Flasche Champagner, aber wir bekommen nur ein «günstiges Angebot» für das Eis, das wir, während wir trinken, essen und das paradiesisch ist. Wir reden, über mich, aber sie wiederholt immer dasselbe, dass Sartre mich unterdrückt usw., das ist wenig amüsan. Ich habe eine Umfrage zu meinem Äusseren angestellt, daraus ergibt sich: Kanapa findet mich «gut», aber nicht hübsch – Lévy hübsch und sogar «ziemlich schön» – der Mondmann sehr hübsch.

Um 11 Uhr werden wir rausgeworfen. Die Mondfrau sehnt sich nach «Stimmung»*, und weil ich ihr keine bieten kann, geht sie allein durch die Strassen. Ich begrüsse Kos., die reizend zu mir ist, und lege mich schlafen.

* Deutsch im Original.

Sonntag, 10. Dezember

Ich schlafe ziemlich lange und fange einen Brief an Bost an, ehe ich Védriane im *Dôme* treffe. Wir reden – wir gehen ins *Dupont*, dann in der *Coupole* essen. Nichts von Bost, ein Brief von Sartre, der mir immer mehr die Hoffnung nimmt. Steigende Nervosität in diesen Tagen wegen dieser ungewissen Abfahrt. Ich schreibe an Bost, dann im *Dôme* einen Brief an Sartre, der riesenlang wird, denn Kos. kommt erst um 3 Uhr. Wir gehen zu Fuss durch Paris; es ist mild und neblig; ergreifende Lichteffekte; die grüne Kuppel der Oper gegen den rötlichen Himmel; ein grosses Schild in der Rue La Fayette, das die Sonne einfängt wie Felsen in den Alpen oder Baumstämme im Wald. Wir gehen ins Konzert, Konservatoriumssaal: *Requiem* von Guy Ropartz, 1. Aufführung – schal – dann eine Symphonie von Franck mit dem Dirigenten Ch. Münch, die wunderbar ist und die mich, ohne dass ich mir Mühe gebe, wirklich ergreift und sogar physisch berührt, was mir mit Musik selten passiert. Wir fahren nach Hause, und in der Métro gibt es ein Schlamassel, weil ich Kos. sage, dass ich mit Védriane ausgehe, und sie nicht verstanden hatte, dass ich nur den Nachmittag mit ihr verbringen würde; vielleicht war ich nicht deutlich genug gewesen. Auf jeden Fall verzerrt sich ihr Gesicht vor verletztem Stolz; es tut mir aufrichtig leid, und ich begleite sie bis zum Hotel, damit sie mir verzeiht; aber ihr Gefühl für Bost, für mich ist ungeheuer, ein Untergrund missgünstiger Feindschaft, sobald man ihr fehlt – Heiligkeit ihrer kleinen Person. Sie verabschiedet sich voll Groll, und ich gehe ins *Flore* zu Védriane.

Védriane hat sich im Laufe des Tages betrunken, aber es ist davon nichts mehr zu spüren, sie ist entzückend. Wir essen: Schokolade, Orangenmarmelade, und wir gehen ins *College*

*Inn*¹⁸, das wieder auf hat. Nur die Pianistin ist geblieben, und da ist noch ein neuer Barkeeper; es ist angenehm. Wir reden – so mag ich sie, lustig und ernst und in Sorge um sich – denn im Grunde ist sie positiv eingestellt, sogar hart und vor allem auf ihren Erfolg im Leben bedacht. Ich setze ihr auseinander, wie sie immer darauf abzielt, «Nutzen zu ziehen», zu «investieren»; aber dass nur das Leben selbst dem Leben nutzen kann, dass man es nicht unter dem Vorwand, mehr aus ihm herauszuholen, leerschöpfen sollte; wir diskutieren über diesen Gedanken des Nutzens und wie er mit dem Seriösen verknüpft ist. Dazu müsste ich mich selbst mehr befragen, ich weiss im Grossen und Ganzen, dass für mich ein möglichst vollkommenes Erfassen der Welt Priorität hat; und ich habe begriffen, dass dies Erfassen nur mit Hilfe *eines* Lebens möglich ist; und ich fordere mir Dinge nur in Abhängigkeit von diesem Leben ab, das selbst von der Welt abhängig ist – aber das ist nicht präzis genug. Védrine interessiert sich für den persönlichen Nutzen, aber ohne wirklich zu wissen, was es bedeutet, eine Person zu sein; deutet man sie von unten her, steht der soziale Erfolg am Horizont; aber das soziale Gepräge ist für sie gewissermassen Bürgschaft für die metaphysische Objektivität der Realität und der Werte. Jedenfalls ist es interessant, mit ihr über all dies zu reden; dagegen war ich heute Nachmittag von Kos. enttäuscht, denn ich habe versucht, mit ihr wie mit Védrine über die Selbstdarstellung usw. zu sprechen, und dabei ist nichts herausgekommen, sie ist fest auf ihr Ich bedacht, aber im engstirnigsten Sinn, wie auf eine Rolle, wirklich ein Fragment von Welt. Védrine hat dieselbe Neigung zur Totalität wie Sartre und ich.

Amüsant, Védrine ist darüber traurig, dass wir in 10 Jahren zu alt sein werden, um noch von ihr geliebt zu werden; sie will im

¹⁸ Rue Vavin.

Grunde frei sein, ihre Liebe zu beenden, sie wird frei sein, wenn sie sie beendet, sie ist frei in ihrem Planen; sie erkennt das und amüsiert sich darüber. Das ist ihre Art Pathos, eine Mischung aus verzweifelttem Überschwang und Stärke: denn sie weint vor einer Klagemauer, die sie eigenhändig voll Eifer baut, die sie häufig deshalb baut, weil sie ihre positiven Werte schützen will, die sie heftig verteidigt. Etwas vom alten jüdischen Wucherer, der aus Mitleid über den Kunden weint, den er in den Selbstmord treibt. Schrecklich «interessant» – mit edelmütigen Gedanken, die sie leidenschaftlich empfindet und die die Interessen ausschliessen, an die sie sich krallt. Aber so wie sie ist, mit ihren unsympathischen Seiten einer jüdischen Geschäftsfrau, gefällt sie mir und interessiert sie mich.

Wir gehen nach Hause – Stück Nacht voller Leidenschaft, die mich ein bisschen mitreisst, körperlich und seelisch.

Montag, 11. Dezember

Ich verlasse Védrine – ich frühstücke im *Dupont* und lese dabei ein bisschen *Carnets de moleskine* – Unterricht – Briefe. Ein Brief von Bost, der mich erstarren lässt, wie der Brief eines Gespensts odereines Wahnsinnigen, man spürt, er ist jenseits von allem. Er ist praktisch an der Front, im Schlamm, in der Kälte, reduziert auf das Leben eines Tieres, unfähig sogar, sich nach etwas zu sehnen. Der Ton, sogar die Schrift des Briefes sind wie aus einer anderen Welt. Ich bin auch traurig, weil Sartre mir nicht helfen kann, ich bin praktisch sicher, dass ich nicht nach Morsbronn fahren kann. Draussen ist weisser Nebel, der durch die Augen und durch alle Poren dringt, unheimlich. Ich gehe ins *Dôme* und schreibe an Sartre und an Bost; ich bin wieder vom Krieg gepackt, fühle mich unwohl und unendlich trau-

rig. Ich esse und sehe Tyssen. Sie erzählt mir, dass Madeleine Robinson, mit der sie seit Kriegsbeginn in einem Dorf des Cantal zusammenlebt, sie geschlagen und ihr Fusstritte in den Bauch gegeben hat. Sie ist nach Paris zurückgekehrt, aber ohne grosse Pläne. «Ich habe kein Glück», sagt sie, und es stimmt ein bisschen.

Lycée Henri IV. Sorokine am Ausgang, anspruchsvoll, aber nett, sie begleitet mich nach Hause. Zweieinhalb Stunden ausgezeichnetes Arbeiten ohne Müdigkeit, es wird gut laufen. Védrine kommt vorbei, und wir gehen zum *Vikings*: sie will nach Paris zurückkommen, aber sie wird arbeiten, und rechnet nicht damit, mich allzuoft zu sehen; es freut mich eher.

Ich gehe nach Hause: ich habe ein Päckchen mit Sartres Schrift. Seltzer hat das wohl abgegeben. Zwei schwarze Hefte und ein paar Zeilen, die mir kaum Hoffnung lassen. Ich bin wirklich niedergeschlagen. Kos. kommt, ausgesprochen liebenswert – wir essen bei *Pagès*, sie hat Zahnschmerzen, und wir gehen früh nach Hause; sie ist deprimiert, ich niedergeschlagen und müde; es ist unerquicklich. Sie verlässt mich, und ich lese im Bett Sartres Hefte, ich blättere sie durch und überspringe die schwierigen Stellen.

Dienstag, 12. Dezember

Sehr kaltes Wetter, ein breiiger Nebel über Paris. Ich gehe neben einer Gruppe von Schülerinnen, die die Behälter mit ihren Gasmasken in der Hand halten, durch den Luxembourg. Sie müssen lachen, als ich ins *Mahieu* gehe; ich trinke Kaffee und lese dabei kurz in Sartres Tagebuch. Unterricht – wieder *Mahieu*, ich bringe mein Tagebuch auf den neuesten Stand, was zwei Stunden dauert – dann Essen bei *Capoulade* mit Sorokine. C. Sée – Post:

nichts von Bost – ich erledige ziemlich schnell meine Briefe im *Versailles* und arbeite 2½ Stunden bei mir, ohne vom Papier hochzugucken – dann lese ich eine Stunde Sartres Tagebuch, es entzückt mich. Eine ganz lebendige emotionale Erinnerung an die Zeit Guille – «diese Dame» wird in mir wieder wach, und das ist höchst nostalgisch; diese Zeit, als die Welt noch ungewiss war wie wir selbst, das war wirkliche Jugend – jetzt hat sie Partei fürs Seriöse und Düstere ergriffen; ich bin zufrieden mit dem, was wir sind, aber wir sind Wesen mit harten Kanten – während wir früher einen zarten, unfertigen Schein um uns hatten. Dieses intellektuelle und moralische Klima von damals steht mir wieder vor Augen, ich spüre es noch deutlich, ganz nah und auf ewig verloren, es schmerzt mich.

Abend mit Kos., Idylle. Wir sind beide ganz munter. Wir essen bei *Pagès*, dann gehen wir ins *College Inn* – sie erzählt mir von der Probe zu *Richard III.* im Théâtre de l'Atelier, sie hat Mayenne Copeau¹⁹ mit ihrer kleinen Tochter gesehen, die sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit umgibt. Wir treffen eine Frau aus dem Atelier, Braque, deren Mann im Krieg ist und die unglaublich auf Frau in Kriegszeiten macht, halb besoffen und sich mit irgendwelchen Freunden herumtreibend.

Mittwoch, 13. Dezember

Ziemlich übler Tag. Unterricht, dann Post, eine Stunde Arbeit im *Dôme*, wo die Boxerin²⁰ mich trifft, ganz schüchtern mit einem hässlichen Schottenmantel – wir essen, sie ist von zärtlicher und entrückter Schüchternheit, weshalb sie fast kein Wort

¹⁹ Marie-Hélène Dasté. Tochter von Copeau.

²⁰ Lili Bonnafé.

herausbringt – ich rede pausenlos und finde es überhaupt nicht amüsant. Im Polizeirevier erfahre ich, dass es unmöglich ist, ohne offizielle Begründung einen Passierschein zu bekommen, auf jeden Fall dauert es einen Monat. Zum Glück hat Sartre mir geschrieben, dass er in zwei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach in einer gebirgigen Gegend im Landesinnern sein wird, das mildert meine Enttäuschung. Ich verbringe eine Stunde mit Madame Maney im *Lutétia*, ich schreibe an Sartre – und an *Idéal Sport**, ich werde also nach Megève fahren; aber als ich in der Kälte und im Dunkeln zum Hotel zurückgehe, kommen mir die Tränen, wenn ich daran denke, dass ich dort allein sein werde, oder mit Kanapa, dort, wo ich mit Sartre und Bost gewesen bin – wieder kein Brief von Bost, die Brücken sind seit Langem abgebrochen, es macht mich traurig.

Ich komme nach Hause und finde Sorokine in meinem Zimmer, die auf meinem Tisch zwei herrliche Schreibunterlagen, eine rote und eine gelbe, ausgebreitet hat; wir müssen arbeiten, aber fangen mit Umarmungen an, und als ich arbeiten will, hält sie mich fest; dann nach fünf Minuten sagt sie genervt: «Ich will arbeiten oder reden»; ich will aufstehen, sie hält mich fest und umarmt mich. Schliesslich kommen wir, sehr spät, zu Kant, aber wir bleiben im Bett liegen (sie hat mir einen Schuh nervös ausgezogen, und auch eine Nadel von meiner Bluse abgemacht, ein symbolisches Ausziehen); sie bricht in Schluchzen aus und stellt sich stur: «Wir arbeiten nicht» – grosses Geschluchze und Gerede darüber, dass wir uns wirklich Zeit für die Arbeit nehmen müssen – ich sage ihr, dass sie doch nicht deshalb weint, sondern weil unsere körperliche Beziehung im Eimer ist, dass es vielleicht besser wäre, sie aufzugeben; sie wirft sich mir in die Arme und sagt, das würde alles verderben, sie liebe mich kör-

* Skihütte bei Megève.

perlich, sie wolle sich mit mir über nichts schämen – ich zögere, ich wollte mit ihr nicht schlafen, aber gerade das will sie – und die Lage ist ekelhaft und unmöglich. Sie schmiegt sich an mich, ganz vertraut und entspannt und reizend – sie stellt kleine Fragen: ob ich ein Verhältnis gehabt habe? – ja, mit Sartre – ob ich vor ihm irgendeine Scham empfinde? – nein – Es ist komisch, man schämt sich nicht, die Dinge zu tun, aber sie sagen, das sollte man nicht usw. Sie ist höchst nett, ein wunderbares, von Leidenschaft aufgewühltes Gesicht, und ich bin ganz gerührt, ich hänge wirklich an ihr, aufrichtig und zärtlich – aber es schüchtert ein und lastet auf mir. «Sie sind der erste Mensch, den ich liebe», sagt sie; sie hat noch nie gesagt, dass sie mich liebt, und dem Wort diese Bedeutung beigemessen. Sie geht um 7 Uhr ½, strahlend – und ich bin praktisch darauf festgelegt, mit ihr zu schlafen. Wenn sie mir äusserlich nicht gefiele, hätte ich mich dann besser verteidigt? Ich weiss nicht, aber es kann sein.

Ich schreibe an Bost, und ich schreibe an diesem Tagebuch, während ich auf Kos. warte. Die Lektüre von Sartres Tagebuch hat diese zwei Tage durchdrungen; seltsame Intimität auf Distanz. Kos. kam um 9 Uhr, nervös wegen dem Théâtre de l'Atelier, sie weiss nicht, ob sie eine Rolle bekommt; in der Zwischenzeit bleibt sie in Paris, das bedrückt mich. Wir essen bei *Dominique* – Abend in meinem Zimmer, sie zieht es bis Mitternacht hinaus, so lebhaft und munter ist sie – sie umgarnt mich wie noch nie; und sie ist witzig und wirklich verführerisch, aber der Schlaf überwältigt mich.

Donnerstag, 14. Dezember

Der Krieg fängt wieder an für mich – ich stehe auf, gehe zur Post, ganz zärtlicher Brief von Sartre, den ich aber nicht besuchen kann: zum Glück wird er wohl bald in die Gegend von Annecy geschickt, der Gedanke daran hält mich aufrecht. Brief von Bost: «Delarue wird in 10 Tagen recht haben.²¹ Ich habe mich gefragt, ob ich es Ihnen sagen sollte, aber ich ziehe es vor»; ich wiederhole mir: im Augenblick ist es nicht gefährlich – aber ich bin starr vor Schreck, und das wird mich nicht mehr verlassen. Den ganzen Tag über ist es da, eine giftige kleine Angst, die alles durchdringt, und von Zeit zu Zeit sagt man sich: so ist es also, und man würde es gern ein für allemal mit Angst und Tränen austreiben, aber nichts wäre ausgetrieben. Es ist kalt; eine Art festgefrorener Schnee. Ich lese im *Versailles* Sartres Tagebuch; dieser Ort ist öder denn je, der seifige Fussboden, die hochgestellten Stühle, die Dunkelheit und keine Bedienung; es ist poetisch. Gedanken Sartres über den Willen und die Moral, es kommt mir absolut befriedigend und endgültig vor; aber ich sehe nicht, wie er seiner Moral einen Inhalt geben wird, ich brauche die Fortsetzung. Lycée C. Séé. Sorokine hat um 12 Uhr ½ ein verstocktes Gesicht und sagt kein Wort während des Mittagessens im kleinen blauen Café; ich ärgere mich, und als wir weggehen, bricht sie fast in Tränen aus, sie behauptet, es sei wegen ihrer Arbeit, aber das ist ihre übliche Abwehr; ich bringe sie dazu, einzugestehen, dass es wegen unserer körperlichen Beziehung ist, weil ich ihr vorgeschlagen habe, darauf zu verzichten, und weil sie die Hoffnung aufgibt, bei so wenig Zeit voranzukommen; also müsste die Intensität zunehmen; sie ist zufrieden, dass sie endlich geredet hat, sie ist wieder reizend und

²¹ Das bedeutete, dass er an die Front kam.

so rührend, sie sagt, sie möchte mir gegenüber niemals heucheln, sie möchte eine «vollständige» Beziehung, sie wird mir alle ihre Lügen sagen: zum Beispiel hat sie schon jemanden auf den Mund geküsst. Als ich Henri IV verlasse, ist sie wieder da, aber bittet um Entschuldigung und begleitet mich nur zum *Mahieu*. Ich arbeite 2½ Stunden sehr gut; es läuft, wenn ich doch nur mehr Zeit hätte – ich schreibe meine Briefe zu Ende, dann kommt Kos., immer noch nervös – wir gehen gleich ins Ursulinenkino – wir sehen noch einmal *La symphonie burlesque* [Die burleske Symphonie], das amüsiert mich – und wir sehen *San Francisco*, ziemlich lahm, aber das Erdbeben am Ende ist grossartig. Wir gehen nach Hause, reden etwas, immer noch genauso zärtlich. Und ich falle wie ein Klotz ins Bett, an all diesen Abenden bin ich müde.

Freitag, 15. Dezember

Bekommenes Erwachen. Ich gehe ins *Dôme* und arbeite zum Glück gut; ich begegne dort den Gérassis mit ihrem Hund, ich bleibe nur eine Viertelstunde bei ihnen – sie machen mir angst; düstere Aussagen zu Russland, es scheint ganz schlecht zu laufen. Und dauernd berichten die Zeitungen über Patrouillen und lokale Aktivitäten, und ich entsinne mich, was Gombrowski sagte, dass die, die dort sind, sehr wohl sterben. Der Schreck sitzt mir in den Gliedern. Brief von Sartre, nichts von Bost; er sagte, er sei interessiert, aber ich glaube nicht, dass er froh ist. Ich gehe ins *Biarritz*, wo ich auf Védrine treffe, die sich also in Paris niedergelassen hat; sie ist mit Kanapa zusammen, laut und autoritär, und hat beschlossen, ich solle erst Ostern in den Wintersport fahren – ich ärgere mich über sie; vielleicht vor allem, weil sie zurückgekommen ist, wegen Kos., die nicht abfährt. Wir beschliessen, zu fahren, Kanapa und ich. Diese Reise in den

Wintersport mit einem jungen Mann versteinert mir das Herz, diese distanzierte und doch intime Kameradschaft, die entstehen wird; es ist eine Parodie meiner Vergangenheit, dieser kostbaren Reise mit Bost²², meiner alten, schönen Beziehung mit ihm – ich bin so betrübt, dass Védrine sich eifrig um mich sorgt. Lycée Henri IV. Im *Mahieu* erledige ich meine Briefe und fahre mit dem Taxi zum C. Sée, wo auf einer Konferenz die Auszeichnungen verliehen werden. Angst. Ich komme 2 Stunden zu früh, aber egal, ich lese die *Carnets de moleskine* beende das sogar-es ist weder ziemlich interessant noch sympathisch, aber man fühlt den Krieg, und das schmettert mich nieder, ich bekomme Gänsehaut, was mir sonst nie passiert.

Ich nehme um 7 Uhr 20 ein Taxi, ich weiss, was mich erwartet; ich erreiche die Rue Malebranche und irre herum auf der Suche nach Védrines Hotel, das ich in der Dunkelheit nicht finden kann. Auf gut Glück gehe ich in einem kleinen, schmutzigen Hotel voll Chinesen die Treppe rauf; ich finde sie in einem blauen Morgenrock, sehr hübsch in einem bequemen kleinen Zimmer; sie ist «abgekühlt», weil sie eine halbe Stunde gewartet hat, aber ich erkläre es ihr, und sie beruhigt sich. Wir essen bei *Mirov* zu Abend, und sie begleitet mich nach Hause. Um 9 Uhr ½ gehe ich zu Kos. hoch – sie ist mit Mouloudji zusammen, der mich schüchtern und zugleich spöttisch begrüsst – denn für meine Umfrage hat Kos. ihn nach der Wirkung gefragt, die ich auf ihn mache: zuerst hat er mich hart und schroff gefunden, eine Frau, die sich nur mit dem Wesentlichen abgibt, während Poupette auf ihn wie eine Hausfrau wirkt, was ihm beruhigender erscheint, und dann hat er neulich in der *Rotonde* gesehen, dass ich mich für den Wein interessierte, den ich trank, und dass ich

²² Weihnachten 1937.

gut Geschichten erzählen kann – seiner Meinung nach bin ich eher interessant als hübsch.

Ich rede mit Kos. in der *Rotonde*, dann bis gegen Mitternacht bei mir.

Samstag, 16. Dezember

Unterricht. In der Brasserie *Lumina* gearbeitet, gegenüber der Wohnung²³; sie ist düster und eiskalt mit ihrem roten Fliesenfußboden, und ganz leer; die Wirtin schwätzt unaufhörlich mit einem Stammgast, ich bekomme keinen Kaffee, er wird allmählich wirklich knapp. Draussen zittert man vor Kälte – auch zu Hause, wo ich esse – wieder Arbeit im *Versailles* – keine Briefe. Ich habe gestern einen Brief von Bost an Kos. vom Montag gesehen: «Mon amour, Sie müssen mir schreiben», immer noch vage Eifersucht, vage Freude darüber, dass sie sich zu ihm nicht korrekt verhält, aber das ist gedämpft, Zustand der Gleichgültigkeit in mir. Ich sage Kos. kurz guten Tag – dann Korrespondenz – und ich gehe zum *Vikings*, um Sorokine Unterricht zu geben; sie ist hinten in einer kleinen Koje mit ihrer Schülerin, die gleich aufbricht – ihre unglückliche Freundin muss zusehen, wie ihre Möbel vom Gerichtsvollzieher gepfändet werden, sie werden aus ihrer Wohnung vertrieben. Wir erklären Descartes; sie versteht gut, sie ist sehr vernünftig. In einer benachbarten Koje umarmt unterdessen Monsieur Laporte²⁴ heftig eine blonde Frau mit grünem Kleid. Sorokine bittet mich verlegen, ihr einen Absatz von Mac Orlan zu erklären, den sie sehr obszön findet, über Kupferdrähte, aber es geht um grosse,

²³ Der Wohnung ihrer Eltern in der Rue de Rennes 71.

²⁴ Philosophieprofessor an der Sorbonne.

lyrische Vergleiche, in denen übrigens in abscheulichem Stil eine Frau mit einem Akkumulator verglichen wird. Sie gesteht mir, dass der Oberst sie zweimal auf den Mund geküsst hat, danach hat er mit ihr gebrochen. Ich verabschiedete mich von ihr und fahre mit dem Taxi zur Rue Malebranche; Védrine empfängt mich leidenschaftlich – wir essen im *Knarrt*²⁵ zu Abend, schlechte Musik – ich verausgabte mich für sie, ich bin im Großen und Ganzen guter Laune, vielleicht von etwas gekünstelter Fröhlichkeit. Wir gehen früh nach Hause, wir gehen ins Bett, reden etwas, umarmen uns und schlafen. In der Nacht hasse ich sie ein bisschen, weil sie unruhig ist und etwas schnarcht, was so gut zu ihr passt. Aber sie ist sehr nett.

Sonntag, 17. Dezember

Schöner Sonntag, der mich an poetische Sonntage erinnert; aber woran es hapert, ist meine Liebe zu Védrine, und es bleibt eine abstrakte Poesie – diese Sonntagmorgen im Quartier Latin oder auf dem Montmartre mit Bost, wie kostbar sie waren. Wir schlafen bis 9 Uhr, fast wie Langschläfer, das ist mir schon lange nicht mehr passiert; ich komme mir wie ein dicker, satter Mann vor, denn ich weiche den Liebkosungen aus, denke nur an mein Frühstück und meine Arbeit. Leichtes Fremdheitsgefühl, als ich aus dem Fenster gucke, verschneiter Morgen: diese Färbung der Strasse ruft mir die Vormittage mit Bost ins Gedächtnis, aber ohne Wärme, es gräbt sich nicht in mein Herz ein. Wir gehen zur Post, zwei Briefe von Sartre, die mich ganz glücklich machen – Gefühl von Musse, fast von Ferien, mit Zeit für die Ar-

²⁵ Polnisches Restaurant, das sie vor langer Zeit durch ihre Freundin Stépha kennengelernt hatte.

beit vor mir. Es ruft auch einige Vormittage in Rouen mit Sartre wach. Wir lassen uns im *Mahieu* nieder, nebeneinander, wir frühstücken und arbeiten. Es ist nett. Védrine trägt ihren Kosakenhut, Bluse mit Krawatte, sie würde wie ein reizender kleiner Junge aussehen, wenn sie nicht so geschminkt wäre. Wir essen bei *Capoulade*, wir sitzen bequem und reden – dann gehen wir zum *Danton*, wo wir bis 4 Uhr ½ arbeiten. Ich gehe zu Kos. – mir ist etwas bang, wie immer, wenn ich eine Situation geheimgehalten habe, als ob sie Spuren auf mir hinterlassen würde, es zu sehen wäre – aber überhaupt nicht, sie ist ein bisschen mürrisch, aber aus ihrem eigenen Trübsinn heraus. Wir nehmen die Métro; sie erzählt mir, dass Mouloudji sie allmählich reizt, weil er zu sehr an ihr klebt. Konzert: *Eroica*, ich höre nicht richtig zu, weil ich etwas müde bin – dann *Rhapsodie espagnole* von Ravel, die einen immer wieder fesselt – ohne Anfang wie eine Obsession oder eine hartnäckige Wiederkehr – es ist höchst phantastisch – dann ein Stück von Roussel, das man nicht einmal gewahr wird; dann der schöne *Apprenti sorcier**. Wir gehen nach Hause, wir gehen zu *Dominique* und auf die Terrasse des *Dôme*, wo wir den Magier²⁶ in Uniform mit einem roten Kreuz am Arm sehen: «Na, Sie sind nicht mobilisiert?», sagt er sanft. Er ist in der Gesundheitsstatistik, in der Moselgegend. Es ist kalt, wir gehen früh nach Hause; Kos. ist ein bisschen bestürzt, weil es erst 10 Uhr ½ ist, aber sie lässt mich trotzdem gehen, und ich schreibe meine Briefe. Ich lese *Lemoine****, um einzuschlafen; Artaud hat das gut bearbeitet, es ist wirklich äusserst amüsan.

* *Der Zauberlehrling* nach Goethe von Paul Dukas.

** *The monk* [dt.: *Der Mönch*] von Matthew Gregory Lewis.

Die französische Bearbeitung stammt von Antonin Artaud.

²⁶ Ein Stammgast des *Dôme*.

Montag, 18. Dezember

Unterricht; ich gehe traurig ins *Biarritz*, wo ich 1½ Stunden arbeite – eine Menge geistloser Studenten sind paarweise über die kleinen Kojen verteilt, wo sie sich kräftig necken. Die Graf von Spee* hat sich gesprengt, und die Zeitungen sind über diesen Mangel an Heroismus empört. Wenn jemand plötzlich getötet wird, gilt er als übermenschlicher Held, wenn er sich aber nicht töten lassen will, gilt er als elender Feigling, es gibt keinen Mittelweg, als ob im Krieg das Übermenschliche der Durchschnitt wäre – allerdings handelt es sich um Deutsche, und der Feind sühnt, wie für Guille der Kommunist, nur durch das Aussergewöhnliche, ein einklagbares Minimum an Anstand – ein kleiner Student vertritt diesen Standpunkt von *Paris-Midi*, aber der Kellner weist ihn zurecht: und die Matrosen, die für nichts und wieder nichts gestorben wären? Er sagt das laut und deutlich, das scheint mir typisch für diesen Krieg, die erklärte Solidarität mit dem feindlichen Soldaten, der als Proletarier der Armeen angesehen wird.

Védrine kommt, ziemlich liebenswürdig; sie sagt, sie habe ein wenig [Angst], langweilig zu sein, und es ist ein klein bisschen was Wahres dran. Gestern habe ich mit Sartres Theorien ihren Anstoss erregt; sie sagte, es störe sie, wenn er seine Theorien auswechsle, und ich habe gesagt: «Das macht mir Spass, weil ich meine auch wechsle, das ist eine Abwechslung» – da hat sie über ihre Neigung zum Seriösen nachgedacht. Ich gehe ins Henri IV – Lehrerkonferenz, ich werde gelobt; bei den Gérassis vorbei, um für Kos. die Adresse einer Schneiderin zu holen, sie haben sich gestern im *Jockey* betrunken. Kos. begrüsst, die mir Geschichten über A. Ménard erzählt. Gearbeitet. Zwischendurch

* Der richtige Name des Panzerkreuzers war «Admiral Graf Spee».

bin ich zur Post gegangen, und das hat mich in einen Glückszustand versetzt, der mich lange nicht verlassen wird; zwei lange ganz bewegende und nahe Briefe von Sartre, ohne diesen Krieg hätte ich seine Liebe zu mir niemals wirklich gekannt – noch hätte ich mich der meinen so süß hingegeben, ich war dabei, abzukühlen. Er möchte Védrine allmählich verlassen – ich glaube nicht, dass er es kann, aber jetzt ist Schluss mit meiner Unruhe und blinden Verbissenheit, ich habe vor nichts Angst, ich bin wieder mit ihm vereint, mit ihm allein wie in Le Havre oder Rouen, in der Zeit vor Kos. Und dann ein unendlich langer Brief von Bost, der mir erklärt, wie er sich für den Krieg interessiert, dass er kein Gespenst und nicht zu bedauern ist. Noch nie habe ich ihn so sehr geschätzt; er wird immer intelligenter, und er besitzt Charakter. Ich fühle eine kolossale Freundschaft für ihn – für ihn in der schmutzigen und schlammigen und dummen Gegenwart –, und wenn ich daran denke, was er war, an seine Sanftheit, seine Schönheit, seine Zärtlichkeit, dann kommt es mir sehr fern vor – als ob ich tatsächlich *mit* ihm als Soldat *lebte*.

Ich bin also glücklich. Ich schreibe an Sartre, dann an Bost, aber die Mondfrau kreuzt auf, immer noch stattlich, angenehmes Aussehen, nett. Sie erzählt Geschichten: sie hat Youki nicht wiedergesehen – sie besäuft sich mit Thérèse und dem Exhibitonisten, die sie irgendwelchen Argentinern unterjubeln wollen, aber sie bleibt ihrem Polen treu. Ich zeige ihr den Brief ihres Mannes, der ziemlich reizend war und mich sehr amüsiert hat. Sie geht ins *Dôme*, um sich auszukurieren, ihr schwindelt vor Freiheit und Musse. Ich arbeite noch etwas, dann kommt Kos. Wir gehen in die *Milk Bar*, wo wir essen, dann machen wir uns an ihre Arbeit für diese Woche. Sie hat keinen Strich daran getan, und ich bekomme einen Schreck, weil ich alles improvisieren muss. Und dann gehe ich in die vollen, und es macht mir

Spas; es macht mir auch Spas, dass ich nach einem Arbeitstag noch in der Lage bin, mich so stark intellektuell anzustrengen, ich habe ein vages Bild von mir, wie generös und vital ich bin usw. Kos. ist entzückt: «Sie tun es nicht nur, es macht Ihnen obendrein Spas, wie nett Sie sind!» Amüsant, denn was sie mir dankt ist das *Freiwillige* – wenn ich mich zwingen würde, würde sie es mir übelnehmen, sie würde denken, ich hätte den Eindruck, ihr einen Gefallen zu tun. Sie ist verwundert, als es fertig ist: «Es lenkt ab», sagt sie – und ich spüre die Chance, eine Intellektuelle zu sein, die dauernd durch ihre eigenen Gedanken abgelenkt wird, für die sich alles in Gedanken abspielt, sogar das Unheil, das Gedanken über das Unheil hervorbringt. Wir machen kleine Entdeckungen zum Groll: dieses Paradox, dass er beim anderen auf die Freiheit in ihrer momentanen Spontaneität zielt – aber dass er die Beständigkeit des anderen in der Zeit behauptet, ungeachtet der Freiheit des Augenblicks. Der andere empfindet den Groll immer als ungerecht und verteidigt sich seinerseits, indem er die Beständigkeit seines Charakters anführt; ich bin, wie ich bin, dafür kann ich nichts – oder seine Freiheit: ich bin nicht mehr derjenige, der das getan hat. Wir kommen gegen 11 Uhr nach Hause; ich schreibe meinen Brief an Bost fertig und lese *Le moine* von Matthew Lewis, es amüsiert mich bis zum Schluss.

Dienstag, 19. Dezember

Etwas weniger als 7½ Stunden geschlafen, aber alles in allem reicht mir das. Um 8 Uhr bin ich im *Mahieu*, trinke eine Schokolade und bringe dies Tagebuch auf den neuesten Stand, ein sehr angenehmer Augenblick, unerwartet wohltuend. Glückliche wegen der Briefe von gestern. Unterricht. Dann 2 Stunden gutes

Arbeiten im *Mahieu* \ Kap. 2 fertig. Sorokine isst mit mir bei *Capoulade*, etwas traurig, aber nicht fordernd. Die Arme, es ist wirklich traurig für sie. 3 Stunden Unterricht. Auf der Post ganz schöne Briefe von Sartre und von Bost. Ich lese sie im *Versailles*, ich schreibe ihnen schnell und arbeite noch eine gute Stunde. Dann treffe ich um 6 Uhr $\frac{1}{2}$ Védrine im *Mahieu*. Sie ist reizend, und ich freue mich, sie zu sehen. Wir essen im *Batik* zu Abend und erzählen uns dabei, was wir erlebt haben. Sie hat um 9 Uhr eine Verabredung mit ihrem Vater, und ich bin ab 8 Uhr $\frac{1}{2}$ bei mir. Da Kos. noch nicht eintrifft, gewinne ich einen langen, einsamen Augenblick, der für mich wunderbar kostbar und glücklich ist, egal, wie ich ihn verbringe: ausgiebig Tagebuch und Korrekturen. Ich denke allmählich mit grossem Vergnügen an den Wintersport. Kos. kommt um 10 Uhr $\frac{1}{2}$ – sie ist deprimiert, obwohl sie bei Dullin gut improvisiert hat – wir trinken was in der *Milk Bar* – seit Montag hat sie keinen Brief von Bost bekommen – aber das bereitet mir nicht einmal ein abstraktes Vergnügen, diese Eifersucht geht nämlich zu sehr ins Leere. Wir reden vage bis Mitternacht, und ich schlafe ein. Eine Nacht vorher habe ich geträumt, dass ich meinen Kopf betrachtet habe, den ich in den Händen hielt, und nicht darüber war ich verwundert, sondern dass er noch auf meinen Schultern sass, amüsiert sagte ich mir, das sei wie die «Illusion der Amputierten».

Mittwoch, 20. Dezember

Heute früh fährt der Wecker mitten in meinen Traum; ich stelle fest, dass man im Traum völlig unartikulierte Laute von sich gibt, ich habe gerade so viel davon behalten, dass ich dessen gewahr werde, aber ich kann sie nicht zu Ende bringen. Vorzeitiges Aufstehen; ich esse im *Dupont* und fange einen Brief an

Bost an, angenehmer Augenblick. 2 Stunden Nachhilfeunterricht im C. See – ich beende den Brief an Bost, dann gehe ich ins *Baizar*, wo ich Védrine treffe. Arbeit – ich überarbeite Kap. 3, nun läuft es gut. Zwei reife, vornehme Bürger neben mir reden über kleine, feine Orgien mit Damen. Wir essen ½ Stunde lang bei *Capoulade*’, dann oben im *Mahieu*, Arbeit. Es ist fast leer, und wir sehen unter uns den winterlichen Luxembourg, das ist sehr schön. Wichtigtuerei Védrintes: «Sartre *will*, dass ich ihm alles schreibe, was mir zum Tagebuch von Dabit* einfällt»; zum Spass entrüstet und geschmeichelt wegen dieser Forderung, in der sich zeigt, wie sehr der Mann sie braucht und sich seine zärtliche Autorität durchsetzt: Sartre und ich haben darüber oft gesprochen. Sie liest das Kap. 2 und findet es übertrieben, was ich nicht finde, aber im Detail ist ihre Kritik manchmal sehr richtig. Ich arbeite, bis mir der Schädel brummt. Um 4 Uhr ½ brechen wir auf: Paket für Bost – Papier, Tabak, geräucherter Speck – Post: Brief von Sartre. Dann gehe ich zu mir: 10 Minuten Ruhe, um den *Canard* durchzublätern und meinen Brief zu lesen. Dann gehe ich zum *Vikings* und finde Sorokine vor der Tür, sie hat sich nicht getraut reinzugehen. Wir lassen uns in einer kleinen Koje nieder, und weil sie Kopfweh hat, arbeiten wir nicht; wir rufen Erinnerungen vom Monat Juli wach, sie fragt mich, was ich gedacht habe, als ich sie zum erstenmal geküsst habe, sie spricht ohne Scheu von der Zeit, als wir «keusch und rein» waren, ohne Scheu und auf reizende Art sagt sie mir von Zeit zu Zeit, sie liebe mich mit aller Kraft, oder sie lehnt ihren Kopf an meine Schulter oder hält mir ihre Lippen hin; sie erzählt mir, wie sie und ihre Mitschülerinnen mich letztes Jahr für ausschweifend hielten, und sie zeigt mir Hefte, in denen sie ganz kleine Eindrücke vom 2. Philosophie-Trimester

* *Journal intime 1928-36.*

und vom Beginn ihrer Beziehung zu mir aufgezeichnet hat – es ist trocken und nett. Ich meinerseits lese ihr Abschnitte aus diesem Tagebuch vor und bin gerührt, wie sehr sie sich dafür interessiert, wie sehr sie versucht, *mich* kennenzulernen, in meiner Intimität, und nicht nur als Objekt, das sie liebt. Diese Sorge hat Védrine überhaupt nicht. Und dann halte ich ihr eine lange Vorlesung über Nutten und Bordelle, und das interessiert sie ungeheuer. Wir verstehen uns bestens, nichts in ihr, womit ich nicht sympathisiere, und fast habe ich Lust auf eine wirkliche Geschichte mit ihr; den ganzen Abend muss ich noch ein bisschen an ihre reizende Zärtlichkeit denken.

Ich gehe um 8 Uhr nach Hause und treffe Kos. immer noch genauso deprimiert an – Abendessen bei *Pagès*, dann *College Inn*. Kos. bringt kaum ein Wort heraus, aber sie ist nett, bei aller Deprimiertheit. Der Abend verläuft schweigsam, aber nicht traurig: das *College Inn* selbst ist lustig, weil zur Pianistin ein Pianist in Uniform stösst, der auf der Durchfahrt ist. Sie empfängt ihn freudig, aber er ist eher kühl; der Pianist gehört zu einer Gruppe, darunter auch zwei Musiker, und sie spielen fünf- oder siebenhändig, zum Spass, für sich selbst; eine Freude, die gesund und laut ist, weil sie sich in einem Beruf ausdrückt. Man spürt hier den Krieg; an diesem Abend spürt man den Krieg, aber überhaupt nicht unangenehm, in seiner Nüchternheit, nicht in seiner Grausamkeit. Wir gehen um 11 Uhr nach Hause. Ich schreibe lange an Sartre, ich verrichte kleinere Arbeiten, dann Schülerarbeiten usw., weil es mir Spass macht, bis ½ Stunde nach Mitternacht meine Vitalität zu nutzen.

Donnerstag, 21. Dezember

Um 8 Uhr aufgestanden. Um 8 Uhr im *Dôme*. 1 ½ Stunden gutes Arbeiten. Unterricht – Essen mit Sorokine im blauen Restaurant; ich erkläre ihr Descartes und werde fast böse, denn für sie heisst, einen Autor zu verstehen, ihn an Hand von zwei aus der Totalität des Systems gegriffenen Sätzen zu rekonstruieren. Ich beschwöre sie, ihn zuerst zu lesen – ich bin oft gereizt gegen sie, aber es ist eine reine und keine abschätzige Gereiztheit, nie Ärger-sie ist ungeschickt, aber ihre Sprache und ihr Gesicht sind anmutig. Sie hat mir gestern eine reizende kleine Zeichnung gegeben, mein Porträt in der Gestalt eines Vogels mit schönen Ohringen. Sie begleitet mich zum Henri IV – Unterricht – Post – Briefe von Sartre und Bost, denen ich antworte – Arbeit bei mir, ich korrigiere das Kap. 2, ich halte es nun für abgeschlossen. Im Laufschrift zu *va Mahieu*, um Védrine zu treffen: eisiger Abend, Mondschein, Vermengung von Licht und Kälte. Der Luxembourg ganz gespenstisch hinter den Gittern mit seinen weissen Statuen. Védrine ist im *Mahieu*, müde, trübsinnig, in einem schönen roten Kleid. Wir essen im kleinen elsässischen Restaurant, sehr gut, und reden über Kant. Dann im Ursulinenkino *La forêt pétrifiée* [dt.: *Der versteinerte Wald*] mit Bette Davis, H. Bogart, L. Howard, absolut gelungen. Védrine reizt mich, weil sie mir die Hand schmerzhaft drückt und leidenschaftliche Kopfbewegungen macht, die mich vom Film ablenken. Wir gehen nach Hause, und ich sträube mich gegen ihre schwerfälligen Scherze: «Wir werden alle drei in Arizona Camping machen» usw. Ich protestiere ärgerlich: «Aber Sartre mag keine Natur.» V. autoritär: «Er wird sie mögen.» – Ich bockig: «Bestimmt nicht.» – «Wir lassen ihn in New York mit einer kleinen Amerikanerin», affektiertes und Komplizenhaftes Lächeln; wie Schulmädchenwitze, um die Zeit totzuschlagen, vulgär.

Unter dem affektierten Lächeln Védrines sitzt eine fäkale Vulgarität – all das macht übrigens eine ziemlich starke und interessante Natur aus, aber ich sehe sie zukünftig als eine intelligente Louise Weiss. Wir gehen nach Hause, ich bin verkrampft, frigide wie ein versteinerter Wald* – sie legt sich nackt ins Bett, macht sich breit und erklärt: «Ich finde es lächerlich», und sie betont «lächerlich» mit geschürzten Lippen, «ein Nachthemd anzuziehen, um es wieder auszuziehen.» Das ist haushälterisch, rationell, vernünftig, und das verleiht unserer körperlichen Beziehung sofort etwas Gesetztes, Organisiertes, das das Blut in den Adern erstarren lässt – noch im schlimmsten Überschwang der Gefühle wird die Leidenschaft keine Offenbarung sein, kein unvorhergesehenes neues Erfassen der Dinge, sie wird nicht spontan sein, sondern kalkuliert und klassifiziert wie eine mechanische Reaktion. Ich spüre dies Mechanische die ganze Zeit, während wir uns umarmen; und ich *hasse* Védrine wild und genieße diesen Hass, während meine Zärtlichkeit sie in Ekstase versetzt. Nervöse und unschöne Entspannung, nervöse Liebkosungen, die sich nicht um mich kümmern, sondern einen Überschuss an Leidenschaft loswerden wollen – ungeschickte Liebkosungen, über deren Unbeholfenheit ich Schadenfreude verspüre. Unter ihrem Würgegriff wundere ich mich über die Ungeschicklichkeit der Frauen bei Dingen, in denen die Männer sich auskennen; vielleicht weil sie sich, wie der Mann in Gides Tagebuch, «an die Stelle des anderen setzen, aber sich selbst setzen sie dahin», während ein Mann unfähig zu solcher Substitution ist und der anderen Person an ihr selbst Genuss verschaffen will? Das könnte sein. Aber P., Kos., Védrine, was für in-diskrete kleine Quälereien.

Wir schlafen ein. Gut verbrachte Nacht.

* Anspielung auf den eben genannten Filmtitel.

Freitag, 22. Dezember

Gegen 8 Uhr ½ aufgestanden – Toilette mit Védrine – Gleichgültigkeit. Ich arbeite im *Mahieu* 3 volle Stunden. Dann im *Biarritz Lévy*, Kanapa, Védrine getroffen. Kanapa hat die Fahrkarte, und ich merke allmählich voller Freude, dass ich wirklich wegfahren werde. Jetzt macht es mir Spass. Unterricht – Sorokine gesehen – Post – Briefe von Sartre und Bost – Korrespondenz – Stippvisite bei Gérassi, der nichts Lustiges zu erzählen hat – die Weissrussen sind über Stalins Politik erfreut, die Kommunisten auch. Ein Päckchen kandierte Kastanien von Metzger: noch eine unglückliche Leidenschaft (Goetschel sagte letztes Jahr zu Sorokine, sie liebe mich «so leidenschaftlich wie einen Mann»), all das schmeichelt mir nicht. Anscheinend eigne ich mich für einen Mythos, den diese Mädchen anbeten, weil das in ihrem Alter so ist. Bei Védrine ist es so. Bei Sorokine weniger, sie widersteht, kritisch, sie kann Gründe für ihre Wertschätzung nennen.

Ich gehe vor 7 Uhr nach Hause und arbeite noch über eine Stunde. Kos. kommt nicht, und ich schreibe vergnüglich an diesem Tagebuch.

Um 8 Uhr ¼ trifft sie endlich ein; sie hat die Tyrrel-Rolle* nicht bekommen und war gestern davon aufgewühlt, aber es ist vorbei, sie ist eher entspannt, jetzt, wo sie diese irritierende Hoffnung nicht mehr hat; sie ist nur auf Toulouse wütend, über die sie mir demnächst ihre Theorie darlegen will. Wir reden in meinem Zimmer und trinken einen im *College Inn* – Rückkehr um 11 Uhr – gegen Mitternacht zu Bett gegangen.

* Sir John Tyrrel in Shakespeares *Richard III.*

Samstag, 23. Dezember

Abreisetag, ganz auf Erledigungen und Abschied abgestellt. Unterricht, dann Hotel *Mistral*, wo ich unsere Skier hole: die Wirtsleute sind da und empfangen mich mit überströmender Freundlichkeit. Ich bin gerührt, als ich das Hotel wiedersehe und Sartres Skier im Keller zurücklasse, während ich meine mitnehme – bei Gégé vorbeigegangen, um meine Kleider zu holen, aber zu meinem Leidwesen sind Gégé und Pardo weggefahren. «Wir haben sogar üble Nachrichten über sie», sagt die Concierge verkniffen. Ich esse bei meiner Mutter, wir richten recht und schlecht meine Sachen – Koffer zu mir, dann treffe ich um 2 Uhr Kos., sie will bis 4 Uhr mit mir zusammen sein. Ich rufe ohne Bedauern oder Gewissensbisse Védrine an und sage ihr ab – Unterhaltung mit Kos. in der *Rotonde*. Dann treffe ich Sorokine im *Vikings'*, sie hat *Le mur** mitgebracht, damit ich ihr die Obszönitäten erkläre, und ich beginne mit einer Vorlesung über die Physiologie des Obszönen – aber ein Typ neben uns lauscht, und wir gehen auf mein Zimmer. Küsse, aber keusch – ich habe ein bisschen Lust zu einer leidenschaftlichen Geschichte mit ihr, weil sie mich vollkommen entzückt. Sie zeigt mir einen Absatz über mich aus ihrem Tagebuch: sie nennt mich Ossotschka, was kleine Wespe heisst – sie erklärt mir, sie habe in unserer Beziehung alles zu gewinnen, ich dagegen nichts, und sie könne bloss auf ihre «persönliche Anmut» setzen, um mich zu binden, das ist hellsichtig und nett. Ich bin so zärtlich wie möglich zu ihr und sie zu mir. Sie geht um 6 Uhr ½, und sofort übernimmt mich

* *Die Wand* aus Sartres Erzählband von 1939: *Le mur* (dt.: *Die Mauer* [1950 u.ö.]). Neuübersetzung unter dem Titel *Die Kindheit eines Chefs. Gesammelte Erzählungen* (Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1985 [S. 11]).

Védrine. Sie ist sehr nett, und ihr kleines Gesicht rührt mich; aber als sie pathetisch von ihrer gestrigen Krise wegen meiner Abreise berichtet, bleibe ich ungerührt, Pathos ist ihr täglich Brot. Ich gehe mit ihr zur Post, wir schicken Bücherpakete an Sartre und Bost, dann ziehe ich mich an, wir fahren im Taxi zum Bahnhof. Ich spüre allmählich die Abreise, und es kommt mir äusserst schön vor. Wenige Leute am Zug. Ich sehe Kanapa, und wir finden zwei Plätze am Fenster in einem leeren Abteil; nur ein junger Ajiste²⁷ kommt noch hinzu, er stört nicht, er bietet mir Lebkuchen und Tee an. Ich rede etwas mit Kanapa, aber wie kühl er ist! Ich habe ihm nichts zu sagen – diese gemeinsame Abreise bewirkt nicht im Geringsten, dass wir miteinander warm werden. Hinter der Scheibe die in Nebel gehüllten Pariser Vororte, die der Mond erhellt – düstere und öde Strassen. Manchmal ist der Nebel so dicht, dass man überhaupt nichts mehr sieht, nur die Scheinwerfer von unsichtbaren Autos. Der Zug hält in der Nacht, während endlos das Alarmsignal ertönt: wir erfahren, ein besoffener Feuerwehrmann hätte daran gezogen – der Zug hält an zwanzig Bahnhöfen und hat schliesslich zwei volle Stunden Verspätung, die er nicht mehr aufholt, aber es ist mir ziemlich egal – ich strecke mich in meiner ganzen Länge auf meiner ganz freien Bank aus und fühle mich in diesem warmen und bequemen Abteil vollkommen wohl und frei. Ich denke eine gute Weile an Bost – mir wird bewusst, wieviel Zärtlichkeit es schon ganz zu Anfang unserer Beziehung gab, vielleicht schon bei der ersten Begegnung; ich mochte es, mit ihm zu reden, ihm Sachen zu erzählen, ich spürte immer eine Verbindung zwischen uns, und die mit ihm verbrachten Augenblicke kamen mir nicht kontingent vor. Während ich einschlafe, erinnere ich mich an ihn in

²⁷ Mitglied des französischen Jugendherbergwerks.

der Vergangenheit, in Tignes, an unsere erste Nacht, an viele andere – es ist grausam und süß.

Stereotyper Traum: es ist seltsam, denn wahrhaftig weckt Kanapa keine schlüpfriegen oder zärtlichen Gedanken in mir – wie mit Bost in der Scheune, als ich träumte, er nähme mich in dieser Scheune in die Arme, träume ich, ich sei auf dieser Bank, genau wie ich es bin, K. auch, und er streichelte mir die Hand – und später hat er sich neben mich gelegt, ohne Brille, halb ausgezogen, und er sieht mich mit einem seltsam verrückten Gesicht und voller Begierde an, und dies Gesicht ist schön, obwohl es seines ist, es rührt mich, aber als der Ajiste Anstalten macht, diskret zu verschwinden, gebe ich ihm zu verstehen, er solle bleiben, ich will keine Leidenschaft – das ist der Unterschied zu den Träumen über Bost, bei denen ich wünschte, es sei wahr – in diesem Traum frage ich mich auch lange, ob es ein Traum ist oder nicht, und ich komme zu dem Schluss, dass es keiner ist. Bemerkenswert, dass ich beim Aufwachen nicht die Spur eines Gefühls für K. habe, wie es sich oft nach einem erotischen oder zärtlichen Traum einstellt.

Sonntag, 24. Dezember

Um 7 Uhr aufgewacht, ich schaue auf die Berge des Jura bei Culoz, und während der Fahrt an der Rhone entlang bis Bellegarde; es ist recht erfreulich, ein schöner blauer Tag beginnt, aber es ist äusserst wenig Schnee zu sehen. Ich lese *Miss Denion* von Wallace, dann die letzte etwas lustige *Empreinte**. Ankunft in Sallanches; ich bin ganz gerührt. Gefühl, dass mich etwas in dieser Gegend erwartet, und den ganzen Tag über scheint es mir, als hätte ich hier die Erinnerung an Sartre wiedergefunden,

* «Spur», Reihe von Kriminalromanen.

ganz in Kälte eingehüllt, ganz intakt und lebendig – fünf Jahre Wintersport mit ihm, ich erinnere mich an alles und vergehe vor Zärtlichkeit, die Tränen stehen mir in den Augen. Bus bis Megève; Leute, reiche Leute mit Gepäckstücken aus feinem Leder, Frauen in Pelzen – der Bus ist unterwegs nicht geheizt – kein Schnee in Combloux, fast keiner in Megève – ich gehe durch die Stadt zur Post: aller Glanz ist weg, man spürt den Tod – die Hälfte der Hotels und Läden geschlossen, die Reklame zerrissen, alles verwahrlost und die Strassen fast menschenleer. Rührung vor den Konditoreien und dem Zeitungsgeschäft, all diese Orte haben ihre kleine Geschichte. Wir nehmen den blauen Zug, dann die Seilbahn – die Preise sind etwas gefallen, und wie wenige Leute! Wir kommen um 11 Uhr $\frac{1}{2}$ oben an, strahlendes Wetter, Schnee, kein Schnee auf den Tannen. Der kleine Weg ist ganz in goldene Sonne getaucht. Aber ich habe einen schweren Koffer, diese Reise bis zur Skihütte ist mühsam, mir ist, als würde ich vor Atemnot umkippen.

Die Skihütte hat gerade geöffnet; man hat nicht mit uns gerechnet; zumindest für eine Weile werden wir die einzigen Gäste sein, was absolut entzückend ist. Wir suchen uns die Zimmer aus; meines ist winzig, aber reizend, ganz holzgetäfelt, ein kleines Bett, ein Waschbecken in der Ecke und eine unendlich weite Sicht auf die Berge. Ich packe aus und fühle mich himmlisch. Wir gehen schnell zum Essen runter; es ist ein bisschen was los, Leute aus Megève, die einen Ausflug machen. Ruhige Mahlzeit. Kanapa ist ein Neutrum, nichts Schockierendes an ihm, nichts Nettes. Aber genau das brauche ich. Beim Skifahren werde ich nicht allein sein, und danach habe ich die Annehmlichkeiten des Alleinseins, weder irgendein Getue noch Zwang; und zugleich bin ich vor der Beklemmung geschützt, die mich abends in dieser einsamen Skihütte befallen könnte.

Wir brechen um 2 Uhr auf – wir gehen zum Montjoux, kaum 10 Minuten weit, der Skilift funktioniert, ein wahres Wunder. Beim Losfahren finde ich mich zweimal am Boden wieder – der Abhang mit verharschtem Schnee ist höchst unangenehm, und die Abfahrt ist mies, aber für den Anfang geht es. Wir kommen um 4 Uhr zurück, wir trinken einen Tee. Es gibt ein gutes Konzert im Radio, das zu unserer alleinigen Verfügung steht: Fünfte Symphonie von Beethoven, zwei *Polonaisen*, *Oratorio* von Franck. Und es ist eine wahre Lust, dazusitzen und Briefe zu schreiben, während man Musik hört und sich draussen der Himmel färbt und mit grossen aschfarbenen Wolken überzieht. Wir sind allein. Kanapa arbeitet an Epikur, und ich schreibe. Der Saal ist reizend, ganz holzgetäfelt und mit kleinen Fliesen, es ist warm, man fühlt sich wohl. Ich schreibe bloss zwei riesige Briefe an Sartre und an Bost – dann beende ich meinen Kriminalroman und lese *Der Prozess* von Kafka weiter. Wir essen zu Abend, ausgezeichnet. Wir bleiben noch kurz auf, wir sind todmüde. Aber in meinem Bett setze ich meine Lektüre bis 9 Uhr fort. Ich habe den Vorhang hochgezogen und sehe die Berge deutlich wie am hellichten Tag, ein trauriger hellichter Tag – der Mond erleuchtet sie, der Himmel ist tiefblau und sternenlos. Es ist schön, ein Labsal für mein Herz. Warmes Zimmer, Wärmflasche im Bett, Komfort, Einsamkeit und innerer Frieden.

Montag, 25. Dezember

Kleiner Traum über Sartre im Stil der Träume über Zaza: ich werfe ihm schmerzbewegt vor, dass wir uns nicht mehr sehen. Traum über den Schnee, der vollkommen geschmolzen ist, morgens ist nur noch Gras da. Ich wache vom Licht kurz vor 7 Uhr auf, wunderbar ausgeruht, und schön warm in meinen Laken se-

Laken he ich dem Sonnenaufgang zu. Dann stehe ich auf, begierig, den Schnee auszuprobieren. Köstliches Frühstück. Um 8 Uhr bin ich draussen, weil es mild ist, habe ich nur das kleine weisse Sweatshirt von Sartre an. Ich gehe zum Montjoux hoch und übe brav die Abfahrt, aber es geht noch nicht wieder so gut. Ich treffe K. um 9 Uhr ½: zwei Abfahrten nach Megève – wieder hoch mit dem Lift – beim zweitenmal gehen wir zur Hütte zurück, zum Umfallen müde und zufrieden. Üppiges Mittagessen – dann lese ich eine ¾ Stunde lang *Prélude à Verdun* [dt.: *Vorspiel zu Verdun*] von Romains, das mich sehr interessiert – aber bisher habe ich darin nicht mehr gefunden als bei meiner Lektüre im September über den Krieg von 1914: Langeweile, Dauer usw., ich habe das alles schon kapiert. Noch einmal Ski am Abhang vom Montjoux; es geht immer besser, Rückkehr hierher – Tee und Tagebuch. Ich glaube nicht, dass ich wirklich werde arbeiten können.

An Sorokine – Védrine – Poupette – Kos. geschrieben. Ich konnte nichts anderes tun. Ausgezeichnetes Abendessen – Korrespondenz bis 9 Uhr und Lektüre von J. Romains. Weil dies Jahr wenige Leute in der Seilbahn und auf den Pisten sind, sieht die Gegend ganz schön aus, ganz ungewöhnlich.

Gob. 71-42 (Gérassi)

Secrétan Palace: *Disparus de St Agil*

Portemonnaie

Bœuf clandestin

Restif de la Bretonne

Batterien

Armandy

Gesalzener Speck

Tabak und Zigaretten

Alkohol

4'350-

2'300-

3'550 F.-

10'200 F.

Januar	Kos.	2'500 F.	
	Sartre	500 F.	
	Ich	<u>2'000 F.</u>	
		5'000 F.	

Wäscherei		550 F.	
Urlaub Sartres		1'500 F.	10'200
<u>Monatsende – Wintersport</u>		<u>650 F.</u>	<u>7'700</u>
		2'700 F.	2'500

bleiben – 1'500 F. Steuern

1'000 F.: Kos. – Verschiedenes – Wintersport – Poupette –

Heft IV

26. Dezember 1939-19. Januar 1940

26. Dezember. Dienstag

Noch ein schöner Sonnenaufgang heute früh von meinem Bett aus – Frühstück, Lektüre von *Verdun* – der ganze Anfang, der Ausbruch der Offensive und der Marsch der Männer nach Verdun, ist ausgezeichnet. Wir brechen um 8 Uhr $\frac{1}{2}$ zum Montjoux auf, wo wir in den Skilift steigen, dann Abfahrt Richtung Megève: bis zur Seilbahn, dann zu Fuss bis zum Tour. Abfahrt vom Tour. All das läuft mangelhaft – allerdings ist der Schnee verharscht –, kein Vergleich zu letztem Jahr. Wir durchqueren Megève; am Skilift von Megève und in den Strassen ist trotzdem was los, vor allem die reiferen und etwas dickwanstigen Herren sind nicht mehr zu sehen. Wir trinken einen in einer kleinen Brasserie, dann gehen wir zu Fuss den Kalvarienberg hinauf, ich erinnere mich so gut, wie ich mit Bost dort gegangen bin. Seilbahn. Rückkehr. Wir kommen erst um 1 Uhr zurück. Diese starke Sonne hat mir Kopfschmerzen gemacht, und sie prallt mir während des ganzen Mittagessens weiter durch die Scheibe auf den Schädel. Auf der Terrasse wimmelt es von Leuten, die Picknick machen, es ist laut und lästig.

Lektüre von *Verdun*. Dann fahren wir um 2 Uhr $\frac{1}{4}$ nach Saint-Gervais – mässige Abfahrt, in der zweiten Hälfte müssen wir die Skier abschnallen und zu Fuss gehen, kein Schnee mehr. Wir fahren mit dem Skilift zurück, wir kommen genau bei Sonnenuntergang nach Hause. Tee. Arbeit. Ich bin todmüde, der Schädel brummt mir, ich bin gerädert und schlapp. Ich fange an, mein Tagebuch zu lesen; es ist nicht viel dazu zu sagen, das von

September ist interessant, wegen der Ereignisse, und ausserdem ist es sorgfältig geschrieben; dann nimmt es ab, weil mein Leben so vernünftig geworden ist. Ich dachte, dass ich beim Lesen irgendetwas über mich denken würde, aber ich habe überhaupt nichts gedacht. Endlich wird mir Post gebracht: Briefe von Sartre, aber nicht sehr lang, und einer ist verlorengegangen – Brief von Bost, der an die Front verlegt wird – reizender Brief von Sorokine und ein paar Zeilen von Kos. Ich bin so abgestumpft, dass mich all das kaum berührt, ich habe nur ein vages Gefühl von Angst. Abendessen und Briefe an Sartre und Bost, und ich schreibe im Bett an meinem Tagebuch, dann schlafe ich gegen 10 Uhr ein. Auf dieser Hütte sind jetzt Leute: eine Alleinstehende, die Lehrerin zu sein scheint und grelle Pullover zur Schau trägt, und eine Gruppe von Studenten, gesprächig, aber nicht laut. Kanapa scheint mir nicht sehr intelligent. Viel Bluff in dem, was er mir über die Revolution und den Krieg sagt.

Mittwoch, 27. Dezember

Guter Skitag. Gut nach Megève gefahren, ohne zu fallen – korrekt die Piste vom Tour und den Abhang des Skilifts von Rochebrune, den ich mit Vergnügen wiedergesehen habe. Nachmittags gute Abfahrt zum Bettex, trotz dichtem Nebel. Wir kommen um 4 Uhr nach Hause, und ich fühle mich so frisch, dass ich mich an meinen Roman setzen kann, was mir riesigen Spass macht. Zwei lange Briefe von Sartre, einer von Bost. Abendessen. Danach Briefe geschrieben.

Donnerstag, 28. Dezember

Ich bin früh aufgestanden, um ab 8 Uhr ^{1/2} Skiunterricht zu nehmen, aber der Lehrer kommt erst um 9 Uhr ^{1/2}. Ich habe viel Zeit zum Lesen: ich beende *Verdun*, dessen Anfang ich ausgezeichnet und dessen Ende ich viel schlechter finde, und ich lese das Tagebuch von Dabit. Es ist oft öde, nicht zu schlecht in seinen populistischen Beschreibungen, zumindest versteht er es, eine Atmosphäre wiederzugeben, aber er scheint ein armer Tropf zu sein und ein unglaublich bornierter Dummkopf. Seine Liebesgeschichten sind diskret komisch. Ich schreibe Briefe und lese dies; als ich allmählich wütend werde, kommt der Lehrer, ganz sympathisch; er ist auf Urlaub und steht seit langer Zeit zum erstenmal wieder auf Skiern – er ist in Saint-Véran stationiert. Er übt mit mir Gleiten und den Kristiania aufwärts, es läuft nicht besonders gut. Dann fahre ich während des Übens nach Megève. Ich bin grässlich müde, es geht mir nicht gut. Abfahrt vom Tour, endloser Aufstieg bis zur Seilbahn. Rückkehr zum *Idéal Sport*. Schlechte Abfahrt zum Bettex, dann ein bisschen Kristiania üben. Arbeit von 4 bis 7 Uhr. Korrespondenz.

Diese Tage sind unendlich schön. Schwer, ihre Schönheit wiederzugeben. Als ich die ersten Tagebuchhefte wiedergelesen habe, verstand ich, wie sehr der Sinn eines Tages verfälscht wird, wenn er in seiner Gegenwart erzählt wird; was häufig den Wert und die Bedeutung eines Tages ausmacht, ist sein Bezug zur Zukunft. Diese Tage jetzt sind in erster Linie auf Sartres Urlaub ausgerichtet, den ich ganz nah fühle. Und während des Tages, während der Abfahrten, winkt der Moment, da ich mich um 4 Uhr wieder an die Arbeit setze, die Vorfreude auf diese Arbeit. Und abends die Erinnerung an den Tag voller Sport im Schnee, und all dies tief verquickt, so dass jeder Augenblick

gewichtig und voll ist. Einsamkeit, Möglichkeit, nachzudenken, mich zu erinnern, Pläne zu machen, kleinen, nutzlosen Gedanken nachzuhängen. Das habe ich so selten, und es ist so kostbar.

Leider sind jetzt abends Leute auf der Hütte. Eine Alleinstehende, die Lehrerin zu sein scheint und in kanariengelben oder hellblauen Pullovern aus Naturwolle steckt. Und eine Gruppe von Studenten, nicht zu laut, mit einem Mädchen, wahrscheinlich die Schwester von einem, die nicht schlecht aussieht; unter ihnen ist auch ein schrecklicher kleiner Rothaariger, der seine P. M. S.¹ gerade vorbereitet, katholisch, rechts, unendlich dumm, unendlich eingebildet. Eine Eingebildetheit, die nicht im Prahlen besteht, sondern ihn veranlasst, in allen Einzelheiten von sich zu erzählen; er nimmt alle seine Schnitzer auf sich, zieht sogar drollige Effekte daraus, und alles scheint ihm höchst interessant, sofern es nur ihm selbst passiert ist. Er fällt beim Skifahren dauernd hin und macht dabei seine Skier kaputt, das kommentiert er angeregt, als sei es etwas Besonderes. Er schreibt einen Brief in Gedichtform, 70 Verse an eine Studienfreundin, er stöhnt und belästigt alle damit, dass er Reime sucht. «Was reimt sich auf *neige**, aber nicht *Megève*», sagt er treuherzig; er zitiert Hugo, Marot, pedantisch und dumm, denn er verwechselt alles. Er verwechselt J. Romains und Romain Rolland, was ihn nicht hindert, Barbusse zu hassen «und all diese Deserteure», sagt er wichtigtuertisch. Er will alles beherrschen, erklärt die Spielregeln vom Pokern, irrt sich übrigens, zeigt idiotische Kartenkunststücke, er reizt die anderen, aber genießt trotzdem Prestige bei ihnen. Ich finde ihn widerlich. Kanapa protestiert, aber er pro-

* Schnee.

¹ Préparation militaire supérieure: höhere militärische Ausbildung.

testiert aus Prinzip, weil er es ablehnt, zu urteilen, zu schreiben, irgendetwas zu vertiefen. Nichts amüsiert ihn – wie unerquicklich er ist; zugeknöpft, und man hat das Gefühl, wenn man ihn aufknöpfte, käme nichts sehr Interessantes heraus.

Freitag, 29. Dezember

Besonders schöner Tag. Aufstehen um 7 Uhr wie jeden Tag. Ich frühstücke schnell, denn ich bin um 9 Uhr mit dem Skilehrer am Lift von Rochebrune verabredet. Es schneit. Ich mummele mich gut ein, und ab 8 Uhr $\frac{1}{4}$ fahre ich nach Megève ab. Es ist angenehm, denn heute früh ist es nicht irgendein unverbindlicher Sport, sondern ein notwendiges Beförderungsmittel; weisser Nebel; weiss unter den Füßen mit diesem sanften Knirschen des frischen Schnees, wenn die Skier ihn aufstieben lassen, weiss im Himmel und um mich herum. Keine Menschenseele; gedämpfte, schweigsame Welt, gedämpftes Licht; die kleinen, eiligen Flocken nehmen mir die Sicht, der Nebel verwischt die Umrisse, man kann die Mulden nicht von den Buckeln unterscheiden, Überraschung, plötzlich in die Luft geworfen oder ins Leere gestürzt zu werden. Einmal bin ich darüber so erstaunt, dass ich hin falle. Marsch zum Dorf des Tour. Das ist kein Winterkurort mehr, es ist wirklich ein Wintermorgen auf dem Lande; eine Alte mit Regenschirmen, ein Motorradfahrer mit Rucksack. Leichte und angenehme Abfahrt vom Tour. Ich habe das Buch von Fabre-Luce über München mitgenommen, es steckt an meinem Bauch, festgeschnallt mit dem Gürtel; während ich auf den Lehrer warte, lese ich in der Indianerhütte, wo man vor Kälte zittert. Erinnerungen. Schöne Gedanken, Glück in dieser kalten Hütte, wo die durchgefrorenen Alten sich Bewegung machen. Der Lehrer hat auch auf mich gewartet: wir nehmen

zweimal den Skilift und fahren den Abhang ganz im Kristiania runter; ich mache Fortschritte. Dann gehe ich nach Rochebrune rauf und fahre aus Versehen auf der Piste A ab; wieder herrlich einsame Momente im Schnee. Gute Abfahrt; ich irre ein bisschen in Megève herum, ich fühle mich ganz glücklich und mein Leben so schön um mich herum.

Eine Hündin mit Keuschheitsgürtel getroffen: ein kleines Metallgerät mit Löchern wie ein Sieb, das die Tugend des Tieres unweigerlich schützt; zwei Hunde kämpfen wie wild, wer ihr Herr sein wird; aber als der Sieger seine Beute besteigt, ist er ganz verwirrt und wütend, er bellt vor Überraschung und müht sich vergeblich ab.

Ein bisschen was los in Megève; ein paar elegante Leute; aber man lebt im Zeitlupentempo. Ich kaufe mir Schokolade, ich komme um vor Hunger. Der blaue Zug fährt sehr spät ab, überfüllt. Seilbahn. Ich bin um 1 Uhr $\frac{1}{4}$ auf der Hütte. Mittagessen. Schon um 2 Uhr fahren wir wieder zum Bettex. Es ist zu leicht mit diesem Schnee, aber es ist ein reizender Spaziergang. Ich steige noch zum Montjoux hinauf, dasselbe Wetter wie letztes Jahr, als ich mit Sartre hier ging; aber man klebt fest, unmöglich, zu beschleunigen oder auch nur Schwung zu bekommen. Egal, ich mag den Rückweg zu Fuss, allein unter dem grauen Himmel. Ich denke plötzlich an Guille, und ich denke, dass ich gern einen Roman über ein ganzes Leben schreiben würde, um das Muster eines Lebens deutlich zu machen; die gesamte Technik müsste erfunden werden. Vielleicht nach meinem jetzigen Roman.

Ich komme um 4 Uhr zum Arbeiten zurück. Von 4 bis 7 Uhr mache ich das Kapitel 3 in seiner letzten Version fertig – es läuft. Abendessen. Korrespondenz. Und dies Tagebuch. Die kleinen Fliesen des Saales sind vereist; draussen frischer, glitzernder Schnee, Wärme; mitten im Gebirge, mitten im Winter.

Fast keine Menschenseele: Kanapa arbeitet – der Rotschopf redet mit seinem Freund, aber gedämpft. Dann niemand mehr. Gefühl von Zurückgezogenheit, allein in diesem Saal – diese Musse – dieses Wohlbefinden – es ist so kostbar. Ferien. Ich suche Musik im Radio: de Falla, Granados, etwas Debussy, aber es kommt mühsam und abgerissen. Dann schweigt das Radio. Geräusche von den Leuten aus dem Haus, die schlafen gehen. Zigaretten. Schläfrigkeit. Aber Bedauern, diesen Tag schon hinter mir zu lassen. Lust auf eine lange Zurückgezogenheit, allein, ohne Vorwand ausser Lektüre und Arbeit, und ohne Versuchung von aussen.

Samstag, 30. Dezember

Noch ein schöner Tag. Ich mache mit Kanapa eine Abfahrt bis zur Seilbahn und zum Tour. Dann kaufen wir Tickets für Rochebrune. Dieselbe Kabine wie letztes Jahr: Erinnerungen. Wir stehen Schlange, wir müssen 100 Nummern abwarten. Ich warte in dem Lokal, wo Sartre seine Auseinandersetzung mit Védrine hatte; wie sie mir abgegriffen vorkommt, die arme Kleine. Ich trinke einen Kaffee und beginne Briefe an Sartre und Bost. Im Rucksack habe ich eine kalte Mahlzeit und eine Biographie H. Heines², ich gedenke oben zu essen, aber ich lasse all das erst einmal im Lokal – es wimmelt von Leuten, brave kleine Burschen, sehr hübsche Mädchen – es ist vergnüglich. Wir fahren hoch. Kanapa hat die ganze Vè Stunde im Wartesaal gestanden; ich glaube, ein bisschen Geiz ist da mit im Spiel, vor allem aber eine ungeheure Gleichgültigkeit. Wo er hingestellt wird, da wartet er – er wartet, während ich lese, arbeite – abends tut er so,

² Wahrscheinlich die Biographie von Antonina Vallentin (1934).

als lese er Meyerson, in Wirklichkeit aber starrt er auf die Uhr. Ist das Armut, Leere oder innerer Reichtum? Sicher Armut und völlige Gleichgültigkeit.

Wir fahren also hinauf, und ich hänge ihn ab, er macht sich ich weiss nicht auf welcher Piste davon. Ich fahre brav die Piste A hinunter, die mir grossen Spass macht. Ich nehme noch ein Ticket: noch Zz Stunde Üben auf dem Abhang des Skilifts und mittags wieder in Rochebrune. Gleissende Sonne. Ich gehe zur Hütte und esse meine kalte Mahlzeit. Der Raum ist angenehm, der Fussboden ist aus Ziegelstein, dickes Gebälk an der Decke, eine Art schickes Gasthaus, aber massvoll auf Grund der Höhenlage – einige Gäste. Ich esse und fange dabei die Heine-Biographie an. Dann um 1 Uhr, allein auf den Pisten, eine reizende Abfahrt. Unten treffe ich den Lehrer, der mich 1 Stunde lang einspannt: ich schaffe den Kristiania. Rückkehr nach Megève über den kleinen Weg von früher, voller Erinnerungen. Heimkehr. Arbeit, Kapitel 4 angefangen. Um 6 Uhr kommt der Bote aus Megève zurück, kleine Unruhe im Haus, und ich kriege meine Briefe. Sartre, Bost, Sorokine – ein sehr schöner Augenblick. Abendessen, Korrespondenz, Schlaf.

Sonntag, 31. Dezember

Langer, ermüdender Tag. Abreisetag Kanapas. Ich korrigiere während des Frühstücks einen ganzen Stapel Arbeiten, es ist kolossal, wozu man alles kommt, wenn man nicht gestört wird. Zuviel «nettes Gesindel» in Paris, das einen verschlingt. Wir brechen um 8 Uhr ½ auf, Kanapa sehr in Sorge um sein Gepäck, den ganzen Tag über, er verliert sich gekünstelt in praktischen Erwägungen. Völliger Mangel an Generosität, bequem, sparsam mit seinen Kräften. Wir fahren nach Saint-Gervais runter, leicht

und gut, obwohl die Piste hart ist. Dann suchen wir den kleinen Zug, der zum Voza-Pass hinaufklettert; ein kleiner Holzwagen, mit Abteilen, in die man uns einschliesst, und eine reizende Lokomotive, die den Wagen anschiebt – er ist so schön auf den Plakaten, mitten in beeindruckenden Schneelandschaften. Die Landschaft stimmt – der Zug klettert langsam hoch, während wir unsere kalte Mahlzeit essen. Gegen Mittag sind wir am Pass, und wir trinken in dem schönen Hotel Kaffee, das mich und Sartre vor 3 Jahren entzückt hatte: amerikanische Bar, Strohmatten an den Wänden und ein grosser, wirklich schöner Speisesaal. Wir trinken einen Kaffee und fahren die blaue Piste hinunter. Auch an sie erinnere ich mich, und an all die Zwischenfälle unserer Abfahrt, und ich fühle mich so stark mit Sartre vereint durch diese gemeinsamen Unternehmungen, dieses ganze Leben zu zweit, das hinter uns liegt – ich erinnere mich an jede Biegung, es ist eine richtige kleine Wallfahrt. Gute Abfahrt; wir fahren mit der Seilbahn wieder hinauf, dann mit dem Skilift auf den Gipfel des Prarion. Unermessliche Landschaft, herrlich; Einsamkeit im Schnee. Wir gleiten Richtung Saint-Gervais durch absolut unberührte Schneefelder, ich bin dabei viel besser als Kanapa; wie gut es gleitet – der Schnee hat in der Sonne alle Regenbogenfarben, wie zerstäubte Edelsteine. Entzücken; ich bekomme Lust, lange Skiwanderungen in den Bergen zu machen. Der Weg ist schlecht sichtbar, wir verlaufen uns, wir müssen eine gute Viertelstunde zurückgehen; und schliesslich diese Abfahrt, weil der Schnee fehlt. Wir müssen die Skier abschnallen, und obwohl wir rennen, verpassen wir die letzte Seilbahn, wir müssen einen Bus nach Megève nehmen. Ich verabschiede mich von Kanapa ohne einen Händedruck, ohne etwas zu verabreden; er übertreibt es mit der Distanz, ich habe nur den bequemsten Weg gewählt.

Bus – dann blauer Zug. Ich komme genau richtig an für die

letzte Seilbahn um 6 Uhr. Man lässt uns ohne Aufsicht in die Kabine steigen, mich, den kleinen Boten, der heute Abend keinen Brief für mich hat, und einen jungen Skilehrer, der ein bisschen schwindsüchtig, katholisch und sehr schön ist, wie ein erstaunter Merleau-Ponty. Eiskalte Nacht: -18°C. Wir tasten uns auf dem Weg voran; Sternenhimmel, und trotz Kälte ist es höchst poetisch, dieser Gänsemarsch zur kleinen Hütte, die in der Nacht leuchtet.

Der Abend ist wunderbar poetisch. Ich setze mich im vorderen Saal mit einer Schachtel Craven* neben das Radio – da ist ein ziemlich schöner junger Mann, der gestern angekommen ist und sich mit der Alleinstehenden zusammengetan hat, das muntert sie stark auf. Ohne Hemmung nehme ich den Radioapparat in Beschlag: Anfang der *Fünften Symphonie, Präludium* von Bach – dann während des Abendessens ein ausgezeichnetes Konzert: *Pavane* von Ravel, *Children's corner* von Debussy, *Danses de la vie brève*** von de Falla, *Oiseau defeu* von Strawinsky – dann Borodin, Lully. Im Saal repariert der Lehrer Skier; die Mädchen aus dem Haus gehen in schönen kleinen weissen Blousons in den Schnee hinaus, zu irgendeiner Silvesterfeier, und bald geht auch die Kellnerin zusammen mit ihrem Mann, dem Chef, weg, ein weisses Kopftuch über dem dicken Schädel. Man spürt ganz stark, dass es eine Festnacht ist. Wir, die Alleinstehenden, bleiben – in der Hütte sind nur noch Alleinstehende. Und eine poetische Person, ein Musiker, der gestern aufgekreuzt ist und sich bei freier Unterkunft und Verpflegung zu allen Arbeiten bereit erklärt hat. Er ist schwarz gekleidet, schwarze Kravatte und Kragen, Vollbart, und er spielt Geige. Er fragt mich, welche Musik ich mag, und er stimmt mir zu: «Sie mögen die

* Zigarettenmarke.

** Tänze aus der lyrischen Oper *Ein kurzes Leben*.

richtige Musik, wie ich sehe!» Als das Radio das *Ave Maria* von Gounod spielt, höre ich plötzlich Geigenbegleitung, das ist der Musiker. Auf die Bitte der Alleinstehenden, die in Gesellschaft des schönen jungen Mannes ihre Jungmädchenseele wiederentdeckt, spielt er wie verrückt Zigeunermelodien und Tänze aus der Auvergne. Dann unterhält er sich, während ich weiter mit dem Radio spiele, die Wiedergabe ist aber immer weniger gut. Dieser Abend kommt mir wie ein Roman vor; Stimmungsroman, der als Kriminalroman oder sonst wie weitergehen würde. Und ich selbst als Romanfigur (ohne Vorstellung von *ich*; gerade nur der Platz, den ich einnehme, und das Radio in meiner Hand). Ich wollte nicht, dass der Abend zu Ende geht; und ich habe nicht einmal den Mut, meine Korrespondenz zu erledigen, so gefesselt bin ich. Die Abwesenheit von Kanapa stürzt mich noch tiefer da hinein, eine Alleinstehende unter vielen. Starker, starker Abend, wie ich es zu selten erlebe, und authentisch. Ich gehe erst um 11 Uhr schlafen.

Montag, 1. Januar

Das Resultat dieses schönen Tages und dieser langen Nacht ist, dass ich am nächsten Tag ziemlich kaputt bin. Ich schreibe an S., während ich frühstücke. Dann Ski: Mont d'Arbois, der Tour, Rochebrune. Nicht sehr gut. Ich mache jetzt ungefähr, was ich will, aber ich bin nicht fähig zu wollen, wie Gandillac³ sagen würde. Und dann Müdigkeit. Was ist Müdigkeit? Es ist nicht

² Maurice Le Patronier de Gandillac, Glairaut in den *Memoiren*, S. 263. Kommilitone Sartres und seiner «kleinen Kameraden» in der École Normale, ihr Prügelknabe; Gegenstand eines «Gedichts» von Sartre: «De Gandillac Le Patronier, / von den Dummen der Dümme...»

Bewusstsein vom müden Körper, es ist die Art und Weise, wie man sich dessen bewusst wird und sich verhält. Problem der Beziehung Bewusstsein-Körper – man ist nicht physisch müde, immer ist es Herzschwäche und eine konditionierte körperliche Verfassung. Ich bin nachdenklich und schlapp. Sehnsucht nach Sartre, und das alles kommt mir eitel vor ohne ihn.

Zurück, Mittagessen. Übermass an Freiheit, womit ich nichts anfangen kann – ebenso auf den Pisten, es fehlt mir ein Zwang, wie der, den die Gegenwart eines anderen schafft. Ich gehe zum Montjoux-dann habe ich die glückliche Eingebung, eine Abfahrt nach Combloux zu machen. Beginn bei der Piste Saint-Gervais, die ich sehr gut nehme, weil mich die Geschwindigkeit fortreisst und ich es leid bin hinzufallen; ich falle tatsächlich nicht. Dann unberührte Schneefelder, wunderbar – es ist so leicht, es ist kein Sport mehr, aber es ist reizend, die Geschwindigkeit macht hier keine Angst-Wohlbefinden. Sonne, Tannen, Gefühl von wunderbarem Spaziergang. Und Entzücken. Auf der Strasse ist der Rückweg eisig und langweilig, aber ein Auto nimmt mich nach Megève mit. Blauer Zug. Von 5 bis 6 Uhr warte ich auf die Seilbahn und schreibe dabei im kleinen Café der Bergführer an Bost. Seilbahn und Rückweg mit dem Skilehrer. Die Nacht ist milder als gestern und der Rückweg unter dem Sternenhimmel höchst poetisch. Der schöne junge Mann hat das Radio, tritt es mir aber ab und unterhält sich ein bisschen mit mir. Der Apparat rebelliert; etwas Chopin, Brahms und die *Achte Symphonie*. aus Budapest übertragen – aber der Gedanke ist ärgerlich, dass diese Kiste innen was verbirgt, obsessives Bedürfnis, sie auszuquetschen. Um 9 Uhr gebe ich es auf und gehe schlafen, todmüde. Den ganzen Abend hat der Musiker mit seiner Geige verschiedene Hintergrundgeräusche gemacht.

Dienstag, 2. Januar

Letzter Tag. Ich stehe früh auf, ich vertraue meinen Koffer dem Musiker an, der ihn mit der Seilbahn wegschicken wird, und ich mache einen Abfahrtslauf nach Saint-Gervais, glanzlos. Scheu in der Einsamkeit und zu starkes Fehlen von Instruktionen: während ich noch die passende Verhaltensregel suche, ist die Abfahrt schon vorbei, verhunzt. Aber es ist so schönes Wetter, dieser Morgen ist vergnüglich. Um 9 Uhr ½ lasse ich mich unten an der Strasse in einem Bistro nieder: es ist reizend, draussen in der Sonne zu sitzen – ich lese den Heinrich Heine, den ich vorsorglich an meinem Gürtel befestigt hatte. Bus nach Le Fayet, wo ich meinen Koffer lasse, und Les Houches. Ich hatte mich darauf gefreut, im Hotel des Voza-Passes zu essen, aber das Essen ist nicht besonders gut. Auf der blauen Piste losgefahren – zaghafte Abfahrt – eingeschüchtert durch die Einsamkeit, Vorsicht, die an Feigheit grenzt. Ich komme unten müde an und ohne moralischen Antrieb, so dass ich mich in einem Café verkrieche, statt wie vorgehabt noch mal hinaufzugehen. Wie ist dieses Tal von Chamonix doch kalt; vom Mont d'Arbois aus ist morgens und abends eine dicke Nebelschicht zu sehen, die es undurchdringlich zudeckt; und wenn man von den Höhen her dahineinkommt, wird man von eisiger Traurigkeit gepackt. Ich lese das Ende der Heine-Biographie – es interessiert mich, weil man nicht stärker «in Situation»* sein kann als dieser Mann, Jude, Flüchtling aus Deutschland, solidarisch mit den in Frankreich Exilierten usw. – seltsam, diese deutsche Im-migration vor hundert Jahren, ähnlich der von heute, und all die Menschen, die er gekannt hat – und diese höllische Liebe, à la Proust, und die-

* Hier ist wieder der philosophisch verstandene Begriff «Situation» gemeint; vgl. S. 180, Fussnote.

ses widerwärtige Ende. Ich lese, ich gehe in ein anderes Bistro, wo ich auf den Bus warte, ich schreibe an Sartre und Bost. Bus, vage Träumereien, Vergnügen an diesen Träumereien, etwas Seltenes. Erinnerung an letztes Jahr, als wir auf diesen Strassen spazierten, Sartre und ich, wir auf den Zug warteten und über Védrine sprachen.

Le Fayet. Kleines, warmes Café, mit grossen Wandschirmen zweigeteilt. Hinter den Wandschirmen verabschieden sich Soldaten von einem Hauptmann: «Sie sind für uns wie ein Vater gewesen», usw. Ich schreibe an meinem Tagebuch, korrigiere Arbeiten. Ich mag diesen langen Nachmittag vor der Abreise, diese Musse, dieses Sich-auf-die-Reise-Einstellen. Ich kaufe etwas zu essen, Bücher, *Le bœuf clandestin* [Das heimlich gegessene Beefsteak]⁴ und *Gilles* [dt.: *Die Unzulänglichen*] von Drieu La Rochelle.

Gegen 8 Uhr bin ich im Zug, vollkommen leer; die blaue Lampe ist ein ganz klein wenig abgesprungen, so dass ich ein bisschen *Le bœuf clandestin* lesen kann. Dann schlafe ich ein. In Bellegarde steigen Soldaten zu, vier, die nach Bourg fahren; Savoyarden mit starkem Akzent, die viel essen und trinken. Einer von ihnen spielt den Höflichen. «Ich muss kotzen», sagt ein Kumpel. «Red nicht so ordinär», sagt der andere – aus Rücksicht auf mich – er will das Licht aushaben, aber ein kleiner Soldat stöhnt in der Ecke: «Ich mag das nicht, da wird mir bange.» Ein anderer redet über seine Mutter: «Für eine Mutter ist es nicht gerade lustig; uns ist es egal, weil wir uns sowieso um alles einen Dreck scheren», dann wird er rührselig: «Mein kleiner Bruder ist zwanzig Jahre jünger als ich, er wird mich nicht wiedererkennen, wenn ich zurückkomme.» Schliesslich schlafen sie ein bisschen, und ich auch.

⁴ Von Marcel Aymé.

Mittwoch, 3. Januar

Gegen 7 Uhr aufgewacht. Flache, verschneite Landschaft. Ich lese *Le bœuf clandestin*, was nicht besonders amüsan ist – und *Gilles*, was nicht so langweilig ist. Ankunft um 9 Uhr – ich bin zufrieden, denn niemand weiss von meiner Rückkehr, ich habe einen langen freien Tag vor mir. Paris ist mild und ausgestorben – lange stehe ich vor dem Bahnhof und finde kein Taxi. Hotel. Kos. ist nicht da, und ich bin froh über diese grosse Freiheit. Toilette, Aufräumen, Friseur. Auf der Post Brief von Sartre von vorgestern und von Bost. Aber vage Enttäuschung, ich hatte mir eingebildet, ich würde ihn besuchen. Ich ärgere mich, dass der Shakespeare, die Tagebücher und die Briefe aus Megève noch nicht eingetroffen sind, aber da ist ein absurdes und tieferes Missbehagen im Spiel. Geld holen in Neuilly, dann Mittagessen zu Hause. Dann *Dôme*, wo ich 4 Stunden lang mit Leib und Seele arbeite, das, das macht mir Spass. Wieder zur Post: Päckchen an Sartre, Geld abgeschickt. Ein Brief von ihm von gestern, ich bin zufrieden. Ich esse in der *Coupole*, und genau mir gegenüber sitzt Gérassi und grüsst mich; er ist mit zwei Spaniern zusammen, dem Dichter Alberti und einem Journalisten, Borca, der Sartre bewundert. Um 8 Uhr gehe ich zu ihm; sie essen Schweinsrücken, den der Sohn Unamuno mit ihnen hätte essen sollen, aber er hat sie im Stich gelassen. Kaltes Atelier, voll Rauch vom gusseisernen Ofen. Sie sind deprimiert. Das republikanische Zentrum (?) wurde durchsucht, anderthalb Millionen wurden mitgenommen, wovon man den Spanienkämpfern eine Pension bezahlte; und Fernand hat gar kein Einkommen mehr. Sarraut verspricht, das Geld zurückzugeben, aber die Rechte ist dagegen. Im Übrigen verlangt Pétain, dass die Republikaner, die beim Radio arbeiten, aus Freundschaft zu Franco rausgeschmissen werden. Sie sind angewidert. Stépha hat keine

Arbeitsgenehmigung und unzählige Schwierigkeiten mit ihrem Personalausweis. Sie glauben selbstverständlich an einen zehnjährigen Krieg. Wollen abhauen. F. träumt davon, in Santo Domingo Fischer zu werden, und von ähnlichen Scherzen, und er nennt Stépha feige, weil sie sich in der Phantasie nicht in solche Abenteuer hineinziehen lassen will. Im Moment sind sie miteinander verkracht. F. arbeitet den ganzen Tag in einer Radiowerkstatt, wo er 2'000 Kröten verdient.

Ich verabschiede mich früh und gehe schlafen, ich bin müde; im Bett lese ich kurz *Gilles*, was mir Spass macht.

Donnerstag, 4. Januar

Es ist widerwärtig, in der Dunkelheit und Feuchtigkeit aufzuwachen. Um 7 Uhr ist es noch vollkommen finster; mein schöner täglicher Sonnenaufgang ist weit weg. Gepflegte Aufmachung wie immer bei der Rückkehr aus den Ferien: Bluse und türkiser Turban, das ist schön mit den Ohrringen und dem umgeänderten schwarz-weißen Mantel. Im *Dôme* von 8 Uhr ½ bis 10 Uhr etwas Arbeit. Wenn ich nur Zeit hätte, es läuft so gut. Stépha gesehen. Post: Briefe von Sartre und Zeilen von Bost. Unterricht. Sorokine am Ausgang, ganz nett und liebenswert. Wir essen in der blauen Brasserie und reden über unser Leben; es macht mir solchen Spass, sie wiederzusehen, dass ich ihr meinen Abend verspreche, falls Kos. nicht kommt. Wieder Unterricht, im Henri IV. Um 4 Uhr treffe ich im *Mahieu Védriane*. Ich bin eiskalt, wie immer beim ersten Wiedersehen mit ihr – sie ist nervös, voll verflixter Sorgen wegen ihrer Eltern, quengelig, weil sie vielleicht in Paris bleiben, und wie ein verwöhntes Kind. Wir reden, aber ich habe ihr nichts zu sagen, und sie mir auch nicht. Wir planen, wie wir uns dieses Trimester sehen:

zweimal in der Woche, abends, und hin und wieder ein bisschen, das wird mich nicht zu viel Zeit kosten. Erledigungen, wir gehen nochmal zur Post. Briefe von S. von gestern und von Bost. Wir verabschieden uns. Ich überlege einen Moment, ob ich den Abend für mich allein behalten soll, aber eine Nachricht, idyllisch, von Kos. kündigt ihre Rückkehr für morgen an; ich werde keinen freien Abend mehr haben, ich rufe Sorokine an und erledige meine Korrespondenz im *Dôme*, während ich auf sie warte. Sie kommt um 8 Uhr, ganz reizend. Sie will nicht mehr ins *Cabaret* gehen, sondern zu mir, wo sie mir alle ihre Geheimnisse zeigen will, die sie in einem kleinen Köfferchen angeschleppt hat. Sie zeigt mir: Briefe vom Oberst, von ihrer Freundin, Fotos, Gedichte, und eine graphische Darstellung «der Stimmung, der Arbeit und der Zeiteinteilung» in Violett und Rot auf violetterem Hintergrund; es geht ganz schön rauf und runter – sie erzählt, wie sie im Warenhaus Printemps geklaut hat: einen Monat lang klauten sie und ihre Freundin Mengen von Füllfederhaltern, die sie für 100 Sous in der Schule weiterverkauften – Wolle, Stoffe, die sie zu halbem Preis ihren Eltern gaben. «Meine Mutter ist so arm, man kann sie nicht die Preise der Warenhäuser bezahlen lassen.» Mit ihrem Verdienst leisteten sie sich auf der Weltausstellung Rutschbahnorgien. Aber eines Tages hat sie ein Aufseher angehalten: sie werden zur Polizeiwache gebracht, die Eltern werden geholt – finsternes Drama. Am schlimmsten war, dass die Eltern der Komplizenschaft verdächtigt und ihre Wohnungen durchsucht wurden. Ich muss schwören, dass ich diese Geschichte niemals weitererzähle.

Wir umarmen uns. Ich frage sie, muss sie fragen in Anbetracht unserer letzten Gespräche: «Möchten Sie eine wirklich vollständige Beziehung oder dass es so bleibt wie bisher? – Wie Sie möchten.» Ich mache also nichts weiter – aber kurz darauf

ist sie gereizt, guckt mich hasserfüllt an, schlägt mit der Faust herum, gräbt ihren Kopf ins Kopfkissen. Es ist fast 11 Uhr, es ist idiotisch, so auseinanderzugehen. Ich erkläre mich ihr. «Sie haben gesagt ‚wie Sie wollen‘, aber ich habe die Frage gestellt, weil ich es wollte.» Sie wird lockerer: «Ich wünsche so sehr, dass wir nicht scheinheilig sind!» Ich sage, dass ich es nicht bin; dass ich für meinen Teil gern die Sache weitertreiben möchte. Sie will, noch etwas feindselig, Genaueres wissen, ich bin verlegen, ich sage, es sei zum Beispiel nicht dasselbe, ob man angezogen ist oder nicht. «Ach! Ja», sie ärgert sich wieder. «Es ist nicht gut, die Sachen nur halb zu machen.» Ich fange an, sie ein bisschen auszuziehen, und sie sagt zu mir: «Machen Sie das Licht aus» – ich protestiere: «Aber wenn Sie sich schämen?» – «Nicht, wenn Sie das Licht ausmachen.» Ich mache das Licht aus und schlage vor: «Wollen Sie sich nicht ganz ausziehen?» Schockiertes Lachen. «Nein, nicht ganz.» Einen Augenblick danach sehr höflich: «Hätten Sie etwas dagegen, sich auszuziehen?» – «Aber nein.» Ich ziehe die Bluse aus. Eine Weile vergeht; sie sagt, ihr sei kalt, dann entschlossen: «Wenn wir schon dabei sind, dann schon richtig – aber lassen Sie das Licht aus!» Wir gehen also ins Bett. Es ist seltsam und schön, sie in den Arm zu nehmen, so ganz verwirrt über ihre Nacktheit und neugierig auf die Erfahrung. Ich streichele sie ein bisschen, aber nur kurz. Keine Sinnlichkeit. Auch bei ihr nicht, so glaube ich, weil die Schüchternheit sie lähmt; aber sie ist zufrieden, weil «wir nicht scheinheilig sind», und es «intim ist». Wir reden; im Dunkeln stellt sie Fragen: «Ob ich mit Sartre so schlafe? ob er Haare auf der Brust hat? ob er nackt vor mir herumgeht?» Jungfräuliches Schaudern vor dem Mann. Sie wirkt kolossal jungfräulich, ohne Moral, aber mit einem widerspenstigen Körper und Angst, lächerlich zu wirken, und unzähligen Hemmungen. «Es ist lächerlich, sich auszuziehen und wieder anzuziehen.» Wir reden

noch einen Augenblick zusammen; die Fremdartigkeit und die Müdigkeit machen aus dieser Stunde einen halben Traum, der nur schwer zu unserer Beziehung im Wachzustand passt. Um Mitternacht zieht sie sich im Dunkeln wieder an, küsst mich ungeniert bei Licht und geht. Ich bin erleichtert. Ich wusste, dass ich mit ihr schlafen musste, und hatte Angst vor leidenschaftlichen Ausbrüchen, aber sie war ganz nett und leicht und wie immer überraschend.

Freitag, 5. Januar

Um 8 Uhr aufgestanden. Von 8 Uhr $\frac{1}{2}$ bis Mittag Arbeit im *Dôme*-Kapitel 4 praktisch abgeschlossen, es läuft gut. Stépha gesehen, und gegen Mittag Wanda, nett, sie redet nett von der Mondfrau und von Laigle. Mittagessen mit Védrine, Kanapa und Lévy im *Biarritz*. Védrine hat einen wunderbaren Mantel aus Seehundfell an, sie reicht mir einen kleinen Brief, den ich beim Hinausgehen lese, sie beklagt sich, dass es gestern zwischen uns nicht gefunkt hat; sie glaubt, weil sie nervös gewesen ist. Ich fürchte, falls ihre Eltern nicht zurückkommen, wird sie schrecklich frei sein und meine Kälte spüren – aber wahrscheinlich kommen sie zurück, eine Aussicht, die sie finster stimmt.

Unterricht, 3 Stunden. Sorokine am Ausgang, reizend, sie begleitet mich zur Post. 3 Briefe von Sartre, ebenso von Bost, der an der Front ist, sich aber wacker damit abfindet. Ich lese das im *Versailles* –, tiefes Glück. Sartre kommt am 25. auf Urlaub, ich werde drei Wochen lang wie verrückt arbeiten und dabei denken, dass ich ihm diese Arbeit zeigen werde, es tut mir unheimlich gut. Ich gehe zu mir und warte auf Merleau-Ponty und Kos.,

aber beide kommen nicht, und von 5 bis 7 Uhr $\frac{1}{4}$ erledige ich meine Briefe und dies Tagebuch, mit dem ich ganz schön im Rückstand war. Unverhofftes Glück. Ich bin glücklich und frisch, und ganz zum Arbeiten aufgelegt, heute Abend.

Ich habe noch einen grossen Packen Schülerarbeiten korrigiert. M. P. ist um 9 Uhr $\frac{1}{4}$ vorbeigekommen, aber nur um sich mit mir zu verabreden, dann ist Wanda gekommen und wir waren zusammen im *College Inn*. Nicht einmal die Pianistin ist mehr da, und es ist ziemlich deprimierend. Aber wir reden sehr nett miteinander. Geschichten über die Mondfrau, die eine Löwin der Nachkriegszeit werden will. Ich erzähle auch was, unter anderem von Sorokine. Ich mag Wandas Gesicht, ihre Stimme, ihre Art zu erzählen; sie ist ganz anziehend und reizend.

Samstag, 6. Januar

Wenig gearbeitet, aber es bedrückt mich kaum, weil die letzten Tage so arbeitsam waren. Zwei Stunden Unterricht – dann $1\frac{1}{2}$ Stunden Arbeit im *Dôme*. Dann kommt Védrine, mit der ich esse – sie ist entspannt und nett und es ist schön. Wenn sie mir so vertraut und alltäglich vorkommt, der Umgang mit ihr leicht ist, rede ich gern mit ihr; ich komme nicht über mich selbst hinaus, aber es stört mich auch nicht. Nach dem Essen machen wir uns an die Arbeit; eine gewisse Schülerin von M. P. trifft ein, ich weiss nicht warum. Ich schiebe sie zu Védrine ab und arbeite weiter. Dann kommt M. Ponty, und Védrine geht. Er findet sie zu selbstsicher und berechnend, das stimmt ein bisschen. Er erzählt, aber nicht allzuviel: sein tagtägliches Leben; er ist Leutnant des Nachrichtendienstes an der luxemburgischen Grenze, in einem reichen Industriegebiet-hinter ihm liegen evakuierte Dörfer, aber seine Gegend ist reich und voller Zivilisten

– er wohnt bei einer Hebamme, auf einem harten Entbindungsbett mit Blutspritzern an den Wänden – er arbeitet viel, isst mit den Offizieren, deren Niveau unvorstellbar ist, so sagt er. Erzählt mir, wie eine Bistro- Bordell-Wirtin in Luxemburg festgenommen wurde, bei der die Soldaten trotz Verbot einkehrten und die sie für Deutschland ausspionierte. Und auch von einer Alarmnacht, als man am 18. Oktober einen deutschen Angriff erwartete und die Männer sich in Gräben verschanzt hatten, und wie er auf seinem Aussichtsposten die luxemburgische Ebene und die langen, geraden Strassen beobachtete, auf denen die Deutschen langkommen sollten, und die Enttäuschung der Kerle, die sogar hier kolossal «interessiert» sind. Und wie der Oberst (wie in *Verdun*) sich aufführt, weil man vor der Maginotlinie steht und die Infanterie nicht mit Artillerie unterstützen will, aus Angst, das Geschütz zu verlieren. Er möchte, dass ich mich etwas um seine Schülerin kümmere: kleiner Mund, hartes, interessantes Gesicht, überhaupt nicht hässlich. Es reizt mich ein bisschen, aber ich lehne ab, aus Zeitmangel.

Dann gehe ich zur Post – bei mir ein ungeheurer Packer Briefe, viele von Sartre, aus Megève nachgeschickt. Ich lese sie im *Vikings* in Gegenwart von Sorokine. Unterrichtsstunde über Leibniz, es macht mir etwas Spass, mich in diese seltsame Form des Denkens zu stürzen; vor allem weil alles gründlich erklärt werden muss. Wir reden; erzählt mir noch Geschichten über den Oberst, wie sie ein Bild von ihm geklaut hat, usw. Im Taxi mit ihr bis zum *Hoggar*, wo ich an Sartre und Bost schreibe, während ich auf Védrine warte. Nette und leichte Unterhaltung. Ich esse einen algerischen Salat und beim Elsässer Kuchen und schlafe bei ihr. Ohne Problem, es ist wahrhaftig die alte, seriöse Beziehung, monoton, aber bequem. Störend nur dieser tiefe Ekel vor ihrem Körper, aber wir halten uns nur kurz dabei auf. Schlaf.

Sonntag, 7. Januar

Angenehmer fleissiger Tag – ich gehe zum Hotel, fühle mich ein bisschen wie eine Ehebrecherin, aber Kos. ist noch nicht aufgetaucht, und mein Seitensprung wird nicht rauskommen. Toilette. Um 9 Uhr gehe ich ins *Dôme* und bewege mich bis 4 Uhr ½ nicht vom Fleck. Ich trinke Kaffee und esse *Suisses**; rauche und arbeite. Um 12 Uhr ½ esse ich Rindfleisch und lese dabei *Gilles*. Von 1 bis 4 Uhr arbeite ich wieder. Von 4 bis 4 Uhr ½ schreibe ich an Sartre. Und ich bin nicht müde, das ist wunderbar. Ich habe fast 25 Seiten geschafft: überarbeitet, versteht sich, das ist der ganze Anfang von Kap. 5. Ich bin unheimlich zufrieden. Ich glaube, Kos. ist vielleicht zurück, aber ein ganzer Tag Einsamkeit gefällt mir allzu gut, und ich habe Lust auf Konzert. Ich gehe nicht im Hotel vorbei. Ich gehe über die Boulevards: das Konservatorium ist geschlossen – zu Fuss bis zur Opéra Comique; schmieriger Nebel, und die Strassen sind voller Menschen, aber diese sonntäglichen dunklen und feuchten Boulevards gefallen mir – Strassenhändler erhellen in der Dunkelheit mit Azetylenlampen ihre Auslagen, wie in Venedig. Müdigkeit, aber angenehm. Im Taxi zur Salle Gaveau; ein Logenplatz, wie früher bei den Quartettaufführungen, als Bost sich von Zuorro aushalten liess. Ich schreibe ihm von dort ein paar Zeilen – Berlioz, *Pelléas et Mélisande* von Fauré, eine höchst langweilige *Symphonie espagnole* von Lalo; weil ich nicht durchschaue, warum eine Musik schlecht ist, glaube ich häufig, bloss ich sei davon angewidert, es wirkt auf mich so; und ich bin froh, dass ich an der *Nocturne* von Debussy Gefallen finde. Am Ende wird die *Rhapsodie espagnole* NM\ Ravel gespielt, die Kos. und mir so gut gefallen hatte. Ich wollte vor allem sie noch einmal hören.

* Art Rosinenbrot.

Zurück mit dem U⁵. Im Zimmer von Kos. ist Licht; ich verspüre immer einen kleinen Stich, eine vage Angst. Eine liebenswerte Nachricht unter meiner Tür und im Zimmer eine reizende Kos. in einer blau bedruckten Bluse wie auf ihrem grossen Foto. Wir essen oben in der *Rotonde* zu Abend und reden. Erzählt über ihren Aufenthalt in Laigle – den Besuch der Mondfrau und die schreckliche Geschichte der Abtreibung von A. Menard: die Frau, die im Hotelzimmer schreit, die aufgescheuchten Leute auf dem Treppenabsatz, der schlafende Arzt, zwei kopflose Freundinnen, die sie anflehen, ruhig zu sein, und plötzlich, als sie steht, ein blonder Kopf zwischen ihren Beinen, ein Kind, das auf die Erde fällt. Halb ohnmächtig hört sie plötzlich ein Wimmern; da wird der Arzt wach, das Kind lebt, Bestürzung: es war schwierig im siebten Monat, Kindsmord, Gefängnis – sie fleht sie an, das Kind zu töten, sie weigern sich, da schleppt sie sich zu ihm hin, erwürgt es und fällt in Ohnmacht. Kurz darauf heult sie wieder auf und erbricht – die Kerle suchen das Weite und lassen sie mit dem Kind allein, sie wickelt es in Papier und steckt es in einen Koffer. Schrecklicher Blutverlust. Zum Glück versprechen die Leute aus dem Hotel, den Mund zu halten, waschen die Laken. Aber als die Mondfrau nach drei Tagen aufkreuzt, riecht es im Zimmer schrecklich nach Aas; Waschbecken, Bidet sind von geronnenem Blut verstopft. Menard erzählt ihr die Geschichte und öffnet einen Koffer: man sieht das Baby, den umgedrehten Hals, das heitere Gesicht – die Mondfrau lässt sich nichts anmerken, aber als Menard weinerlich mit «Mein armes kleines Mädchen, sie sah mir ähnlich» usw. anfängt, fährt sie ihr angewidert über den Mund: «Hören Sie auf, oder ich haue auf der Stelle ab.» – «Ja, Sie haben recht», sagt Menard und schneuzt sich, um ihre Tränen zu verbergen.

⁵ Ein Bus.

Sie bittet die Mondfrau, die Leiche und die Wäschestücke in die Kanalisation zu werfen; die Mondfrau will nur die Leiche nehmen; das Paket ist zu gross; da drückt Ménard einfach den Koffer zusammen, dabei krachen die kleinen Knochen. Die Mondfrau nimmt es mit und schmeisst es in die Kanalisation, praktisch vor den Augen eines Polizisten. Ganz verdreht erzählt sie das dann abends ihrem Polen, den es schaudert: «Drecksfranzösin», usw., und er droht, sie zu verlassen.

Wir reden so bis Mitternacht. Ich lege mich hin und schlafe ein.

Montag, 8. Januar

Zwei Stunden Unterricht – Arbeit in der *Source* – um 12 Uhr $\frac{3}{4}$ kommt Védrine; sie ist sehr nett, wir essen, und ich erkläre ihr allerhand in Mathematik. Lycée H. IV – am Ausgang Sorokine, reizend; sie hat endlich beschlossen, das Mädchen anzusprechen, dem sie in der Bibliothek nachgegangen war; sie hat sich zusammengerissen: «Ich möchte mit Ihnen sprechen», die andere hat gelächelt, ganz schön überrascht; Sorokine hat sich gewunden, ihre Beine haben gezittert, und sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Schliesslich hat sie herausgebracht: «Wir müssen uns sehen, eine Stunde, mehr nicht, für den Fall, dass wir uns nicht gefallen», und sie haben sich verabredet. Sie erzählt mir das im Taxi, mit dem ich zur Post fahre, und sie begleitet mich zum *Dôme* –, ich setze mich nach hinten. Ich lese meine Briefe, einen langen, zärtlichen von Bost, einen langen, reizenden von Sartre. Ich arbeite. Adamov kommt vorbei, verdreht die Augen und bittet um ein Rendezvous, ich lehne ab. Ménard ist da, imposant, abgebrüht, sie schäkert mit Männern, und es ist

seltsam, sie nach der Erzählung der Mondfrau zu sehen. Arbeit, und ich gehe zu mir und schreibe meine Briefe. Kos. kommt um 7 Uhr ½, wir essen bei *Pagès* zu Abend, wir gehen auf die Terrasse des *Dôme*. Da ist Y. Morineau, ganz allein, jämmerlich wie damals in der Brasserie *Paul* in Rouen, wie eine ehrbare Dirne oder eine Verkäuferin von *Burma**, die sich anmachen lässt – schleppendes Gespräch; Y. Remade ist eine echte Nutte, die Probleme mit der Polizei hatte. Wir hängen sie ab, wir gehen hinein – ich gehe zur Zeit so selten ins *Dôme*, dass es mir romantisch vorkommt. Wir reden, ich rede über den Wintersport, über Sorokine usw. Kos. ist munter und verführerisch, und es gefällt mir mit ihr. Wir gehen nach Hause, und ich schlafe gegen Mitternacht ein.

Dienstag, 9. Januar

Morgens den grauen Luxembourg durchquert, bei *Mahieu* gefrühstückt, das entzückt mich immer. Henri IV – ich habe Praktikanten⁶, denen ich einen Packen Schülerarbeiten unterjubele. Arbeit im *Mahieu* – ich esse mit Sorokine in der *Milk Bar*, Boulevard Saint-Germain – es ist schön, aber als wir zur Métro runtergehen, erklärt sie mir, dass ich meine Freunde schlecht einstufe, dass ich ihnen meine Zeit nicht nach Anciennität zuteilen dürfe, sondern nach Zuneigung; ich wehre mich. Sagt zu mir, wie Védrine, man dürfe sich den Leuten gegenüber zu nichts verpflichtet fühlen oder als ob man ihnen etwas schulde –

* Unechter, aber eleganter Modeschmuck.

⁶ Studenten, die die Agrégation anstrebten und einige Wochen in einer Abschlussklasse zubrachten, um sich auf das Lehramt vorzubereiten.

was sie nicht hindert, Ansprüche zu stellen. Unterricht. Um 3 Uhr $\frac{1}{4}$ gehe ich zum *Versailles* – Arbeit – Post – mit dem AF*, in dem ich meine Briefe lese, bis zum *Dauphin*, Place du Théâtre Français, wo ich meine Briefe schreibe. Wir sind gegen 7 Uhr verabredet, um uns *Chacun sa vérité* [dt.: *So ist es – wie es Ihnen scheint*] ** anzusehen; sie kommen um 7 Uhr $\frac{1}{2}$, und ich kann dies Tagebuch voranbringen. Es ist nicht mehr wirklich interessant, aber es macht mir Spass, den Umriss eines Jahres festzuhalten. Sie treffen ein, wir essen Eis, und gehen in eine kleine Bar, in der ich mit Poupette und Gégé gewesen bin und die eine Mischung aus *Cintra*, Skihütte und Jagdhaus ist. Ich trinke einen Sherry und esse längliche Sandwichs. Wir reden. Kos. fiebert vor Wut, weil sie aus Dullins Unterricht kommt; sie hat Poesie rezitiert, er hat ihr über die Haare gestrichen, aber das macht sie kopflos, ein auf sie gerichtetes Bewusstsein, sie ist ausser sich. Interessanter als Wanda, aber W. sieht hübscher aus – begrenzter Liebreiz, aber weniger fade, etwas rau und hart. Wir kommen am Ende des Einakters in unsere Loge: *12 Louis* – entsetzlich, und wir gehen im Foyer auf und ab. Wanda entzückt, weil es so gross ist. Kos. hat Zahnschmerzen. *Chacun sa vérité* mit Ledoux, Bovy, Debucourt, wunderbar gespielt und inszeniert, verflixt gut. Schöner Abend. Aber als wir rausgehen, werden die Zahnschmerzen von Kos. schlimmer – kein Taxi, wir nehmen die Métro, wo sie zusammenbricht – auf dem Rückweg stampft sie mit den Füßen auf und schluchzt, was mich ärgert, weil sie doch nur zum Zahnarzt zu gehen brauchte. Um Mitternacht ins Bett gegangen.

* Ein Bus.

** Komödie von Luigi Pirandello: *Così è se vi pare*, Uraufführung 1917.

Mittwoch, 10. Januar

Freier Tag und schöner Arbeitstag. In einer Woche habe ich seit meiner Rückkehr 60 Seiten überarbeitet, eine Leistung. Ich bin vor 9 Uhr im *Dôme* mit *Le Canard enchaîné* und *La Semaine à Paris*, in denen ich die Unterhaltungsangebote dieser Woche durchgehe, aber es gibt nicht viel. Arbeit von 9 Uhr bis 12¼, Unterbrechung durch ein kurzes Gespräch mit Stépha: Gérassi tobt, weil er arbeiten muss – und durch Védrine, die eintrifft und neben mir arbeitet. Mittagessen mit meiner Familie – mein Vater etwas weniger senil – er empfiehlt seinen Freunden aus dem *Versailles*, *Lemur TAX* lesen; man bewundert es, man meint, die Moral von *L'enfance d'un chef** bestehe darin, dass «ein Chef nicht nur energisch, sondern auch brutal sein muss». Ich gehe ins *Versailles*, wo ich von 2 bis 5 Uhr neben Védrine arbeite, die mein Kap. 3 liest und richtige Bemerkungen macht. Eine Gruppe von schrecklichen, biedereren Nutten – die eine findet, ich räuchere sie ein, und beschimpft mich als «alte Spinnerin». Um 5 Uhr treffe ich Sorokine. «Das gibt dir Stoff für einen Roman», sagt Védrine überlegen; kein einziges Mal hat sie sich erkundigt, ob Sorokine mir gefällt, sie glaubt auch nicht, dass sie irgendeinen Wert haben könnte – als ob sie allein auf der Welt wäre. Seltsam blinder Dünkel, der weder Selbstgefälligkeit noch irgendwas anderes ist: bloss Borniertheit. Reizender Spätnachmittag mit Sorokine, wir erklären Descartes – dann wirft sie sich in meine Arme, sagt, sie sei gestern wegen mir verstört gewesen, aber ich beteuere meine Zuneigung, und sie ist leidenschaftlich

* Erzählung aus Jean-Paul Sartre Erzählband *Le murvon* 1939 (siehe dazu die Fussnote auf Seite 264), in der der Weg eines Jungen bis zur Teilnahme an den faschistischen Gruppierungen der zwanziger Jahre nachgezeichnet wird.

glücklich – sie versteht es, aus der Leidenschaft eine Anmut zu machen – sie flüstert mir ihren kleinen Groll, ihre Sorge, ihre Liebe zu und drückt mich dabei an sich, ich bin gerührt; um nicht scheinheilig zu sein, und aus Zärtlichkeit reisst sie sich zusammen und sagt: «Ich mag es, wenn Sie mich streicheln, ich mag in Ihren Armen liegen» – sie glaubt mir nicht wirklich, als ich es ihr sage, aber ich verbringe gern den Abend so mit ihr.

Kos. erscheint nicht, und ich habe eine Stunde, um meine Briefe zu schreiben. Ich gehe hinauf; sie hat ihren neuen Mantel an, der nicht besonders hübsch ist. Wanda ist da. Wir begrüßen uns. Ich gehe mit Kos. in die *Milk Bar*, teile ihr mit, dass ich Védrine an manchen Abenden sehe, und sie schluckt es. Wir gehen um 10 Uhr $\frac{1}{2}$ zurück, weil sie Angst hat, Zahnschmerzen zu bekommen, und ich schreibe vorm Einschlafen an Poupette und an diesem Tagebuch.

Donnerstag, 11. Januar

Um 8 Uhr $\frac{1}{2}$ im *Dôme* bei der Arbeit, bis 10 Uhr – Unterricht – Mittagessen mit Sorokine. Sie entzückt mich mit ihrer Verachtung für meine literarische Arbeit: «Sie, Sie *erfinden* Dinge, um sie zu schreiben», sagt sie spöttisch und entrüstet in der kleinen blauen Brasserie, während sie die donnerstags übliche Salade niçoise isst; ich erkläre ihr allerhand über Abtreibung und Präservative, was sie überaus interessiert. Lycée H. IV. Arbeit oben im *Mahieu*, am Fenster, von wo aus der kahle Luxembourg zu sehen ist; zwischen Studentenpaaren. Védrine kommt um 5 Uhr $\frac{1}{2}$, und wir flitzen im Taxi zur Opéra Comique. Wir bekommen eine ausgezeichnete Parkettloge und wohnen von 6 bis 10 Uhr der *Hochzeit des Figaro* bei, es singen Calanal, Bourdin, Delprat – ausserordentlich schön. Bei einer

leichten Musik und einem leichten Thema schwinden die Nachteile der Oper; nichts will mehr ernst genommen werden, künstliche Handlung und Ausstattung. Wir essen bei *Capoulade*, dann Brief an Sartre im *Mahieu*. Ich schlafe bei ihr. Physisch angeekelt von ihrer Haut, von ihrem Geruch vor allem: fäkaler Geruch, affektierter Gesichtsausdruck. Wir reden etwas darüber, dass sie sich oft von ihren Spässen hinreissen lässt und mich schockiert. «Ich bin nicht authentisch», schliesst sie zu Recht. Während der Nacht umarmt sie mich, ich fahre vor Schreck hoch und ärgere mich.

Freitag, 12. Januar

6½ Stunden Arbeit. Ich stehe um 8 Uhr auf und laufe zum Hotel; Toilette, dann ins *Dôme*, wo ich von 9 Uhr bis Mittag arbeite. Géraldi kommt vorbei und sagt mir, Stépha habe ihm gesagt, ich wolle sie nicht besuchen, weil ich ihn zu hässlich fände, und ich dementiere energisch. Schnelles Essen bei *Mirov* mit Védrine und ihrer Schwester – dann lasse ich meine Schülerinnen eine Klassenarbeit schreiben, und ich arbeite 3½ Stunden lang. Ich habe in einem einzigen Tag das ganze Kap. 6 über Elisabeth überarbeitet. Allerdings war daran nicht viel zu machen. Am Ausgang wartet eine ehemalige Schülerin auf mich, Nicole Berman; weil mir gerade danach ist, trinke ich mit ihr einen Kaffee bei *Capoulade* – ziemlich hübsch, nicht zu dumm, aber auch nicht sehr kurzweilig. Dann eine Stunde bei Gégé, die mir über ihr Treffen mit Poupette berichtet; und über einen Traum in der Art einer «entzückenden Liebelei», sie regt an, Sartre solle daraus eine Erzählung machen. Dann Post, zwei Briefe von Sartre – Korrespondenz im *Versailles*. Ich treffe Kos., wir essen im *Dôme* zu Abend, gegen 11 Uhr zurück und schlaf.

Samstag, 13. Januar

Ungeheurer Arbeitstag. Zwei Stunden im C. See – am Ausgang treffe ich Sorokine, sie ist überzeugt, dass ich sie gestern um 1 Uhr absichtlich am Henri IV verpasst habe, wo sie wütend zu Mittag isst, wütend, dass sie gekommen ist – ich sage ihr, ich hätte ihr ein Telegramm geschickt, und das beruhigt sie. Sie begleitet mich ins Quartier Latin und ich gebe ihr Geld, damit sie ein Abonnement bei Monnier⁷ abholt. Dann gehe ich in die *Source*, wo ich im Durchzug sitze und arbeite. Védrine kommt und liest die Kap. 4 und 5 meines Romans, die sie tadellos findet, was mich immerhin freut. Wir essen zusammen im kleinen elsässischen Restaurant; wir gehen bei Monnier vorbei, um die Fotos von Sartre anzusehen, aber vergeblich. Ich kaufe die letzten Jules Romains. Dann lassen wir uns hinten in der *Sorbonne* nieder, wo unsägliche kleine Studenten Karten spielen – Arbeit bis nach 6 Uhr ½. Im Taxi zur Post, wo ich an Bost ein grosses Paket Wurstwaren schicke. Brief von Sartre. Um 7 Uhr esse ich in der *Coupole* zu Abend, schreibe meine Briefe und ein bisschen an meinem Tagebuch; ich kaufe Umschläge für die Briefe, und am Ausgang des Papiergeschäfts treffe ich Sorokine, ganz hübsch mit ihrem karierten Kopftuch und aufgepflanzt wie ein lebendiger Vorwurf: sie kam aus der Métro, hat mich ins Geschäft gehen sehen und gemeint, ich käme zu spät. Wir gehen nach Hause, ich kriege einen kleinen Schreck, weil ich mein Tagebuch in der *Coupole* vergessen habe: wir laufen hin und finden es zum Glück wieder. Wir gehen zurück, es ist 9 Uhr – einen sehr, sehr kurzen Augenblick reden wir miteinander, dann

⁷ Adrienne Monnier betrieb die berühmte Buchhandlung Maison des Amis des livres, Rue de l'Odéon 7, wo zahlreiche Schriftsteller wie Joyce und Gide aus und ein gingen; Gisèle Freund hatte dort ihre Fotos von Sartre ausgestellt.

Küsse und sehr schnell Umarmungen, und wir machen das Licht aus und legen uns ins Bett – diesmal ist sie entspannt und leidenschaftlich glücklich und zärtlich, immer noch genauso zurückhaltend in ihrer Leidenschaftlichkeit, genauso anmutig in ihrer Zärtlichkeit. Wir machen das Licht wieder an, um die Tagebücher zu lesen, aber wir lesen wenig; sie stellt mir Fragen, «was könnten Frauen Schlimmeres miteinander tun?» und «ob wir Kriminelle sind, ob wir Gefängnis verdient haben?», ein Gedanke, der sie entzücken würde – ich habe absolut das Gefühl einer «Initiation», was mich beschämen würde, wenn ich nicht selbst hingerissen wäre. Keine Spur von Leidenschaftlichkeit für sie, aber unendliche Zärtlichkeit und Wertschätzung, ich möchte ihr um nichts auf der Welt weh tun – ein so rührendes Gesicht, wenn sie mit der ihr möglichen Hingabe lächelt, einer akzeptierten Hingabe, die sie nie überwältigt. Wieder Liebkosungen, gegenseitig, schüchtern, aber nicht ohne Anmut – körperliche Zärtlichkeit auch für sie. Schöner Abend. Sie geht etwas vor Mitternacht weg, vergisst in ihrer Verwirrung Uhr, Brille, Kämmе – und ich schlafe ein.

Sonntag, 14. Januar

Ab 9 Uhr im *Dôme*, ich rühre mich nicht vom Fleck vor 4 Uhr ½ – angestregtes Arbeiten. Ich muss ein ganzes Kapitel neu erfinden, ich habe mit der Fortsetzung angefangen, und da muss ich mich mehranstrengen als bei der Arbeit vorher. Frühstück-Mittagessen, dabei lese ich ein bisschen Jules Romains – Händedruck mit Gérassi und unbedeutende halbe Stunde mit Védri-ne halten mich kaum eine Stunde von meiner Arbeit ab. Brief an Sartre, dann gehe ich zu Kos. Ich treffe sie zusammen mit Wan-

da, die ein wenig aufgelöst vom Flohmarkt zurückgekommen ist – sie selbst hat den ganzen Tag über Zahnschmerzen gehabt, und gestern hat sie mitten im Unterricht vor Ärger geweint, weil ihre Rolle zu leicht war und sie zu leichtfertig gespielt hat. Sie sieht im Übrigen reizend aus mit ihrer grossen schottischen Kapuze, während sie mir all das erzählt. Mit dem U zur Salle Gaveau, wo wir keine Plätze mehr bekommen; wir bestehen darauf, aber müssen schliesslich aufgeben; mit dem Taxi zum Kino Boul' Mich, wo wir *Les disparus de Saint-Agil* [dt.: *Das Geheimnis von Saint-Agil*] sehen mit Michel Simon und von Stroheim, die ausgezeichnet sind, und Mouloudji, der uns amüsiert – es gibt auch einen reizenden Zeichentrickfilm in Farbe *Le rat de ville et le rat des champs* [Die Stadtmaus und die Feldmaus] und in der Wochenschau schreckliche Kanonen, so schöne, edle Maschinen, die einem vorkommen, als seien sie für etwas ganz anderes gemacht als zum Zermatschen von weichem Fleisch – Schützengräben, Schlamm, ich bin starr vor Entsetzen. Von dort gehen wir hoch in die *Rotonde*, wo wir einen ziemlich trübsinnigen Augenblick verbringen, weil Kos. Zahnschmerzen hat. Wir gehen nach Hause, und ich habe vorm Schlafen noch Zeit, an Bost zu schreiben.

Montag, 15. Januar

Unterricht. Arbeit in der *Sorbonne* neben Védrine – Sauerkraut, dabei lese ich J. Romains: das macht 2½ Stunden Arbeit – Lycée H. IV – am Ausgang Metzger, die ich abweise, und Védrine, die mich begleitet, während ich Poupettes Miete bezahle und dann bei Florès, Rue Broca, ein Grammophon hole. Es ist schön draussen, das heisst grau und mild, und traurig; ein Wintertag in Paris, in netten, ein bisschen vereinsamten Vierteln – das Atelier

von Florès ist am Ende einer reizenden Sackgasse, die nur von Ateliers gesäumt ist und in der ganz hinten ein grosser Mann aus Gips steht – man geht eine kleine Treppe rauf und ist bei ihm; er zeigt Bilder, sie sind ein bisschen maniert, wenn auch kühl, ein kubistisch schwerfälliger Aufguss von Watteau. Wir nehmen das Grammophon mit, wir bringen es zu mir, und ich gehe mit Védrine ins *Versailles*, nachdem ich meine Briefe geholt habe – zwei lange, schöne von Sartre, der mir so lebendig, so lebhaft vorkommt, das heitert mich auf. Ich antworte ihm, und als Védrine weg ist, lese ich die 3 kleinen Briefe von Bost, der 25 Tage lang nicht abgelöst worden ist, der friert und sich langsam aufregt. Ich schreibe ihm und arbeite noch 2 Stunden. Die Leute neben mir wecken meine Neugier: ein Hauptmann und seine Frau, die er Minette nennt und deren Rücken er reibt – in Schwarz und Violett, anständig und nicht «gut drauf» – ein Mann von der *N.R.F.*, der mir bekannt vorkommt – ein anderes Offizierspaar – Frauen, Intellektuellen aus dem *Dôme* ähnlich, aber wohlhabend – und all das redet von gemeinsamen Festessen und Apéritif. Schliesslich kommt Carteret dazu, mit seinem langen Bart und seinen schmutzigen Haaren. Sie reden über Anthropologie, ich komme nicht dahinter, was all diese verschiedenen Leute miteinander verbindet, aber es macht mir Spass, ihnen zuzuhören.

Ich gehe kurz nach 8 Uhr zu mir und treffe Gérassi bei den Kos.: wir können nicht zusammen ausgehen – so beschliessen Kos. und ich nach kurzer Unschlüssigkeit, dass wir bei *Dominique* essen und dann Wanda im *Jockey* treffen werden. Bei *Dominique* bekommt Kos. ein bisschen Zahnweh, aber es geht vorbei. Im *Jockey* sitzen wir gut, ich trinke einen Alexandra*,

* Ein Cocktail aus Cognac, Kakao, Sahne, Muskatnuss.

ich habe bereits bei *Dominique* den Wodka von Kos. getrunken, aber überhaupt nichts gespürt – die beiden werden schon bei einem Martini ganz munter; sie tanzen sehr schön zusammen – wir reden etwas – viele Leute: junge, geschniiegelte Offiziere, die sich ganz heroisch und schön vorkommen und mit ziemlich eleganten Nutten tanzen – eine betrunkene Frau fällt der Länge nach mitten auf die Tanzfläche, sie zerrt einen Hund hinter sich her, den sie systematisch am Schlafen hindert – sie braucht einen Mann und hängt sich schliesslich an einen Fettleibigen. Schlechte Darbietungen: eine weissgekleidete Sängerin aus Marseille, ganz jämmerlich, und das Nachahmungstalent Rue-doux, er ahmt nichts nach; die betrunkene Frau lockert diese Nummer etwas auf. Idylle mit Wanda.

Wir gehen um 11 Uhr nach Hause, und ich lese ein bisschen.

Dienstag, 16. Januar

Um 8 Uhr im *Mahieu*, vorher durch den Luxembourg; ich lese einen kurzen Augenblick, dann Unterricht im Henri IV. Ich bin etwas trübsinnig, gestern Abend habe ich beim Gedanken an Sartre Tränen vergossen, in einer wahrhaft trostlosen Stimmung – ich fühle keinen stechenden Schmerz, aber diese Sehnsucht verzehrt mich. Zum Glück hänge ich an meiner Arbeit. Von 10 Uhr bis Mittag Arbeit. Essen in der *Milk Bar* Saint-Germain mit Sorokine, die immer noch genauso nett und zärtlich ist. Dann 4 Stunden Klassenarbeit, dabei mache ich meinen Roman. Ich gehe zur Post; Brief von Sartre, dessen Urlaub verschoben ist – ich gehe zur Place Pigalle und schreibe in einer roten Brasserie an Sartre und Bost. Dann schlepe ich mich zur Place Dancourt,

um der Probe zu *Bichard III.* beizuwohnen.⁸ Bei *Touraine* treffe ich Wanda, die auf mich warten sollte und die mich in den Saal führt, hinter den Kulissen über die Bühne. Wir setzen uns neben Kos. – ich bin entzückt, dort zu sein. Zunächst kommt es mir wie mein Privateigentum vor, weil ich es in meinem Roman beschrieben habe, und ich finde, ich habe es sehr gut wiedergegeben – dann erinnert es mich an die Vergangenheit – und ausserdem ist es an sich schon erfreulich, obwohl es nicht mehr die Dichte von früher hat, es kommt mir wie eine Familie vor. Schöne Bühnenbilder, schöne Kostüme, Mayenne Copeau wunderbar in ihrem schwarzen Kleid und mit ihrer weissen Haube; Blin strahlend im weissen Gewand Buckinghams. Dullin trägt als einziger seinen hellen Sakko und eine Baskenmütze, mit der er schelmisch aussieht. Die Frauen spielen gut, und Dullin ist phantastisch; die Männer weniger gut, sogar Blin, der wie ein etwas unheimlicher Engel aussieht, aber noch viel zu engelhaft und nicht unheimlich genug; ausser in der Todesszene, in der er phantastisch ist. Mouloudji streicht nach seiner kleinen Szene im Geisternachthemd im Saal herum; ich begrüsse Kéchéléwicz, die ziemlich schön ist. Dullin lässt einige seiner kleinen «sketches»⁹ los, wie Mouloudji sie charmant nennt – einen besonders gelungenen vom Balkon aus, wo er eine Rede an die Menge halten muss. Er begrüsst mich: «*Sie* hat eine Bronchitis», sagt er zu mir mit dieser frommen und scheinheiligen Miene, die er aufsetzt, wenn er von Toulouse redet.

Kos. tobt vor Hunger – um 9 Uhr ½ folge ich ihr schliesslich genauso hungrig, und ich verpasse den letzten Akt. Wir essen bei *Touraine TAI* Abend, wo es wirklich schön ist, mit den Leu-

⁸ Im Théâtre de l'Atelier.

⁹ Fast schon rituelle Verzweiflungs- und Wutanfälle mit Flüchen und Verwünschungen, sehr unterhaltsam für Eingeweihte.

ten aus dem Viertel, die Karten spielen, der Wirtin, die mit Kos. über die Probe diskutiert, und dem Elektriker, der um 9 Uhr weggegangen ist. Wir gehen um 11 Uhr nach Hause, Kos. kaputt; und ich habe Zeit, Briefe und mein Tagebuch zu schreiben und lang zu schlafen.

Mittwoch, 17. Januar

Ab 8 Uhr $\frac{1}{2}$ arbeite ich im *Dôme* – ich komme auf drei gute Stunden, immer noch an diesem neuen Kap. 7, das gut läuft. Essen bei meinen Eltern, wo es eiskalt ist, mit den Cousins Cordonnier – 1 Stunde im *Lutétia*, wo ich mit Madame Maney, die mit den Nerven ganz fertig ist, verabredet bin – zur Post, kein Brief. Ich gehe nach Hause und schreibe meine Briefe, und Sorokine kommt. Leibniz, Unterhaltung – sie gesteht mir, dass sie mich mit dem jungen blonden Mädchen angelogen hat: es hat sie zum Narren gehabt und überhaupt nicht daran gedacht, zur Verabredung zu kommen – sie verrät mir ein grosses Geheimnis: eine Erzählung mit dem Titel «Le râtelier»*, die sie zusammen mit ihrer Freundin geschrieben hat. Reizend, aber am Anfang nervös und wütend, dass sie gehen muss. Ich habe eine $\frac{1}{2}$ Stunde, um an Bost zu schreiben.

Um 8 Uhr Védrine. Ich bin gleich verstimmt, weil sie wie ein Star in der Tür posiert, und erfüllt von der Freude, die sie mir macht; nichts lässt so erstarren wie diese mit Erwartung gepaarte Gewissheit. Ich schminke mich und mache meine Nägel, während sie mich mit kleinen Küssen überschüttet, die mich noch weiter aufbringen – wir essen bei *Dominique* – dann, weil ich mich innerlich zerstreuen möchte, nehme ich sie zu *Betty*

* Nach Auskunft von Sylvie Le Bon de Beauvoir: Das Gebiss.

Hoop mit, da wo früher *Mirages* war – es ist kärglich ausgestattet, kräftiges Blau und Rosa, und kalt; ein gutes Orchester, schöne Tanzfläche, gutes Licht; widerliches Publikum. Betty Hoop, ganz in Rosa, rosa Haare, ein alter, hässlicher Hut, tanzt und singt ohne Anmut – ein Geschichtenerzähler aus Marseille, nicht gerade witzig – ein ausgezeichneter Kastagnettenspieler, der sehr gute Nummern macht, eine als Professor Nimbus* – dazwischen tanzen die Leute. Védrine wirft mir dauernd zärtliche Blicke zu, äusserst diskret, aber ihr Lächeln ist nervtötend – sie sagt mir, sie sei auf Kos. eifersüchtig gewesen, als ich ihr nur zwei Abende angeboten habe gegen 5 – und sie setzt langsam auseinander, «dass es nicht gerecht ist», «dass ihnen das nicht zusteht» usw. Ich erkläre ihr ein bisschen die Schwermut der beiden Kos., ihren Mut zum Sich-gehen-Lassen, das reizt sie – sie willigt in einen Tanz ein, aus Höflichkeit: sie tanzt gut, aber steif, wie ein feines junges Mädchen – dann zerstöre ich ihre Vorstellung von «Verdienst» und «moralischer Befleissigung», und ich treibe es ein bisschen zu weit, sie ist ganz verwirrt davon – sie gesteht mir, dass sie nur mir gegenüber moralisch sei, damit ich sie mehr schätze, und sie macht diese naive Bemerkung: «Dann nützt es also, wie Elisabeth in deinem Roman sagt, nichts? – Natürlich nicht!» sage ich zu ihr. Sie geht mit mir etwas fassungslos hinauf, küsst mich kurz und geht.

Donnerstag, 18. Januar

Ich arbeite am Vormittag nur eine Stunde lang im *Dôme*-Unterricht – Mittagessen in der blauen Brasserie mit Sorokine, die beim Abschied wieder böse wird. Ich habe Schnupfen, zum

* Traditionelle komische Figur des zerstreuten Gelehrten.

Glück gibt die Praktikantin die Arbeiten über «die mathematische Intuition» zurück – am Ausgang Sorokine mit einer Praline zum Zeichen der Aussöhnung. Im *Mahieu Védrine*, friedlich, sie hat über das gestern aufgeworfene moralische Problem überhaupt nicht mehr nachgedacht. Wir werden rausgeworfen. Arbeit und Briefe bei mir. Kos. klopft um acht Uhr, im Morgenrock, ganz aufgelöst, sie hat so starke Zahnschmerzen, dass sie mich nicht einmal sehen will, aber ich bestehe freundlich darauf. Ich kaufe geräucherten Lachs und eine Flasche Vichy, und wir essen bei ihr – sie legt ein Lied aus der *Dreigroschenoper* auf und «meine» Platte, die mir die Mondfrau geschenkt hat: *40 hommes, 8 chevaux*, gesungen von Gilles und Julien¹⁰, ein ziemlich schönes Antikriegslied. Die Mondfrau klopft genau in dem Moment: sie will Wanda abholen, die halb erfroren im Bett liegt. Sie wollen nicht heizen, um die Wirtin zu bestrafen, die so unverschämt ist und die Heizung berechnet. Die Mondfrau nimmt Wanda mit; die verschwommenen Echos, die durch die beiden Kos. aus diesem Leben zu mir dringen, amüsieren mich: die Mondfrau, Dominguez, Florès, Bal Nègre usw. Die Unterhaltung stockt, und um 9 Uhr ½ will Kos. schlafen. Ich bin un schlüssig und sehe mir dann *Cette sacrée vérité* [Diese verdammte Wahrheit] mit Irene Dunne an – nicht sehr witzig. Erstaunlich der Vorspann zu *Le congrès s’amuse* [dt.: *Der Kongress tanzt*]; «London amüsiert sich, Paris amüsiert sich. Ganz Europa amüsiert sich.» Das hat dem ganzen Saal einen kleinen Schock versetzt. Um 11 Uhr zurück, ich habe noch Zeit, an Poupette zu schreiben und J. Romains fertig zu lesen, über den es nichts Gutes zu berichten gibt.

¹⁰ Anarchistische, antimilitaristische Sänger, die ab 1932 bekannt wurden. Der Titel: *40 Männer, 8 Pferde*.

Freitag, 19. Januar

Arbeit im *Dôme* von 8 Uhr $\frac{1}{2}$ bis 11 Uhr $\frac{1}{2}$ – man zittert vor Kälte – Post – langer, zärtlicher Brief von Bost, Briefe von Sartre wie üblich – mit der *Métro* zur *Sorbonne*, wo ich Védérine treffe, die mir ein schönes Theater macht, während wir Omelettes Parmentier essen. Sie hat zwei Stunden lang im Bett bei der Vorstellung gezittert und geschluchzt, dass mein Leben ein Mosaik ist, in dessen Zentrum ich mich befinde, dass ich mich nicht hingeebe, dass sie nicht *mein* Leben ist usw. Das alles ist Eifersucht auf Kos. – sie ist sowohl innerhalb als auch außerhalb von diesem Wahn, weshalb man sie nicht ernst nehmen kann und ungehalten wird. Ich bin nicht nett, sondern sage ihr trocken ein paar vernünftige Sachen: «Die Liebe ist keine Symbiose. – Genau das wirft mich um», sagt sie mir zähneklappernd vor dem Lycée H. IV – 3 Stunden Unterricht – $\frac{1}{2}$ Stunde mit Metzger – dann Arbeit bei mir. Eine Nachricht von Kos., die wegen einer dicken Backe ganz asymmetrisch aufgewacht ist. Ich begrüße sie und arbeite. Um 8 Uhr gehe ich einkaufen, und wir stopfen uns bei ihr mit Marmelade und Kuchen voll – ich bin immer noch stark erkältet, aber wir unterhalten uns tapfer bis 11 Uhr. Ich schreibe meine Briefe zu Ende, lege mich hin und schlafe.

Heft V

20. Januar-23. Februar 1940

Samstag, 20. Januar 1940

Unterricht – von 11 Uhr bis 1 Uhr $\frac{1}{4}$ im *Dôme*, aber es ist so kalt, dass ich esse und dann in der *Coupoles* weiterarbeite. Ich gehe zurück ins *Dôme*, trinke einen Grog und warte auf Sorokine, die um 5 Uhr aufkreuzt; sie ist gleich gereizt und trommelt gegen die Gläser, weil es ihr wie verlorene Zeit vorkommt, solange wir es uns nicht endgültig bequem gemacht haben. Wir gehen ins *Nordland*. Kalt draussen, feuchte und graue Kälte – Schnupfen, Müdigkeit. Ich trinke einen Punsch, sie isst kleine Sandwichs mit Sardellen, und dabei reden wir über Proust, die Kunst und das Leben. Ich verabschiede mich, gehe zu mir, schreibe eine halbe Stunde und warte auf Védrine – sie trifft lächelnd ein, ihr Wahn ist vorbei. Sie bringt Platten mit, und wir hören ein schlechtes Trio von Schubert und etwas Chopin. Dann essen wir im *Sélect* und unterhalten uns über ihren Wahn: wie sie Kos. nachmachen wollte, wie sie, als sie es mir erläuterte, daran festhielt, um mich zu beeindrucken, während sie doch gar keine Lust mehr dazu hatte. Wir diskutieren über die Liebe, die Moral und alles Mögliche. Ich bin wieder ziemlich eingenommen von ihr, ich finde sie anziehend. Ich schreibe bei mir noch einen Brief und schlafe ein.

Sonntag, 21. Januar

Den ganzen Vormittag im *Dôme* gearbeitet. Essen mit Gégé und den Gérassis: ich protestiere, und auch andere Gäste, weil wir unter dem Vorwand der 100 Gramm Fleisch nur alte Knochen vorgesetzt bekommen, der Geschäftsführer kann sich vor Beschwerden kaum retten. Uninteressante Mahlzeit. Ich verziehe mich um 2 Uhr, arbeite und fange meine Briefe an. Einige Schülerarbeiten korrigiert. Um 5 Uhr fahre ich dann mit Kos. in der Métro zum Konservatorium, wo wir ein recht schönes *Adagio und Fuge* von Mozart hören und ein sehr schönes Requiem – sie ist noch in ihre Schals gehüllt, aber ihre Backe ist abgeschwollen, sie hat fast kein Zahnweh mehr und ist sehr nett. Wir essen bei *Pagès*, und hören dann bei ihr mit Wanda Platten: die *Appassionata – Concerto und Fuge* von Bach – Beethovens *Variationen* über ein Thema von Mozart. Um 11 Uhr schreibe ich noch Briefe und gehe schlafen.

Samstag, 22. Januar*

Lycée C. Séé – Arbeit – aber zuerst fahre ich mit der Métro zur Madeleine, um Karten für das Ravel-Konzert am Samstag zu holen – ich komme mit dem Bus zurück. Es schneit, es ist mild, und die Rue Royale ist bezaubernd im Schnee, die Autos fahren langsam, alles hat einen ältlichen und ländlichen Anstrich bekommen. Ich lasse mich im *Mont Saint-Michel* nieder, aber Schriftsteller sind dort nicht willkommen, und sobald ich mein Ei mit Tomaten aufgegessen habe, gehe ich ins *Mahieu* und arbeite dort weiter. Um 8 Uhr früh, als ich runterkam, tauchte Sorokine plötzlich auf; ein Drama zwischen ihrem Vater und ih-

* Irrtum der Autorin: der 22. Januar 1940 war ein Montag.

rer Mutter, und sie sucht bei mir Hilfe – sie streiten sich, weil sie sich trennen wollen, aber keiner will sie haben – ihr Vater nimmt sie allerdings ab und zu in die Arme und sagt dabei: «Dein Vater ist dein bester Freund», und versucht, sie auf den Mund zu küssen. Das erzählt sie mir, als ich zur Post gehe, um Sartres Briefe zu holen, aber der Postsack ist noch zu. Wir haben in einem kleinen Café gegenüber gefrühstückt. Ich habe ihr versprechen müssen, dass ich sie um 2 Uhr im Lehrerzimmer begrüße, was ich auch tue, aber ich komme später, und sie blickt nicht einmal auf, sie schmolzt.

Lycée – weil ich mit Kos. fürs Kino in Saint-Germain-des-Pres verabredet bin, lasse ich mich im *Lipp* nieder, ich fühle mich phantastisch dort, mit den breiten Tischen und diesem ruhigen und warmen Saal. Ich arbeite, schreibe meine Briefe und treffe Kos. in den *Deux Magots*, wo es vor Leuten wimmelt. Ich esse englischen Kuchen und Schokolade, und wir kaufen Datteln, die wir im Kino verschlingen. Ich entsinne mich gut, dass ich als Kind schon im *Récamier* war; es ähnelt einem Vergnügungssaal; der Orchesterbalkon ist noch vorhanden. Wir sehen einen schlechten Gangsterfilm mit H. Bogart, *Menaces sur la ville* [Drohungen über der Stadt], ein Propagandafilm, und einen etwas misslungenen, aber sehr spassigen Film mit Bette Davis, *Nuits de bal* [Ballnächte]. Wir gehen in Kälte und Finsternis nach Hause. Ich lese ein wenig *Das Schloss* im Bett. Es ist noch unendlich besser als *Der Prozess*, ich bin ganz ergriffen.

Der ganze Tag etwas unausgewogen und düster.

Dienstag, 23. Januar

Lycée H. IV, man zittert vor Kälte – die Schülerinnen haben ganz rote Nasen, man denkt nur daran, wie sich der Mantel am besten verwenden lässt; zum Glück gibt eine Praktikantin die Arbeiten zurück.

Im *Mahieu* Arbeit am Kap. 8, das mir keinen grossen Spass macht. Gestern habe ich Briefe von Sartre bekommen, die mir seinen Urlaub fest ankündigen, aber das hat mich eher aus dem Gleichgewicht gebracht, ich glaube nicht daran und kann mich zugleich für nichts anderes interessieren. Und ausserdem sitze ich an einem neuen Kapitel, das undankbar ist, ich fühle mich mies.

Sorokine kommt mittags, wir essen in der *Milk Bar*, aber sie schmolzt, und ich zeige ihr, dass ich mich darüber ärgere. Darauf steht sie um 3 Uhr am Ausgang von C. See, feindselig, aber der Versuchung erlegen, mich zu sehen. Sie begleitet mich nach Montparnasse. Zwei Briefe von Sartre, die mir ein bisschen guttun, und andere, sehr nette von Bost. Ich arbeite im *Versailles*, Védrine kommt, aber sie liest meinen Roman und stört mich nicht. Wir gehen zu Fuss zu mir, ich arbeite wieder, und Kos. holt mich ab. Sie ist deprimiert, aber ganz liebenswert. Wir verbringen den Abend im *Dôme*, wo wir essen und sie mir lange über ihre Arbeit von einem technischen Blickwinkel aus erzählt, was mich amüsiert. Wir gehen um 10 Uhr zurück, hören Bach und die *Appassionata*. Ich beende meine Briefe und schlafe.

Mittwoch, 24. Januar

Ab $\frac{1}{4}$ vor 9 Uhr im *Dôme*, aber Stépha verdirbt mir eine Viertelstunde mit Wohnungsgeschichten. Ich ärgere mich darüber. Ich arbeite 3 Stunden, immer noch am Kap. 8, das ich abschliesse. Post: zwei Briefe von Sartre, zwei von Bost. Ich lese sie auf dem Weg zu meinen Eltern. Familienessen, K. Mansfield wird mit Maupassant verglichen, ich korrigiere ein paar Klassenarbeiten. Wieder im *Dôme*, den ganzen Nachmittag an der Arbeit. Um 5 Uhr gehe ich nach Hause und treffe Sorokine: Treffen, das mir den Magen umdreht, sie wirft sich mir in die Arme und erklärt mir ohne Pathos und Vorwurf, aber mit ganz erschütternder Stimme und Miene, dass sie mich «so sehr, so sehr» liebt und dass es eine schwere Last und dauernde Anspannung ist. Umarmungen, Küsse, die heute nicht sehr weit gehen können, wie ich ihr diskret erkläre, denn sie wird schon nervös – am Ende lasse ich mich doch zu höchstem Ungestüm hinreißen, und es ist erstaunlich, wie sie im Handumdrehen ruhig wird und lächelt und ganz fröhlich ist. Wir reden sehr schön miteinander – sie verlangt nicht, dass ich sie leidenschaftlich liebe, und ich passe diesmal auf, dass sie nicht auf diese Idee kommt, aber sie möchte, dass ich an ihr hänge. Ich hänge wirklich an ihr, und als sie weggeht, bin ich ganz aufgewühlt.

Védrine kommt, weder abstossend noch anziehend; wir essen im *Nordland* ein «Beefcarbonade», und es ist auf sanfte Weise öde. Dann im *Dôme* trinke ich einen Marc – sie ist etwas melancholisch, wir reden über Wissenschaft und Politik – sie bringt mir nichts, nur eine brave Intelligenz, die geringer ist als meine, ich langweile mich mit ihr. Ich schreibe an Sartre, lese seine Briefe noch mal, lese den *Canard enchaîné* und schlafe ein.

Donnerstag, 25. Januar

Ich trödele etwas im Bett herum, bis nach 8 Uhr. Weil mein Tagebuch dermassen im Rückstand ist, beschliesse ich, heute früh nicht an meinem Roman zu schreiben, sondern zu *Dupont* zu gehen und es auf den neuesten Stand zu bringen. Es ist weniger kalt. Ich gehe zur Post – nichts von Sartre – zwei Briefe von Bost. Ich gehe ins *Dupont* und lese sie: Wärme, rote Tische, Musik. Ich werde von einer Melancholie ergriffen, wie ich sie lange nicht erlebt habe. Erst erzählt er von Männern aus seiner Kompanie, die schon an Kämpfen teilgenommen haben, und ich bekomme Angst, und dann bekomme ich umso mehr Angst, und sein Los erscheint mir umso ungerechter, je lebendiger und reizender er mir vorkommt und je mehr Zärtlichkeit ich verspüre. Diese Urlaube kommen mir fast wie der Abschied der zum Tode Verurteilten vor; was kommt danach? Dieser viel beschworene, furchterregende Frühling-wird gekämpft werden? Diese Urlaube, die ein Ende des Wartens bedeuten, jetzt wo sie da sind, denke ich schon an dies unbestimmte «Nachher», das folgen wird. Ich habe schrecklich Lust zu weinen – düster wie die Nacht, dieser Morgen. Und ich möchte so sehr, dass Sartre kommt.

Unterricht. 20 Minuten gewonnen, weil meine Schülerinnen mit Hüten, Handschuhen und umgehängten Gasmasken zu einem Probealarm ins gegenüberliegende Haus gegangen sind. Ich lese in einem der tiefen Sessel des Lehrerzimmers *Das Schloss*. Dann Unterricht. Am Ausgang Sorokine, ganz strahlend – wir essen zusammen und reden wieder über Proust. Unterricht. Ich begrüsse ganz kurz Védrine und hole meinen Brief, diesmal, scheint mir, ist dieser Urlaub sicher, Sartre wird wirklich kommen. Arbeit im *Dôme* – zu Hause Briefe an Sartre und Bost –

mein Füller hat seine Patrone verloren, ich kaufe ein Tintenfass, in das ich ihn wie einen gewöhnlichen Federhalter tauche.

Kos. holt mich ab, deprimiert, aber reizend wie immer, und wir essen im *Dôme*, wo sie über Vortrags- und Atemtechnik redet. Wir kommen ziemlich früh zurück, und ich korrigiere einige Arbeiten.

Freitag, 26. Januar

Ich bin sehr früh aufgestanden, ich bin vor 8 Uhr $\frac{1}{2}$ im *Dôme* –, ich schäume gegen Stépha, sie erzählt mir ihre Aussöhnung mit Fernand: als er, der nach San Domingo gehen wollte, erfuhr, dass sie eine Stelle in Paris gefunden hat, ergriff er die Gelegenheit, erklärte ihr seine leidenschaftliche Liebe und stellte sie in nächtlichen Taten unter Beweis – sie phantasiert mit feuchten Augen über die Komplexität der menschlichen Natur. Ich arbeite trotzdem sehr gut bis Mittag. Dann gehe ich ins *Biarritz*’, sie sind dort vollzählig, Kanapa, Lévy, Besse, Ramblin; sie gehen, und ich esse mit den anderen ein Kartoffelomelett; Védrine ist natürlich auch da. Unterricht. Sorokine kommt vorbei, aber ich hänge sie ab, denn Védrine wartet auf mich im *Mahieu*’, sie zeigt mir eine rührende kleine Liste aller Überlegungen, die sie über sich selbst angestellt hat; wir gehen zur Post – Brief von Sartre – dann zur Brasserie *Lutétia*, wo ich arbeite – noch $1\frac{1}{2}$ Stunden Roman, meine Briefe, und als Kos. nicht kommt, Klassenarbeiten. Sie kreuzt erst nach 8 Uhr auf, wegen Glatteis; im Théâtre de l’Atelier hat man schon gedacht, man müsse die Karten ersetzen, denn um 7 Uhr $\frac{1}{2}$ war weder Blin da, der kein Taxi finden konnte, noch Marthe Mollot, die die Rue Dancourt auf zwei Kinder gestützt hochkam; im Übrigen waren im Saal nur 38 Zuschauer. Wir gehen ins *Récamier* und sehen uns *Les*

pillards des mers [Die Seeräuber] mit George O'Brien an, was mich ein bisschen amüsiert, und *La grande farandole* [Die grosse Farandole] mit Ginger Rogers und Fred Astaire; die beiden ersten Teile sind absolut reizend, so gut wie ihre besten Filme, aber dann zieht es sich in die Länge.

Draussen hat es getaut, aber manche Stellen sind noch gefährlich – wir fahren mit der Métro nach Montparnasse und kaufen in der *Milk Bar* Toastbrote, die wir an der Theke der *Rotonde* essen – die Cafés schliessen im Moment um Mitternacht, das ist schön.

Samstag, 27. Januar

Um 7 Uhr ½ etwas müde aufgestanden. Unterricht – dann ins *Dôme*, wo ich arbeite, nachdem ich meinen Brief von Sartre bekommen habe. Stépha setzt sich mit ihrem Hund dicht neben mich, und es geht mir auf die Nerven, wie sie ab und zu was sagt und mich anstarrt, während ich schreibe; Florès kommt vorbei und redet mit ihr, laut. Schliesslich lade ich sie mit dem Boubou zum Essen ein und bin dann aber wütend darüber. Ich bin nervös. Ich habe schlecht geschlafen, aus Vorfreude auf Sartre, seine Mutter hat gestern seine Kleidungsstücke zu mir gebracht, es wird allmählich konkret, und das macht mir Angst. Ich arbeite nach dem Essen – aber Lärm, heisser Kopf, Müdigkeit. Kos. kommt vorbei, sie möchte heute ins Konzert gehen, aber gestern wollte sie nicht, und ich habe die Karte Stépha gegeben – ich nehme sie in die Salle Gaveau mit, immer noch mit Wut im Bauch. Schicke Leute; ein gutes, eher leichtes Programm: Quartett, Klavierstücke, und vor allem sehr schöne Kantaten, die eine erstaunliche Frau namens Madeleine Grey wunderbar singt; allerdings muss man Reden von Pierre Bertin über sich ergehen lassen und eine endlose Versteigerung, bei

der die Baronin de Rothschild und der Graf de Polignac und viele andere dieses Kalibers sich um Manuskripte von Duhamel, Claudel, Valéry, der auf 2'000 Francs kommt, reissen – es haut mich etwas um, wie diese Leute das Geld in Tausendern rauswerfen. In der Metro, mit der ich zu Sorokine fahre, treffe ich Védrine und ihre Mutter – dann lese ich *Das Schloss* – ich bin ergriffen – am Ende die Beziehung Amalias zum Schloss, das erinnert mich an Zaza, ich glaube, es hat eine besondere Bedeutung, die nur richtig zu begreifen ist, wenn man auf die eine oder andere Weise diese Beziehung zu einem persönlichen Gott erlebt hat – ich bin von dieser Geschichte gepackt, es hat den ganzen Tag auf mir gelastet, verquickt mit allerlei Ängsten. Während des Konzerts erlebe ich einen Augenblick finsterner Angst, zum grossen Teil vor Müdigkeit.

Sorokine reizend – wir reden über Proust – sie erklärt mir, wie sie meine Gefühle für sie sieht, und sie hat schrecklich recht: ich würde sehr wohl 10 Tage mit ihr verreisen, aber mehr nicht, sie ohne Weiteres 3mal in der Woche für 3 Stunden sehen, aber mehr nicht, ich hätte Augenblicke von Überschwenglichkeit, aber die würden schnell vergehen – nur diese sehr starke «Absicht», ihr Gutes zu tun, und diese tiefe, zärtliche Wertschätzung für sie wird sie nicht gewahr. Meine Gefühle für sie sind leicht, aber beständig, und ich ärgere mich ungerechterweise, dass sie es nicht merkt und dass sie das bisschen nicht kostbar findet, das ich ihr geben kann und das mir schon sehr bedeutsam vorkommt, aber das sie natürlich nicht zufriedenstellen kann. Ihr Aussehen gefällt mir immer mehr, ihre langen, glatten Haare und ihr Gesicht unter den Haaren.

Ich nehme ein Taxi und gehe ins *Dôme*, schreibe den letzten Brief an Sartre – dann mache ich bei mir vorm Schlafengehen lange Toilette. Brief vom Mops, die in Paris ist.

Sonntag, 28. Januar

Ich habe schlecht geschlafen, voller Angst. Ich sah Sartre und fühlte nichts in seiner Gegenwart, denn er sah mal wie Dullin aus, mal wie eine meiner Schülerinnen, ich war über diesen Ersatz entrüstet und beim Gedanken verzweifelt, ich würde vielleicht die Herzenswärme von früher nie wieder erleben – es war sehr unangenehm. Ich habe bis 9 Uhr geschlafen, dem Mops eine Nachricht hinterlassen, an Bost geschrieben und an diesem Tagebuch geschrieben. Gestern hatte Kos. Bosts Tagebuch in der Hand, das war sehr hart für mich, hat meine Angst mitbedingt; ich sehe eine sehr schmerzhaft Eifersucht voraus, wenn er gleich nach Sartres Abreise auf Urlaub kommt. Ich arbeite, aber Stépha ist wieder mit ihrem Hund neben mir, und allein ihre Präsenz stört mich.

Stépha war brav, und ich habe gut gearbeitet; ich habe praktisch alles abgeschlossen. Zwischendurch habe ich ein bisschen gegessen. Dann fuhr ich mit der Métro, nachdem ich einen todlangweiligen Kriminalroman gekauft habe. Ich treffe Védrine im *Cintra* der Rue du Faubourg Montmartre, wo es ziemlich nett ist, sie hat ihr schwarzes Samtkostüm mit einer kleinen blauen Bluse an, sie sieht süß aus; sie erzählt mir, sie sei etwas deprimiert gewesen wegen dieser Geschichten mit der Moral, sie wisse nicht mehr, was sie tun solle, und ich mache ihr zärtlich Mut. Wir verbringen eine Stunde zusammen, dann gehen wir getrennt ins Konzert; in der Eingangshalle treffe ich Wanda; wir warten auf Kos., die im letzten Moment kommt, gerade als die Türen der Loge geschlossen werden. 5 *Brandenburgische Konzerte* von Bach, unendlich schön – der Saal ist vollbesetzt, es ist warm, aber ich fühle mich frisch, ich höre gut und mit grossem Vergnügen zu, es erfüllt mich ganz.

Wir kommen zurück und essen bei *Pages*, Kos. ist müde

und fast nervös – wir gehen früh zu ihr, reden lahm und hören eine Platte von Sophie Tucker¹. Um 10 Uhr ½ verabschiede ich mich, ich schreibe an Bost, an Poupette und lege mich hin. Guter Schlaf.

Montag, 29. Januar

Das Aufwachen war hart; ich bin allmählich etwas abgespannt. Védrine hat mir gestern gesagt, dass sie und ihre Mutter am Samstag fanden, ich sähe überanstrengt aus; aber bald werde ich mich erholen, schon fühle ich mich entspannt, weil ich alles, was ich Sartre von meinem Roman zeigen wollte, praktisch fertig habe. Schon beim Aufwachen gibt mir das ein Gefühl von *Musse*.

Böses Glatteis auf der Strasse – zur Métro tripple ich mit ganz kleinen Schritten. Lycée C. Séé – dann Post: kleiner Brief von Bost, der wenig geschrieben hat, weil er verlegt wurde. Zwei Briefe von Sartre: dieser Urlaub ist noch nicht gewiss. Arbeit im *Dôme*, Korrekturen, gekochtes Schweinefleisch, dann gehe ich zu Fuss durch den Luxembourg, der ganz aus gefrorenem Matsch besteht, zum Henri IV. Zwei Stunden Unterricht, zu Fuss zurück. Ich arbeite eine Stunde im *Dôme*, dann kommt der Mops, 2 Stunden bedeutungslose Unterhaltung: Zuorro hat seinen Schwager verloren – Guille ist deprimiert und möchte, Gott weiss warum, an die Front. Dann schreibe ich an Bost und an diesem Tagebuch. Im *Dôme* ist jetzt leise Musik zu hören, die wer weiss woher kommt.

Um 8 Uhr treffe ich Védrine in den *Deux Magots*, die zur Ab-

¹ Interpretin des Jazzsongs, den Roquentin am Ende von *Der Ekel* hört: «Some of These Days». S. 270 ff.

wechslung mal proppenvoll sind – wir essen hinten im *Lipp* zu Abend, und ich bin vergnügt, dort zu sein – ich fühle Zuneigung und bin ganz liebenswert zu ihr, wir reden über Philosophie; der Haken ist, ich kann kaum mit ihr reden, denn sie trägt nie etwas Persönliches dazu bei, ich kann ihr nur eben Dinge erklären – oder wir müssen über sie reden, das ist der einzige Punkt, wo sie etwas Neues zu sagen hat. Wir reden über Einstein und die nicht-euklidische Geometrie – ein Herr mit dem roten Band der Ehrenlegion, der unserer Diskussion genau zugehört hat, mischt sich ein und erläutert, was die Parallelen von Lobatschewski sind, und macht mir eine kleine Zeichnung.

Danach ins *Flore*, wo es nur so wimmelt und wo wir Gégé sehen. Wir reden noch ein bisschen, dann gehen wir zur Metrostation Odéon, und ich fahre nach Hause.

Dienstag, 30. Januar

Es ist eine Übergangsperiode, ich arbeite nicht mehr, ich warte nur noch auf Sartres Ankunft, ohne wirklich völlig daran zu glauben – und ich fühle mich nicht wohl in meiner Haut, jetzt wo ich die Musse habe, der Situation ins Auge zu sehen, statt die Nase in mein Papier zu stecken. Ich habe Angst vor dem Frühjahr, dass der Krieg wirklich beginnt und dass wieder Tage kommen wie im September; als ich mittendrin war, ertrug ich sie im Grossen und Ganzen, aber aus der Distanz kommen mir diese angstvollen Stunden unerträglich vor.

Zu Fuss zur Schule durch den Luxembourg, der eine wahre Eisbahn ist; auf der Place du Panthéon trippeln die Schüler wie Greise, alles ist mit Eis überzogen, eine grosse Naturkatastrophe – Schweigen, ländliche Stille an diesem Morgen in Weiss. Am Ausgang sind grosse Sitas zu sehen, die Sand auf die Strasse

streuen, und die Concierges räumen die Bürgersteige – im Laufe des Tages verwandelt sich das in einen schrecklichen Matsch –, aber die Toilettenfrau im *Mahieu* erzählt, dass am Vortag Leute umgekommen sind. Ich korrigiere 2 Stunden Arbeiten im *Mahieu*, Dann kommt Sorokine, sehr zufrieden mit mir und folglich reizend; wir essen im *Mont Saint-Michel* – sie klagt mir ihr Leid mit der Chemie, wie sie Retorten zerbricht und bei der Laborantin verhasst ist. 3 Stunden Unterricht im C. See über den Groll und die Schüchternheit. Auf der Post ein Brief von Sartre – es scheint mir sicher, dass er in zwei oder drei Tagen hier sein wird. Ich gehe zur *Sorbonne*, wo Lévy, Kanapa, Védrine hinten verstreut sitzen und arbeiten. Ich setze mich neben Védrine, korrigiere Schülerarbeiten und schreibe bis 7 Uhr ½ an Bost.

Um 7 Uhr ½ treffe ich Kos. im *Mahieu* – wir sehen uns im Ursulinenkino *La kermesse funèbre* [Die Todeskirmes] von Eisenstein an, es ist ganz kurz, aber seltsam, und mit sehr schönen Aufnahmen. Dann eine kleine Retrospektive des Tonfilms seit 1900. Wir gehen zu Fuss zur *Milk Bar*, wo wir ein bisschen essen, und gehen nach Hause. Lange Toilette, Vorbereitungen, und ich lege mich hin.

Mittwoch, 31. Januar

Ich habe 9 Stunden geschlafen, weniger aus Neigung, als weil ich es regelrecht beschlossen hatte, ich muss mich etwas ausruhen. Ich gehe ins *Dôme* mit *Le Canard*, *La Semaine de Paris*, *L'Œuvre*, die ich mir ansehe, bevor ich an meinem Tagebuch schreibe. Natürlich plaziert sich Stépha mir gegenüber, als ich anfangs, das Konzept meines zweiten Romanteils zu lesen; aber ich blicke nicht einmal auf, ich bin fast unhöflich, aber ich finde sie unmöglich. Es wird allerhand zu tun geben an diesen kom-

menden 150 Seiten, aber es ist schon ein bisschen durchdacht, und fast habe ich Lust, mich morgen trotzdem daran zu setzen. Ich verbringe zwei Stunden am Vormittag damit, es zu lesen; dann esse ich bei meinen Eltern – dann mit dem Taxi nach Neuilly und zu Rys, um mit dem Geld, das ich gerade bekommen habe, Stoff zu kaufen, aber ich finde nichts. Ich fahre zu mir, ich schreibe an Bost. Meine Mutter hat mir einen schönen kleinen lavendelblauen Pullover mit dazu passendem Turban geschenkt, ich ziehe das an und finde mich sehr schön.

Sorokine kommt um 4 Uhr. Ich gebe ihr Unterricht, dann nehme ich sie zur Post mit, und wir holen das Grammophon von der Reparatur. Ich komme mit ihr zurück, und wir legen das *Sechzehnte Streichquartett* von Beethoven auf, das schön, aber ziemlich schwer ist und das ich mir aufmerksam anhöre – das bringt sie in Rage, und sie rollt sich in der Ecke auf der Couch zusammen. «Schon 6 Uhr 10», sagt sie, und ich merke, dass sie sich ausrechnet, wieviel Zeit für die Zärtlichkeiten bleibt – ich ärgere mich darüber, ich habe ihr eine zusätzliche Stunde, um Musik zu hören, angeboten, und sie schmolzt. Ich weiss, ich bin ungerecht, sie kriegt mich so selten zu sehen, sie kann es nicht aushalten, mit mir in einem Zimmer zu sein, ohne in meinen Armen zu liegen. Aber ich steigere mich in den Trotz hinein, ich lege noch eine Platte auf, weil sie mir nichts erzählen will, bis sie mich fast weinend anfleht aufzuhören. Ich meinerseits bin nervös wegen Sartres Briefen, in denen steht, dass er den genauen Zeitpunkt seiner Abfahrt noch nicht weiss. Ich bereue, dass ich ihm nicht mehr geschrieben habe, ich bin unzufrieden, und mein etwas frostiges Verhalten zu Sorokine hat damit zu tun. Schliesslich nehme ich sie in die Arme, und in fünf Minuten sind wir im Bett. Umarmungen. Aber kaum ist es zu Ende, zappelt sie und schluchzt fast: «Es ist verpfuscht, nichts zu ma-

chen» usw., dann schmilzt sie wieder in Liebkosungen hin. Wir machen das Licht an, ziehen uns an, und als sie mich neuerlich bedrängen will, habe ich wieder eine Anwandlung von Unmut, die ihr die Tränen in die Augen treibt und für die ich mich ausgiebig entschuldige. Aber sie verabschiedet sich fast weinend und sagt: «Es wird so unangenehm werden», und ich kann sie nicht trösten. Sie will mich im Übrigen mit diesen Tränen ein bisschen erpressen, sie glaubt, ich werde ihr mehr Zeit widmen, wenn ich überzeugt bin, dass sie leidet. Sehr anziehend, obwohl im Moment selbst unerträglich mit ihren Launen und Ansprüchen. Es ist merkwürdig, mit ihr wie mit Védrine: wenn ich sehe, wie sie wegen mir verdreht sind, kommt es mir wie ein Angriff vor.

Beim Abschied macht sie mir eine Faust, und als Kos. nicht kommt, spiele ich Platten: *Le Prince Igor*, *Ballade* und *Nocturne* von Chopin, *La cathédrale engloutie* [dt.: *Die versunkene Kathedrale*] und *Prélude à l'après-midi d'un faune* [dt.: *Vorspiel zum Nachmittag eines Fauns*] von Debussy; dabei mache ich einen Paken Schülerarbeiten fertig und dies Tagebuch.

Kos. kommt kurz vor 9 Uhr, wie sie sagt, hat sie eine Stunde gebraucht, um sich ein menschliches Aussehen zu verleihen, sie war deprimiert und wünscht sich ein bisschen Unterhaltung von aussen. Wir essen bei *Pagès*, dann trinken wir einen im *Jockey*, Wir kriegen hinten einen Platz, neben einem Tisch mit Männern, die auf Frauen aus sind und die von dem scheinbaren Anstand des *Jockey* angewidert sind; sie beklagen sich: «Gut, dass ich das gesehen habe!» sagen sie ironisch, und sie wollen ins *Sphinx*¹ gehen. Da ist eine kleine Sängerin und eine kleine Tänzerin, beide niedlich, aber sehr schwach – viele Leute, der Jazz ist besser, es wimmelt nur so und ist nicht unangenehm. Wir reden sehr freundschaftlich.

² Berühmtes Bordell.

Kos. spricht ein bisschen über Bost: sie hat Angst, er könnte überraschend kommen, sie sagt, das wäre dramatisch, und es kommt mir merkwürdig vor, diese Art distanzierter Beziehung, bei der man sich vorbereiten muss, um einem Mann seinen Platz einzuräumen – ich wäre einen Augenblick lang verdreht, aber es wäre sofort einfach, da bin ich sicher. Ich freue mich irgendwie, wie immer bei einer Schwäche in ihrer Beziehung – sie hat seit 5 Tagen keinen Brief; auch das freut mich, ich habe einen von Mittwoch. All das an der Oberfläche, in einer Abstraktheit, die nicht einmal zur Hälfte eifersüchtig ist, aber ein Anzeichen für eine mögliche Eifersucht – sie spricht über Bosts Tagebuch und erzählt mir allerhand Interessantes: aber sie ist aufgebracht gegen das, was sie die «Bescheidenheit» Bosts nennt, die mir so gut gefällt; sie sagt, es handele sich um seine Scheu zu denken und die Ungeschicklichkeit seines Ausdrucks, aber es geht tiefer; übrigens sagt sie irgendwann ärgerlich, es wäre für ihn besser, mit Leuten seines Schlages zusammen zu sein als mit grobschlächtigen Bauern – da kommt die russische Aristokratin hervor und die Vorliebe für brillante Offiziere. Bei alledem ist sie mir nicht sympathisch, obwohl sie den ganzen Abend über reizend zu mir ist.

Um Mitternacht wird geklingelt, wir hatten Lust, uns noch etwas in den Cafés herumzutreiben, aber wir werden überall hinausgeworfen. Wir gehen zu uns, reden vage über Bücher, die sie lesen könnte, aber nicht lesen wird, und gehen schlafen.

Donnerstag, 1. Februar

Ich zwinge mich heute Nacht wieder dazu, 8½ Stunden lang zu schlafen, und wieder habe ich davon Kopfweh. Ich gehe ins

Dôme, ich lese mein Romankonzept fertig und bekomme Lust, weiter daran zu arbeiten – Stépha kommt natürlich vorbei. Ich gehe ins Lycée C. Sée – zwei Stunden Unterricht. Sorokine wartet am Ausgang auf mich, süß-sauer, aber sie taut schnell auf – wir gehen essen, sie erzählt mir, wie sie mich bis Mitternacht gehasst und einen langen Brief voll Verwünschungen und Gewissensbissen geschrieben hat. Wir kommen überein, dass sie unrecht hat, mir nur in die Augen gucken zu wollen, wenn wir uns sehen. Ich rede mit ihr ein bisschen über ihre kleine Erzählung «Das Gebiss»; sie ist ganz zärtlich, und unser Verhältnis ist bestens. Im Henri IV macht die Praktikantin 2 Unterrichtsstunden über die Evolution – es ödet mich so an, dass ich einfach einen Paken Arbeiten korrigiere: das bin ich für fast einen Monat los. Ich fahre im Taxi zur Post und kehre ins Quartier Latin zurück: Sartre weiss noch nicht, wann er ankommt. Ich muss vor Sehnsucht weinen, als ich seinen kleinen Brief lese. Aber wenn es nur drei Tage dauert, macht es mir nicht viel aus zu warten, ich fühle mich in einem merkwürdigen Zustand der Leere, als ob alles, was ich mache, irgendwie unverbundlich ist.

Ich treffe Védrine an der Bar der *Sorbonne* und arbeite neben ihr. Ich träume über dem Kap. 10 und habe eine Menge glücklicher Einfälle und entwerfe einen neuen Anfang, das war am wenigsten gelungen. Ich arbeite lässig und mit Spass, wie immer wenn ich am Ausdenken bin. Und dann schreibe ich an diesem Tagebuch.

Alle finden mich sehr schön mit diesem neuen blauen Pull-over. Während des Referats der Praktikantin war ich mir meines Aussehens, meiner selbst und meines (vergangenen) Lebens vage bewusst und war damit zufrieden.

Um 7 Uhr verlassen wir die *Sorbonne* und essen im *Bortch*. Wir unterhalten uns lange über Authentizität im Zusammenhang

mit einem Brief Sartres* an Védrine. Plötzlich fällt mir auf, wie sehr Védrine dem Wesen nach «fromme Jüdin» ist und dass sie nie ein Kind war, sondern immer eine kleine Erwachsene – seit ihrer Kindheit mitgerissen vom Strom des Sozialen, mit dem Sozialen lebend und nicht gegen es, wie es traditionellerweise Kinder tun – teils wegen ihrer Erziehung und vor allem wegen ihrer etwas unnatürlichen Intelligenz, die ihr sofort eine Denkmethode mitgegeben hat, mit der sie sich in dieser konstruierten Welt zurechtfinden konnte. Und so ging es weiter: mit Sartre und mir hat sie sofort Zugang zum Liebesleben der Erwachsenen bekommen, sie denkt nur daran, wie sie sich eine zunehmend reichere Existenz in der Welt des «das-man»³ aufbauen könnte, und alles in allem ist das gut zu verstehen, sie kann sich nicht gleichzeitig auf dieser Ebene und auf der existentiellen Ebene bewegen, im Moment ist sie authentischer, wenn sie in dieser Weise lebt, statt Authentizität zu suchen: ich sage es ihr, und sie guckt ungehalten, und ich muss bei dem Gedanken lachen, dass gerade die Fülle ihres Lebens sie von einer gewissen Authentizität abschneidet. Sie möchte alles auf einmal – sie gibt auch zu, dass sie authentisch sein möchte, um mit uns im Trio gleich zu sein. Ich sage ihr, sie solle nicht Poupette und de Roulet imitieren, sie solle uns in gewisser Weise misstrauen; wer anderen mit Moral komme, sei immer ein Scharlatan, man kön-

* «Authenticité» war Sartres grosse Sorge während des Krieges, ständig präsent in seinen Kriegstagebüchern: Das ist nicht Suche nach Identität, denn das hiesse, zu behaupten, etwas zu sein, das immer nur das ist, was es ist; Authentizität impliziert aktives Bewusstwerden der eigenen Situation und Zukunftsentwurf.

³ Deutsch im Original; «das Man» bei Heidegger, das unauthentisch lebt, nämlich gemäss der Meinung der anderen.

ne nur zu sich selbst streng sein. Sie versteht, und das befriedigt sie – obwohl sie dieser Teufelskreis stört, der selbst ihr Bedürfnis nach Authentizität unauthentisch macht.

Wir gehen ins ehemalige *Gypsy*, Rue Cujas; wir setzen uns nach hinten, es ist nicht schlecht: blaue und rosa Grotten unter Blätterwerk – ziemlich guter Jazz – nicht gerade witzige Chansonniers. Ein Jagdflieger singt unübertrefflich obszöne Lieder. Ich bin zärtlich zu Védrine, ich schenke ihr rote Nelken, sie ist glücklich. Aber mir ist schwer ums Herz, bleischwer. Ich denke an Sartre, an Bost, die ich sehen möchte. Ich fühle den Krieg ringsherum und bin so nervös, dass ich fast weinen muss.

Wir gehen zur Metrostation Odeon, wo wir uns um 11 Uhr ½ verabschieden. Kos. hat in mein Fach ein Tagebuch von Bost gelegt, das ich mir vorm Einschlafen ansehe. Alptraum.

Freitag, 2. Februar

Schon lange habe ich kein Innenleben mehr gehabt. Ich arbeitete zuviel und war abgestumpft, und vor allem war um mich herum nichts, das ein Begehren, eine Angst verdient hätte – eine ruhige und verdorrte Welt – heute früh im *Versailles* kommt es mir merkwürdig vor, dass ich in mir eine Spannung, eine Erregung und Werte aus Friedenszeiten verspüre. Seltsamer Tag. Sartre kommt vielleicht heute, morgen oder in jedem Fall Sonntag. Ich komme von der Post, wo nichts war, vor 4 Uhr werde ich nichts erfahren. Ich habe einen Brief von Bost, der von seinem Urlaub wie von einer realen Sache redet: er wird zunächst zu P. Bost gehen, dann wird er zu mir kommen, und ich glaube, er wird mir 24 Stunden am Stück geben – aber ich bin nicht sicher, ich habe Angst, es könnte schief laufen, ich habe Angst, dass dieser Ur-

laub schwierig wird, ich weiss nicht – aber schon der *Glaube* daran versetzt mich in Angst, ich weiss nicht, was ich mit mir anfangen soll, ich habe kaum Lust zu arbeiten. Vages Bedürfnis zu weinen, ausgetrocknete Kehle, Ungewissheit.

Ich bin kurz nach 8 Uhr aufgestanden und hatte schon dieses seltsame Gefühl von Kontingenz. Ich war im *Dôme* und habe Bosts Tagebuch, Nr. 2 von der Front, gelesen; ich habe sein Leben dort gut nachempfunden, seinen Alltag. Immer noch ein seltsames Gefühl von Krieg à la Kafka, wenn er zum Beispiel schreibt: «In diesem Gehöft soll es Deutsche geben, aber niemand hat sie je gesehen» – Männer erzählen, sie hätten welche gesehen und sogar aus der Nähe und sie seien unheimlich kühn – bei näherer Auskunft stellte sich heraus, dass es reine Halluzination war, Männer seien von ihnen umgebracht worden, aber bei näherer Auskunft zeigte sich, dass sie sich untereinander umgebracht hatten – das ganze Leben richtet sich nach ihnen, aber sie lassen sich ebenso wenig blicken wie die Richter aus dem *Prozess* und die Herren aus dem *Schloss*. Es scheint, wenn alle plötzlich nicht mehr daran glauben würden, herrschte wieder Frieden wie vorher, als ob der Krieg ein Schicksal wäre, das man sich in einer Mischung aus innerem Verhängnis und orientierungsloser Freiheit selbst schafft.

Ich bin zur Post gegangen – nichts von Sartre, kleiner Brief von Bost. Ich bin hierhergekommen, um ihm zu schreiben und an diesem Tagebuch weiterzuschreiben.

Essen im *Mont Saint-Michel* mit Védrine, aber der Sinn steht mir nicht nach Unterhaltung, ich fühle mich ganz nach innen gekehrt und schrecklich verkrampft, wie ich es seit Langem nicht war. In der Schule gebe ich Arbeiten zurück, einige Schülerinnen werden herausgeholt, weil ihre Gasmasken in einem desinfizierten Raum getestet werden sollen, und inzwischen schreibe ich dies. Wirklich gar keine Freude in mir, eine Angst,

die mir die Kehle zuschnürt, kein lebendiges Bild – eine sehr unangenehme Anspannung, die ins Leere geht und aus einer Depression kommt, die mich an den Rand der Verzweiflung treibt. Draus-sen, feucht und grau in grau. Wunsch nach Einsamkeit, Unbehagen.

Sorokine am Ausgang – ich gehe zur Post, kein Brief. Darauf gehe ich auf gut Glück ins düstere Café an der Gare de l'Est. Ich schreibe dort zwei Stunden – ich erwarte nichts, ich bin zutiefst überzeugt, dass Sartre nicht kommt – ich habe ein bisschen das Gefühl, dass er nur im Traum existiert oder dass es jedenfalls diese Urlaubsgeschichte nur im Traum gibt, dass ich eine Mythomanin bin, die sich Erwartungen und Verzweiflungen ausdenkt. Ich nehme ein Taxi und begeben mich auf gut Glück ins Hotel *Mistral* wegen einer Nachricht. Das muntert mich etwas auf, die Spannung in mir lässt etwas nach.

Genugtuung, dass Kos. den Bericht über meinen gestrigen Abend und auch meine Reisepläne⁴ gut aufnimmt. Wir gehen ins *Dôme*, wo wir essen und den Abend zubringen – sie hat Zahnschmerzen, aber sie ist nett. Sagt mir, dass Bost sie 5 Tage lang sehen will, nach Taverny⁵, und das ist mir eine Genugtuung; sagt mir auch, dass er die Nacht mit ihr verbringen will, aber das könne sie nicht tun. Sie ist in bezug auf ihn schlicht missmutig, ich weiss, dass das vorübergehen wird, aber es ist trotzdem eine Genugtuung für mich.

Ich lege mich aufgeregt hin – um 3 Uhr ½ macht mich eine Wanze wach, die über mein Gesicht spaziert.

⁴ Eine erfundene Geschichte, die ihre Abwesenheit während Sartres Urlaub erklären soll.

⁵ Dort wohnten die Eltern von Bost.

Samstag, 3. Februar

Lycée C. See in der Erregung des Wartens. Ich habe dieser Tage von den Tharauds *L'envoyé de l'archange* [Der Gesandte des Erzengels] über Codreanu⁶ gelesen, den rumänischen Faschistenführer, ich lese das beim Frühstück zu Ende – ganz amüsan. Amüsan auch die verlegene Haltung der Autoren. Sorokine am Ausgang der Schule, sie ist mir lästig, aber ich sage ihr nichts davon – zur Post – Brief von Sartre, der erst in 10 Tagen kommt. Immerhin enttäuscht, aber ich hatte mich ja so wenig gefreut – ich gehe ins *Dôme*, am meisten ärgert mich, dass ich ihm die ganze Zeit nicht geschrieben habe. Brief von Bost, der um Mittwoch, Donnerstag herum kommt und ganz entschlossen scheint, mich zu sehen, und ganz froh bei diesem Gedanken – deutlicher Eindruck, dass ich für ihn zähle, und das befriedigt mich. Aber ich versinke in Berechnungen, wie diese beiden Urlaube unter einen Hut zu bringen sind. Kleiner Brief an Bost, gewaltiger an Sartre. Mittagessen. Ich arbeite nicht vor 1 Uhr. Um 2 gehe ich bei Kos. vorbei und teile ihr mit, dass ich nicht wegfare. Mit Védrine telefoniert und Treffen für Montag ausgemacht. Dann wieder Arbeiten im *Dôme*. Als ich Sartre Geld und Bücher schicke, finde ich seinen Brief postlagernd: er kommt doch. Ich zittere bei dem Gedanken, dass er morgen hätte kommen können, ohne dass ich es gewusst hätte; morgen Post geschlossen. Ich sage im Hotel *Mistral* Bescheid, dass mir eventuell ein Telegramm nachgeschickt wird. Zu Hause treffe ich dann Sorokine. Den ganzen Nachmittag Schmusereien: ich erzähle ihr auch die Kos.-Geschichte – sie ist glücklich, bezaubert und bezaubernd, aber beim Abschied ballt sie wieder vor Wut die Faust – das ärgert mich ein bisschen.

⁶ Gründete 1931 die «Eiserne Garde».

Ich warte eine Stunde auf Kos. und lese *Hitler m'a dit* [dt.: *Gespräche mit Hitler*] von Rauschning⁷. Ich werde langsam glücklich, obwohl noch verärgert über die Ungewissheit. Wir essen etwas in der *Milk Bar*, dann hat Kos. die alberne Idee, mich zum *Bal Nègre* zu schleppen – es macht mir im Übrigen Spass, dort zu sein. Wir entdecken Wanda, hinreissend mit einem neuen Rock, einer schönen weissen Bluse, die Haare im Gesicht, die mit einem Neger in Uniform tanzt. Wir setzen uns an ihren Tisch – viele Leute, aber nicht zu viele, nicht anstrengend. Es macht mir Spass, die kleinen Negerinnen mit unerhörter Obszönität wieder *Biguines** tanzen zu sehen. Die beiden Kos. tanzen wunderbar, zusammen und getrennt, aber der richtigen Kos. wird schlecht, was sie deprimiert und absolut schwermütig macht. Gegen 11 Uhr trifft Mouloudji ein, ziemlich benommen und grimmig; er ist mit Youki zusammen und einem schönen Abessinier, dem Liebhaber von Youki, den wir oft im *Dôme* gesehen haben, wir waren sogar mit Gérassi und Florès am gleichen Tisch wie er; er tanzt mit Kos., er ist anmutig.

Gegen Mitternacht gehen wir nach Hause, und Kos. bricht in meinem Zimmer in Tränen aus, so sehr findet sie solche Abende entsetzlich: ihre Zukunft ist im Eimer usw. Ich tröste sie ein bisschen und schlafe ein.

* Tanz der Antillen, kam in Frankreich um 1930 in Mode.

⁷ Hermann Rauschning, früher Mitglied der NSDAP, mit der er vor 1939 brach. Er schrieb auch *Die Revolution des Nihilismus*. Das hier zitierte Werk erschien einige Tage vor der Kriegserklärung und erregte grosses Aufsehen.

Sonntag, 4. Februar. Ankunft Sartres

Morgens arbeite ich im *Dôme*, und gegen Mittag trage ich Sartres Koffer ins Hotel *Mistral*. Das Telegramm ist da. Schock, das ist Konkretes, Reales, und ich habe endlich eine wirkliche Gewissheit, die mir Freudentränen in die Augen treibt. Ich weiss nicht recht, was ich mit mir anfangen soll, ich möchte gern in Paris herumlaufen und an heute Abend denken, aber es ist schlechtes Wetter – ich esse in der *Coupoles* und lese dabei *Hitler m'a dit* von Rauschning. Dann packe ich meinen eigenen Koffer, und um 2 Uhr treffe ich Kos. und sage ihr, dass ich nun doch wegfahre. Ich habe auch Védrine abgesagt, und sie machte einen ganz niedergeschlagenen Eindruck am Telefon. Kos. ist lieb wie nur was, wir unterhalten uns nett in der *Rotonde* und machen sogar gemeinsame Reisepläne. Sie hat sich auf dem Flohmarkt eine schöne Bluse gekauft – sie ist immer noch ziemlich deprimiert.

Ich verlasse sie um 4 Uhr ½, ich fahre mit dem Taxi zur Gare de l'Est und gehe in eine alte, ganz schwarz getäfelte Brasserie voller alter Spiegel, in der ich oft mit Sartre während seiner Zeit in Laon⁸ war; ich setze mich in den poetischen, ganz düsteren unteren Raum. Ich versuche, diese Notizen zu machen, aber ich bin zu nervös; ich schaffe es nur mit Mühe, 48 von Cassou zu lesen. Warten – Warten mit Gewissheit diesmal – ich denke zurück an die vielen Male, die ich gewartet habe, wie man anfangs die Zeit beschleunigen möchte, damit der Augenblick schneller kommt, und sie dann nach und nach aufhalten will, weil man seine Chance verliert, wenn der Augenblick überschritten scheint. Ich versuche, die Erscheinung Sartres oben auf der Treppe zu erfassen, aber er ist da, bevor ich noch Zeit habe, mich darauf einzustellen; sicher der schmutzigste Soldat Frank-

⁸ Sartre war dort 1936 und 1937 Lehrer.

reichs mit seinem ausgefransten Mantel, seinen riesigen Schuhen, Grösse 44⁹, seinem schmierigen Aufzug. Er legt seine unzähligen Beutel ab und setzt sich neben mich, wir finden genauso leicht zueinander wie in Brumath, vielleicht noch leichter, weil ich mich die letzten drei Monate weniger von ihm getrennt fühlte als in den ersten drei Monaten – eben wegen Brumath, wo wir das gemeinsame Leben wieder aufgenommen hatten. Wir fahren schnell zum Hotel *Mistral*, wo er sich in Zivil wirft, und wir gehen zu Fuss zu *Ducotet*¹⁰. wo wir essen – wir trinken noch einen bei *Rey*. wir legen uns um Mitternacht schlafen und reden bis nach 1 Uhr. S. erzählt von seiner Reise, zeigt mir seine Tagebücher und fängt an, mir seine Theorien darzulegen. Es ist für mich ganz kostbar, aber ganz vertraut, es kommt mir vor, als wäre ich von ihm nicht getrennt gewesen, wir müssen absolut nichts zwischen uns wiederaufbauen.

Montag, 5. Februar

Der Vormittag spielt sich bei *Rey* ab. Ich fange an, Sartres Tagebuch zu lesen, und er liest meinen Roman. Er geht zu seinen Eltern, ich esse im *Mont Saint-Michel* und lese dabei sein Tagebuch weiter. Lycée. Als ich um 4 Uhr herauskomme, sehe ich Védrine in einem jämmerlichen Regenmäntelchen und mit einem Tuch auf dem Kopf ganz armselig im Regen stehen – sie ist tieftraurig, dass ich sie stehenlasse, angeblich wegen Bost, und sie sieht mir mit herzerreissenden Blicken nach, als ich ins Taxi steige. Ich fahre zum *Cadran Bleu* in der Nähe der Métrostation

⁹ Seine tatsächliche Schuhgrösse: 38/39!

¹⁰ Rue des Fossés-Saint-Bernard.

Gobelins, und ich warte auf Sartre. Wir lesen wieder nebeneinander, und er findet schöne Dinge, aber sagt auch Kritisches zum ersten Kapitel. Wir essen im *Louis XIV*¹¹, das ganz leer ist, dann machen wir im Dunkeln einen Gang über die Boulevards, wir gehen zu *Rey* zurück, anschliessend zu uns.

Dienstag, 6. Februar

Gefühl von Erfüllung, Wohlbehagen im Kopf und im Herzen, das überragt alles, ich spüre es sogar nachts, und ich habe den Eindruck, ich wache zehnmal ausgeruhter auf als früher. Kein Fieber, kein Erstaunen, sondern ein überschäumender Reichtum, alles könnte so weitergehen, Gedanken, Zärtlichkeit, Spaziergang, man würde immer nur auf Fülle stossen – und das erscheint vollkommen natürlich.

Den Vormittag verbringen wir wieder bei *Rey* immer noch mit der Lektüre von Tagebuch und Roman, und diesmal sagt Sartre, er fände es ausgesprochen gut, nur der Anfang müsse geändert werden – das freut mich unheimlich. Ich breche in der letzten Minute auf und habe gerade noch eine Viertelstunde Zeit, in der blauen Brasserie zu essen, dann gehe ich in die Schule. Um 3 Uhr treffe ich *Védrine* im *Biarritz*, sie ist weniger traurig als gestern, obwohl noch nervös, und ich verspreche ihr, dass wir morgen zusammen zu Mittag essen. Ich fahre im Taxi zur *Acropole*, wo Sartre mich kurz darauf trifft – wir reden – wir gehen die Avenue d'Orléans und den Boulevard Aragon hinunter und sprechen über die Authentizität; es ist ganz poetisch und bedeutsam, wie wir uns in Paris vereint fühlen unabhängig von Paris, von Trennung und Abschied. Es ist dunkel und ziemlich mild, wir gehen den Quai entlang und lassen uns schliesslich im

¹¹ Place des Victoires.

Taxi zu *Lipp* fahren. Abendessen bei *Lipp*, wie früher; Sartre liest meinen Roman weiter und macht mir einen Haufen Komplimente. Kleiner Zwischenhalt bei *Rey*, wir gehen zu Bett und reden noch.

Mittwoch, 7. Februar

Vormittag bei *Rey*, Lektüre des Tagebuchs und des Romans – wir gehen zur Post, und ich habe zwei lange Briefe von Bost, ganz zärtliche, er verspricht, drei Tage hintereinander mit mir zusammenzusein, er wird bald kommen. Ich gehe in der Rue de Rennes vorbei wegen einem Brief bei meiner Mutter, und wir gehen zu Fuss bis zum Quai weiter. Es ist schön draussen, ein mildes Frühlingswetter, Sonne, und als ich über den Platz Saint-Germain-des-Prés gehe, fühle ich mich glücklich wie seit Monaten nicht. Sartre ist da, Bost fast, meine Arbeit im letzten Jahr ist wirklich gut gewesen, Paris ist schön – ein ganz starker und erfüllter und freier Augenblick, mit freudiger Fortsetzung.

Wir nehmen ein Taxi Richtung Passy; es fährt auf ein anderes Taxi auf, und wir steigen um. Ich will Védrine besuchen und treffe sie auf der Strasse, ich verlasse das Taxi und nehme sie in die *Maisonnette de Passy* mit; es ist traurig, und der Kellner wirkt angewidert, dass die Kunden sich herablassen können zu essen. Védrine ist weniger traurig, hat aber etwas Reserviertes, Verkrampftes – und es ist langweilig wie oft.

Ich fahre im Taxi zum *Marignan*, wo ich einen langen Brief an Bost schreibe – dann treffe ich Sartre und seine Mutter vor dem Kino Biarritz wieder. Wir sehen *Mr. Smith va à Washington* [dt.: *Mr. Smith geht nach Washington*], ein sehr amüsanter Film mit einem charmanten James Stewart – ein etwas öder Zwischenhalt im *Marignan*. Dann brechen wir auf, Sartre und

ich, und gehen über die Champs-Élysées, die Rue de Rivoli, die Oper, die Boulevards. Wir fangen an, über die Simultaneität, die Zeit, das Bewusstsein des anderen zu reden, und wir ereifern uns. Wir essen bei *Kuntz*, ich nehme eine köstliche Leberpastete zu mir, während die Diskussion weitergeht. Ich stelle eine gewisse philosophische Unaufrichtigkeit bei mir fest, weil ich gerne Sein und Wert gleichsetze – das ist alt, ich habe zu diesem Zweck in meiner Jugend wissentlich einen nicht sehr gut verstandenen Nietzsche verwendet – so behaupte ich, dass das Bewusstsein anderer für mich *nicht existiert*, unter dem Vorwand, dass ich es nicht valorisiere – und in gewisser Weise spüre ich zutiefst das Gegenteil. Wir gehen über den Boulevard Sébastopol zu Fuss bis fast nach Hause, in Diskussionen vertieft.

Donnerstag, 8. Februar

Wir erleben einen intensiven Augenblick bei *Rey*, wo Sartre meinen Roman fast zu Ende liest und wo ich seinen¹² beende, der mich begeistert. Dann Lycée. Sorokine ist am Ausgang, sie gibt mir einen Brief, in dem sie mir erklärt, ich solle bei ihrem Weggehen meine Haare nicht neu richten und dürfe auch nicht so froh aussehen, wenn ich sie wegschicke; das würde alles verderben; ich verspreche alles, was sie will, und damit ich länger mit ihr zusammen sein kann, nehme ich ein Taxi; sie ist ganz froh darüber. Lycée. Ich treffe Sartre in der *Closerie des Lilas* wieder – wir bleiben kurz, wir fahren im Taxi zur *N.R.F.*, und er setzt mich in einem kleinen Café auf der Rue de l'Université ab, wo ich an Bost schreibe, während er zu Brice Parain geht – sie kommen zusammen zurück – langweilige Un-

¹² *Zeit der Reife*.

terhaltung über Drieu La Rochelle, Parain erklärt alles in Begriffen von «Generation» und entschuldigt sich für alles mit seiner Generation.¹³ Wir unterhalten uns ein bisschen, Sartre und ich, in einem Café auf der Rue du Bac, dann gehen wir zu Toulouse. Sie empfängt uns in ihrem grossen Atelier, das ein wenig nach Umzug aussieht mit seinem Wandschirm, der es zweiteilt und hinter dem ein Haufen altes Zeug liegt – sie hat kurze Ärmel an, einen Faltenrock; ganz in Schwarz, ein Samtband im Haar, sie sieht nett aus. Der Tisch ist gedeckt: Wein, Porto, Pastete, saftiger Obstsalat – aber die Unterhaltung schleppt sich ein bisschen dahin, weil Sartre verkrampft ist, er will uns nicht mit seinen Kriegsgeschichten langweilen und findet Toulouse kalt. Es ist trotzdem angenehm. Wir verabschieden uns um 11 Uhr, gehen nach Hause und legen uns sofort schlafen.

Freitag, 9. Februar

Vormittag bei *Rey*, Lektüre unserer Romane – wir diskutieren noch ein bisschen über das Bewusstsein anderer, dann geht Sartre zu seiner Familie, ich zur Post, wo ich eine ganz kurze Nachricht von Bost finde, dessen Urlaub sich noch hinauszögert und der ganz angewidert ist – ich bin es auch – ich esse in Eile bei *Capoulade*. Danach 3 Stunden Unterricht. Dann treffe ich wieder Sartre im Café *Rey*, wo wir bis um 7 Uhr bleiben. Er geht fort zu Wanda, es macht mir nichts aus, ich habe nicht den

¹³ Diese Unterhaltung liegt dem Brief Sartres an Brice Parain (20. Februar 1940) und dessen Antwort (2. März) zugrunde. Vgl. Jean-Paul Sartre, *Lettres au Castor et à quelques autres*, Gallimard, Paris 1983 [dt.: *Briefe an Simone de Beauvoir und andere*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1985. Band2. S. 86ff.l.

Eindruck, dass mir diese drei Tage weggenommen werden, sie sind Teil von einem Urlaub, den ich als ein Ganzes mit ihm verleve. Ich treffe Védrine und nehme sie zum Abendessen mit in das elsässische Restaurant auf dem Boulevard Saint-Michel. Angenehm und ohne Schwierigkeiten – wir trinken einen Lindenblütentee im *Biarritz*, ich bin ein bisschen gereizt, weil sie Sartres Theorie der Authentizität ganz falsch versteht, in sozialen Begriffen – sie glaubt, man müsse «sich in der Situation darstellen» – ärgerlich, wie sie Theorien, die sie nicht versteht, leidenschaftlich bewundert.

Samstag, 10. Februar

Glückliches Aufwachen um 7 Uhr morgens in meinem Zimmer im Hotel *Mistral*. Ich bin allein, aber nachmittags werde ich Sartre sehen, es geht in derselben Weise weiter, und ich habe nicht den Eindruck, ihn verlassen zu haben – ich habe Musse, an ihn zu denken, an mich, und diese Tage zu genießen. Ab 7 Uhr ½ bin ich bei *Rey*, das ist ein ganz poetischer Glücksmoment – fast ein Gefühl von Abenteuer in diesem Café vom letzten Jahr, allein, und noch im Versteck, in Komplizenschaft mit Sartre. Ich lese beim Frühstück sein Tagebuch; dann Unterricht, der mich nicht langweilt; Post, kein Brief von Bost – wieder bei *Rey*, wo ich das Tagebuch fertig lese – Mittagessen bei der Familie. Ich gehe zum *Mistral* zurück, packe meinen Koffer und gehe zum Hotel, mir ist kaum bang zumute. Ich klopfe bei Kos., die mir mit freundlicher Stimme antwortet. Sie kommt zu mir runter, und wir reden eine Stunde lang; sie war die ganze Woche über deprimiert, hat das Théâtre de l'Atelier nicht betreten usw. – erzählt mir von ihrem Sonntagabend im Maleratelier von Florès, als Florès ihr um den Hals gefallen ist. Sie ist noch da, als Sorokine klopft, die die Flucht ergreift; ich sage ihr, sie solle

in 5 Minuten wiederkommen, und Kos. ergreift auch die Flucht. Bald kommt Sorokine zurück; sie ist im *Mistral* gewesen, sie war davon überzeugt, ich habe ihr ein Schnippchen schlagen wollen; ich erkläre ihr, das sei idiotisch, sie wirft sich mir leidenschaftlich in die Arme. Umarmungen – reizend, vor allem als sie, wieder ganz zugedeckt, mir alle ihre Papiere über Proust und über die Kunst und das Leben vorliest; wir diskutieren, ich erkläre ihr allerhand, ich bin ganz Zärtlichkeit: ich wäre von diesem Mädchen genommen worden, wenn ich mich nur ein wenig gegeben hätte – aber ich habe keine Lust, mich zu geben, ich fühle mich sogar ein bisschen deprimiert deshalb. Sie kämmt sich noch, als Sartre kommt: neuerliche Flucht.

Wir gehen ins *Vikings*, Sartre und ich – er erzählt mir seinen Abend, seinen Tag. Ich habe keine Spur Eifersucht, aber diesen Eindruck, der mir wieder unangenehm ist, dass die beiden Kos. existieren – für mich, die sie nicht liebt, existieren sie nur wenig, aber durch die Zärtlichkeit Sartres und Bosts gewinnen sie Wert und Leben, und das lastet immer auf mir. Und ausserdem ist es immer unangenehm, einen Dritten über die Kos. sprechen zu hören, weil sie immer treulos sind, selbst wenn sie sich mit einem selbst gutstehen: kleine Komplizenschaften von Kos. mit Wanda usw. Was auf mir lastet, ist vielleicht das Bild, das sie von mir haben, diese nüchterne Beziehung zu Sartre, diese steife Generosität, diese etwas hassenswerte Macht, die ich in ihrem Leben darstelle. Sartre ist ganz mit seinem Gewissen beschäftigt, und auch das, seine Situation, lastet auf mir, wegen ihm und gleichzeitig wegen mir – in seiner Sprechweise und in ihm ist ein bisschen nervöse Spannung.

Ich gehe ins *Dôme* und schreibe an Bost; ich treffe Kos., und wir gehen zu *Nadja* und ins *College Inn*, Aber ich bin ein bisschen verhärtet gegen Kos., obwohl sie sehr nett ist – sehr müde

auch, der Abend vergeht ziemlich düster. Der Gedanke ist mir unangenehm, dass wir uns wieder regelmässig auf diese Weise sehen werden, dass das wieder mein Leben sein wird. Ich gehe ganz geknickt zu Bett.

Sonntag, 11. Februar

Schwerer Tag – grosse Müdigkeit, zu wenig Schlaf, morgens versuche ich vergeblich, ein bisschen länger zu schlafen, ich werde um 8 Uhr wach, ich langweile mich im Bett, und als der Wecker um 9 Uhr klingelt, stehe ich auf. Gleich Herzbe-klemmungen, im Übrigen auch im Schlaf. Keine Spur Eifer-sucht; nicht, dass Sartre mit Wanda zusammen ist, bedrückt mich, es wäre genauso, wenn er bei seiner Familie wäre – ein einziger Schmerz, ihn nicht zu sehen. Und nicht nur die heutige Leere lebe ich, sondern auch schon seine Abfahrt, all die Tage, an denen ich mir nicht mehr sagen kann: in zwei Tagen. Ich verstehe kaum, wie ich mich so gut mit seiner Abwesenheit abfinden konnte, ich fühle mich verlassen in einer gleichgültigen, feindlichen Welt; vielleicht ist das so, weil ich so wenig das Bewusstsein der anderen Leute fühle, weil sein Bewusstsein für mich so sehr etwas Absolutes ist und weil mir die Welt heute früh absolut leer erscheint, als ob ich in eine mineralische Ein-samkeit geworfen wäre. Angewidert denke ich an den Ersatz: Kos., Védrine, ich würde mich lieber (in diesem Moment) abso-lut isoliert fühlen, es ist für mich eine Last, sie heute sehen zu müssen –

Es kommt mir etwas seltsam vor, eine volle Liebe wieder-zufinden; die ich bei Védrine, Sor. wecke, ist für mich eine alberne Illusion, ich habe kein Mitgefühl für das Bedürfnis, das sie nach mir verspüren – herzerreissend ist für mich gewöhn-lich vor allem die Eifersucht, wegen Bost und sogar wegen Sar-

tre. Da ist wirklich ein Mangel, ein Leid. Es gibt keine Revolte, keine Verzweiflung, aber ich kann mir nicht sagen: «4 Monate so weiter», ohne den Tränen nahe zu sein. Und ich weiss, dass die 4 Monate nicht so weitergehen werden, aber dann muss ich auf die ganze Süsse der Zärtlichkeit verzichten und wieder kalt werden und Sartre im Denken, als Bild, verlieren, nachdem ich ihn in Fleisch und Blut verloren habe. Ich gehe ins *Dôme*, ich arbeite drei Stunden, mit ein bisschen Kopfweh, in die Arbeit vertieft wie ein guter Schüler, der eine Seite vollschreiben muss, aber ohne Zukunft. Dann esse ich ein bisschen und schreibe an diesem Tagebuch. Die Sehnsucht hat seit heute früh nicht aufgehört – Trost beim Gedanken, dass sie noch Teil meines Lebens mit Sartre ist, dass ich sie ihm Dienstag erzählen kann. Aber Angst vor dem Kommenden, keinesfalls Angst um mich, zu leiden usw.: Weigerung in der Sache selbst, Verweigerung dieses Lebens ohne ihn, selbst wenn ich mich unter weniger Schmerzen als heute damit abfinden sollte.

Es ist ein Tag mit einem Gesicht, ein Tag, an dem die Zeit spürbar ist; die deprimierende Fadheit am Morgen braut sich zu einer noch schwärzeren Tragik zusammen, die den Tränen näher, aber in ihrer müden Dichte fast erträglicher ist. Ich gebe Sartres Tagebuch in den *Deux Magots* ab; ich bin versucht, dort zu bleiben, ich verstehe (jetzt bin ich dran) dieses unerträgliche Bedürfnis, das Sor. oder Védrine manchmal haben, die geliebte Person zu sehen, und sei es bloss für fünf Minuten – sie zu sehen; ich verstehe dieses absolut nackte Elend der Abwesenheit. Ich gehe ins *Dôme*, ich schreibe an diesem seit einer Woche vernachlässigten Tagebuch und arbeite. Gegen drei Uhr kommt CI. Chonez mit einem jungen Mann herein, sie setzen sich an meinen Tisch, sie will mir diesen Typ, auf den sie stolz ist, sichtlich vorstellen; sie liebt ihn, sie will ihn herausstreichen, er

verweigert sich dem diskret – ich denke an Bost und mich, und das gefällt mir, denn dies Paar hat nichts Schockierendes: wenn sie nur nicht so blöd wäre. Er ist Soldat in Orléans, er ist erst 21 Jahre alt, scheint aber älter wegen seinem leichten blonden Bart – er heisst George L. – er gefällt mir – zum erstenmal seit einer Ewigkeit spricht mich ein Typ physisch an – er ist ziemlich schön, hat ein charmantes Lächeln, und wenn man sein Gesicht sieht, kriegt man Lust, zärtlich zu ihm zu sein, wie bei dem von Bost. Er ist nicht schüchtern, aber zurückhaltend und diskret; unmöglich, herauszufinden, ob er einigermaßen intelligent ist, aber er benimmt sich taktvoll, obwohl sie ihm die Sache erschwert. Und ich finde es komisch, dass ich ihm gegenüber «Gefühlsphantasmen» habe, wie Poupette sagen würde, und ich mir vorstelle, dass eine Geschichte mit ihm mich (vielleicht) reizen könnte, dass es ganz allgemein auf der Welt Männer gibt, mit denen ich eine neue Geschichte anfangen könnte. Und dann löscht sofort der Krieg die Phantasmen aus: selbst wenn ich ihn wiedersehen würde, er wird in einigen Monaten Orléans verlassen, von dort kommt er nur an den Sonntagen usw. Ich habe den Eindruck, dass ich ihm sehr sympathisch bin, denn als ich vage sage, «ich hoffe, wir sehen uns wieder», sagt er sehr direkt «ich auch», und als ich Cl. Chonez einen Zettel gebe, merkt er sich meinen Namen. Sie reden mit einer Hochachtung von Adamov, die mich erstaunt, über die Surrealisten und über Berger, ich habe meinen Spass mit ihnen; aber sie machen mir angst mit ihren Geschichten von den 500 Offizieren, die eilig an die Front geschickt worden wären, von Eingeborenen, die ankommen, und von Gerüchten über einen möglichen Angriff. Das macht mir angst. Plötzlich fällt mir ein, dass ich gesagt habe, Sartre sei da, dass Védrine vorbeikommen wird und dass Claudine Chonez sich verplappern könnte, ich weihe sie etwas verlegen ein. Sie

verplappert sich trotzdem, aber das lässt sich wieder einrenken. Védrine bringt eine Stunde mit mir zu, und ich bin nett, ein bisschen aus Opposition gegen die Kos., ich finde es ein bisschen schnöde von Sartre und mir, sie ihnen zum Frass vorgeworfen zu haben.

Ich treffe Kos., ich versinke in Trübsinn, ich habe schreckliches Kopfweh, eine zugeschnürte Kehle, ich kann nicht sprechen usw. Sie sagt mir, Bost käme Donnerstag und wolle sie Sonntag sehen, mir wird davon schwindlig, ich denke an letztes Jahr und werde fast ohnmächtig vor Verzweiflung – das ist idiotisch, er hat mir geschrieben, er würde mich erst einmal drei Tage lang sehen, aber ich halte ihn für gespalten: der Bost, der mir schreibt, der Bost, der ihr schreibt. Jedenfalls bleibe ich trübsinnig bis zum Kino, ich glaube, ich werde mich während dieses Urlaubs hundeeelend fühlen. Wahnsinnige Lust, ins Kino zu gehen, als Alibi und vielleicht sogar als Zerstreuung. Wie sehen im Cluny *Les trois loufquetaires* [Die drei verrückten Musketiere], und es wirkt; anschliessend, im *Hoggar*, bringe ich es fertig, lustig und entspannt zu sein – und die Stimmung bessert sich tatsächlich so sehr, dass ich wieder guter Dinge bin, als ich dies abends im Bett aufschreibe, und ich empfinde sogar eine richtige glückliche Zärtlichkeit für Sartre, den ich Dienstag wiedersehen werde, für Bost, den ich in acht Tagen sehen werde, für die Welt, die nicht so öd und leer ist.

Montag, 12. Februar

Ich habe gut geschlafen und friedlich – von Zorro geträumt, der geschminkte Lippen hatte und übrigens sehr hübsch war und den [ich] gerührt wiedersah. Es war wegen Daniel in Sartres Roman und wegen der Lippen des jungen Mannes von gestern, die ich

reizend gefunden hatte. Ich stehe auf, weder heiter noch traurig, mit Kopfweh, die düstere Angst ist weg; es bleibt nur eine etwas schmerzhaftere Erinnerung, die mich für die Traurigkeit empfänglich macht, die Védrine und Sorokine um meinetwillen empfinden. *Dupont*. Unterricht, Lektüre von *Tandis que j'agonise* [dt.: *Als ich im Sterben lag*]* – dann Post: Bost kommt Freitag und wird mich bis Montag sehen können; er wird zwischendurch Kos. ein bisschen sehen, aber ich fühle in mir keine Spur von Eifersucht. Das alles wird noch schwierig zu arrangieren sein – was für ein Leben, mit soviel Kopfzerbrechen. Ich arbeite, und ich arbeite gut, mit klarem Kopf. Langsam, aber sicher steige ich wieder zum Glück auf; nur verliert sich eine bestimmte Form der Zärtlichkeit, wenn man die Abwesenheit akzeptiert.

Mittagessen, Lycée, Rückkehr ins *Dôme*, heiter und immer freudiger über die Gewissheit, Sartre morgen wiederzusehen.

Zwei Stunden gut gearbeitet. Dann kommt Kos., ganz kläglich, aber sehr nett, und wir reden von sechs bis acht Uhr. Dann gehe ich nach Hause und treffe Védrine.

Unerfreulicher Abend mit Védrine – sie ist, als sie ankommt, wie immer zu strahlend und wirft sich voll Leidenschaft auf mich – sie stöhnt sofort und gräbt ihre Nägel in meine Schulter, wir müssen ins Bett gehen und uns umarmen – Umarmungen, die von sentimentaler Schäkerei und leidenschaftlichen Fragen unterbrochen werden: liebst du mich? bist du glücklich? beharrlich. Ich bin verkrampft, sie merkt es – sie spricht auch von den Osterferien, und da gehe ich völlig in die Defensive, sie sieht schon, dass ich sie nicht mit ihr verbringen will. Wir stehen auf,

* Von William Faulkner.

wir gehen zu *Lipp* essen, wo wir schon wieder auf A. Parodi¹⁴ treffen. Wir sprechen von Kant, über den sie dummes Zeug redet, und um elf Uhr begleite ich sie zum Odéon. Als ich ihr sage, dass Poupette diese Woche kommt, seufzt sie: «Alle zerren an dir», und geht traurig weg. Ich nehme die Métro, in der ich Lexia bemerke, hübsch und traurig mit einem kleinen blauen Kopftuch.

Dienstag, 13. Februar

Ich wollte gut schlafen, aber ich habe kein Auge zugetan, so nervös war ich bei dem Gedanken, Sartre wiederzusehen. Ich denke über Védrine, Kos. usw. nach, werde unruhig und wache schrecklich müde und voller Angst auf. Lycée H. IV. Ich fahre mit dem Taxi zum *Dôme*, Sartre ist noch nicht da, aber er kommt nach einer Weile, und wir reden erst dort, dann in der *Closerie des Lilas* – er setzt mir auseinander, wie er sich moralisch unwohl mit Wanda gefühlt hat, gerade weil sie so nett zu ihm war, und ob es nicht besser wäre, sein ganzes Leben lang einer einzigen Person treu zu sein. Es ist mir ein bisschen unangenehm, an den Vorrang zu denken, den Wanda über mich gewinnt, und an die komische Vorstellung, die Kos. von mir haben muss, aber es ist nur schwach. Wir sind beide ein klein bisschen deprimiert, weil wir ein so verwickeltes, so vertracktes Leben haben.

Um 12 Uhr 25 treffe ich Sorokine – sie will schmollen, weil ich zehn Minuten später komme, aber ich schreie sie so laut an, dass sie schnell den Mund hält, und während ich ihr ein bisschen von der Unterhaltung mit Sartre erzähle, verbringen wir de facto eine reizende halbe Stunde zusammen, in der sie ganz zärtlich

¹⁴ Inspecteur general, Oberschulrat.

lang hin, als ich befürchtet habe. Ich treffe Sartre um vier Uhr in der kleinen blauen Brasserie bei der Schule, es ist ganz düster und leer, und eine gute Weile reden wir zärtlich, schön miteinander über Sorokine, Védrine, Wanda usw. Wir essen bei *Lipp*, wo wir wieder auf A. Parodi stossen – wir verbringen den Abend im *Vikings*, um Mitternacht werden wir rausgeworfen, und wir sprechen noch eine gute Weile vorm Einschlafen.

Mittwoch, 14. Februar

Wir nehmen unsere angenehmen Vormittage bei *Rey* wieder auf. Ich spreche mit Sartre über sein Tagebuch, er liest das letzte Kapitel meines Romans, den ich mir dieser Tage wieder vorgenommen habe, wir diskutieren darüber, und er macht mir Komplimente, die mich ermutigen. Wir diskutieren darüber, ob er mit Védrine brechen kann oder nicht, er ist praktisch dazu entschlossen und sagt, der Krieg habe ihn ganz abgekühlt und vor einem Wiedersehen sei das Ende abzuwarten. Er verabschiedet sich von mir, und ich gehe ins *Dôme* essen. Ich bin noch nicht ganz fertig, als Sorokine kommt, und von Weitem mache ich entschuldigende Gebärden, die sie zum Lachen bringen; ich lenke sie mit einem Stück Obsttorte von mir ab. Wir sprechen etwas über Descartes und gehen zu mir rauf, wo wir 1 Stunde arbeiten – dann hört sie schlagartig auf, sie will zu den Umarmungen übergehen – so geschieht es. Dann reden wir, über die Freundschaft, die Treue usw., sie ist ganz fröhlich, sie wäre ein reizender Gefährte, wenn ich Zeit hätte, sie öfter und entspannter zu sehen. Sie hat mir eine Zeichnung zu Sartre mitgebracht, die wir an der Wand festmachen.

Sartre kommt, und wir gehen ins *Vikings*, von 4 bis 7 Uhr re-

den wir wieder lang über Védrine. Dann sehe ich Kos. von 7 bis 9 Uhr, reizend, aber jämmerlich.

Um 9 Uhr treffe ich wieder Sartre, er ist sehr müde. Wir gehen zur *Coupole*, und eine Stunde lang ist es unerfreulich, weil er ganz leer und verstört ist, und ich denke traurig daran, dass es unser letzter Abend ist. Aber ich komme auf die gute Idee, ihn von dort loszureissen und ins *O. K.*¹⁵ zu führen, wo es warm, voller Leute, aber nicht überlaufen ist und wo es ihm gut gefällt – hinter uns ist eine Tür, die uns ärgert, aber wir gehen an einen anderen Tisch – der Rundfunk bringt unaufdringliche Musik, wir fühlen uns rundum wohl. Wir sprechen noch mal über diesen Urlaub, über unser Leben, über uns beide, und das ist so stark und voll, nichts zählt neben solchen Momenten – traurig, dass wir um Mitternacht rausgeworfen werden. Wir gehen nach Hause, wir reden eine gute Weile im Zimmer im Hotel *Mistral* und legen uns noch nicht hin, aus Angst, plötzlich einzuschlafen. Und dann gehen wir zu Bett und schlafen ein, ohne Traurigkeit.

Donnerstag, 15. Februar. Abreise Sartres¹⁶

Wir stehen um 7 Uhr auf, Frühstück bei *Rey*, ohne Traurigkeit – es wirkt normal, dass dieser Urlaub sich wieder schliesst und das Leben weitergeht mit dieser kostbaren Periode hinter uns, fest an ihrem Platz. Wir holen Sartres Uniform, die wir in der *Coupole* gelassen hatten – er zieht sich bei mir um, und wir nehmen ein Taxi: er ist jetzt ganz schön und sauber, denn seine Mutter hat alles ausbessern und reinigen lassen. Gegen 9 Uhr ¼ kommen wir vor dem Bahnhof an; dort ist ein grosser Anschlag:

¹⁵ Carrefour Vavin.

¹⁶ Dieser Abschnitt ist in *In den besten Jahren*, S. 369, aufgenommen.

aus dem Urlaub, Abfahrt aller Züge um 9 Uhr 15. Ein Strom von Männern mit Frauen ergiesst sich in den Gang zum Untergeschoss des Bahnhofs: und während ich ganz gelassen bin, mich von Sartre trennen zu müssen, treibt mir der kollektive Charakter des Ereignisses Tränen in die Augen. Auch zu sehen, wie auf dem Bahnsteig die Männer und Frauen sich linkisch einander die Hände drücken, schnürt mir die Kehle zu. Zwei volle Züge, einer rechts, einer links. Der linke fährt zuerst ab, und der Abmarsch der Frauen beginnt (kaum zehn Männer, alte Väter, unter zweihundert Frauen), Mütter, vor allem aber Frauen und Freundinnen, die mit geröteten Augen, mit starrem Blick oder sogar schluchzend Weggehen – auch das ist ergreifend und urtümlich, diese elementare Trennung der Geschlechter, die Männer, die man wegbringt, die Frauen, die in die Stadt zurückkehren. Wenige weinen vor der Abfahrt des Zugs, immerhin einige, die sich an ihre Männer klammern, man spürt die heisse Nacht, die sie hinter sich haben, den Mangel an Schlaf und die nervöse Müdigkeit des Morgens. Man sieht sie an und witzelt: «Na, Hochwasser?» – aber Solidarität der Männer, die zusammen und zugleich bei der eigenen Frau stehen wollen; das ist eher sympathisch. Als der Zug anfährt, drängen sich zum Beispiel alle an der Tür, ich sehe nur noch Sartres Feldmütze im Halbdunkel des Abteils, seine Brille und seine Hand, mit der er von Zeit zu Zeit winkt; der Mann an der Tür tritt zur Seite und macht einem anderen Platz, der seine Frau küsst, und sagt: «Der nächste», die Frauen stehen Schlange, und jede steigt aufs Trittbrett und umarmt ihren Mann – ich steige auch hinauf, ich drücke Sartre die Hand, und er verschwindet im Hintergrund. Ungeheure kollektive Spannung: die Abfahrt dieses Zugs – das ist wirklich ein physisches Losreißen, so habe ich eine Abfahrt noch nie erlebt – es geht los, es ist nicht zum Aushalten, alles

scheint einzustürzen – und es ist soweit, der Zug fährt. Ich gehe als erste weg, denn ich sehe Sartre nicht mehr, ich renne, die Tränen stocken, einige kommen raus, aber ich schlucke sie runter; als ich draussen bin und ein Taxi anhalte, ist es vorbei, wirklich wie nach einer Operation.

Eklige, feuchte Kälte in Paris – das Taxi setzt mich an der Post ab: nichts von Bost – Lycée – ich schaffe es, meinen Unterricht gut zu machen, ich bin nicht zu müde – am Ausgang Sorokine, ganz reizend mit einer karierten Kapuze und etwas geschminkten Lippen. Wir gehen essen, ich bin auf einer Wellenlänge mit ihr, gerade das ist so angenehm. Ich erzähle ihr von der Abfahrt Sartres und allerhand Zeug über Védrine und auch über Sartre, das entzückt sie – sie lacht Tränen, als ich sage, Sartre sei hinterhältig. Sie heitert mich auf. Ich bin ein bisschen gespannt auf den Wirbel, den es mit Védrine geben wird, es kommt mir weniger fade als sonst vor.

Zwei Stunden Schülerreferate in Geschichte, ich bin gerettet, denn ich brauche mir nichts einfallen zu lassen. Dann begleitet mich Sorokine *TMX Sorbonne*, wo ich Védrine ein bisschen misstrauisch, aber schon wieder lächelnd antreffe. Wir sprechen uns zunächst dort aus, dann im *Hoggar* – es bringt nichts, denn sofort leugnet sie und klagt sich an, man stösst auf keinen Widerstand. Sie ist durchaus rührend mit ihren ernstesten Gesichtern, wie sie zurückhaltend lächelt oder den Tränen nahe ist – und sie ist heute schön; ich fühle mich ein bisschen mies, wenn ich denke, was sie erwartet, aber ich wiederhole ihr entschlossen, dass sie nie von meinem Leben mehr kriegen wird, dass ich nicht mehr versprochen habe, dass ich auf meiner Einsamkeit und meiner Freiheit bestehe. Sie wirft mir vor, ich hätte kein «gemeinsames Leben» mit ihr, was sich ganz schön äusserlich anhört, sie ist auf meine Beziehung zu Sartre fixiert und will sie kopieren.

Wir verabschieden uns um 7 Uhr, und nun treffe ich Kos.;

wir gehen ins *O. K.* Kos. ist ganz nett und auch ich zu ihr – sie macht Pläne für meine Toilette und spricht mit grollender Zärtlichkeit, wie sie es seit Langem nicht getan hat, sie sagt, sie fände meine Wanderungen «waghalsig» usw. Ich frage mich, ob das nicht ein bisschen gegen Wanda gerichtet ist, weil sie sich mit mir gegen Wanda-Sartre verbünden will. Sie verlässt mich um 10 Uhr, und ich lese einige Seiten *Diabole amoureux* [dt.: *Der verliebte Teufel*], dann sinke ich in Schlaf, wie erschlagen. Ausgezeichnete Nacht.

Freitag, 16. Februar. Ankunft von Bost

Nach zehn Stunden Schlaf wache ich ganz erholt auf. Ohne Traurigkeit. Ich habe keine Lust zu arbeiten, doch habe ich tausend Dinge zu erledigen: ausführlich an Sartre schreiben, den Scheck vom Abitur einlösen, zum Friseur gehen. Ich habe keine Nachricht von Bost, was mich ein bisschen ärgert, aber der Gedanke, ihn bald zu sehen, gibt mir Kraft. Seine letzten Briefe waren so zärtlich, dass ich nicht allzu besorgt bin. Mittagessen mit Védrine, ein bisschen zurückhaltend, aber nett. Lycée.

Als es schon $\frac{1}{4}$ vor 4 ist, kommt eine schwarz gekleidete Frau vom Personal herein, mit geheimnisvoller Miene und ein bisschen finster: unten im Sprechzimmer sei Monsieur Bost – meine Hände zittern, das Blut steigt mir ins Gesicht, die Kehle schnürt sich mir zu. Ich muss dennoch weiter unterrichten, ich mache mit der Soziologie weiter, aber vor Aufregung bin ich nicht ganz da. Ich renne runter. In einem grossen Sprechzimmer mit Spiegeln und grünen Möbeln finde ich Bost, einsam und ganz er selbst, und ich finde im Nu zu ihm – und er zu mir –, das ist so-

¹⁷ Von Cazotte (1772).

fort ungewollt und glücklich – wir gehen die Rue Clovis lang, und wir machen einen langen Spaziergang, weil wie durch ein Wunder schönes Wetter ist: die Quais, Place de la Bastille, Place de la République, der Kanal Saint-Martin, Jaurès, Gare de l’Est-wir sehen uns ein bisschen Paris an, das hübsch unter dem blauen Himmel und dem Schnee ist, und mir kommen eine Menge Erinnerungen an Spaziergänge, die ich letztes Jahr mit ihm an diesen Quais gemacht habe; das ganze letzte Jahr lebt wieder auf, mit dem Kostbarsten, das unsere Beziehung kannte; aber vor allem sprechen wir, Bost spricht, unerschöpflich, er erzählt von den Vorposten, der Rückreise, den Offizieren, den Kameraden – er spricht wenig über sich selbst, und ich erzähle kaum etwas, aber wir fühlen uns voller Musse mit diesen Tagen vor uns, an denen wir über die sechs Monate Krieg noch werden reden können. Wir machen an der Gare de l’Est halt, in der schwarzen Brasserie, wo ich auf Sartre gewartet habe, und Bost spricht weiter – seine von Zeit zu Zeit über das Wiedersehen erstaunte und entzückte Miene berührt mich stark. Am Telefon sage ich Kos., Poupette sei gerade angekommen, und sie ist ganz kühl am anderen Ende der Leitung – Unbehagen eine Minute lang. Wir bleiben bis acht Uhr und gehen zu *Kuntz*, wo wir ausgezeichnet essen, im Gespräch, glücklich; ich bin zutiefst glücklich, diese Liebe ist für mich so stark und voll wie nur möglich, und es ist eine grosse Freude für mich, zu spüren, wie ungeheuer wichtig sie in Bosts Leben ist. Ich empfinde Kos. als ein Dingsda *in* Bosts Existenz, neben ihm – während ich, mit Sartre, eben die Welt bilde, in der Bost lebt, genauso wie Sartre und er diese Welt für mich bilden, so dass dieser Krieg wirklich von uns gemeinsam gelebt wird und wir gemeinsam *unsere* Zukunft erwarten und nicht jeder seine eigene.

Wir fahren im Taxi zum Hotel und holen mein Gepäck; er

bleibt im Schutz der Nacht, in der Rue Vavin – Nacht im Taxi, Nacht in Paris, Nacht des Friedens und der Zukunft, während ich so aufgewühlt davon bin, dass ich ihn wieder küssen kann. Wir lassen uns auf der Place D. Rochereau absetzen, am *Oriental*, wo es luxuriös und warm ist. Alles kommt mir so nah vor, ich kann nicht glauben, dass mich sechs Monate von seinen Küssen, von seinem Mienenspiel trennen. Ich erinnere mich so stark an alles. Das gibt mir Mut für die Zukunft – das wird nicht abreißen, und es wird wieder genauso werden, der Zeit zum Trotz.

Samstag, 17. Februar

Wir haben schrecklich schlecht geschlafen, es war zu warm, und ich fieberte. Heiteres Aufwachen, wir verbringen eine lange Zeit mit Reden, mit Schweigen. Wir gehen runter und frühstücken im *Oriental*, ich erzähle Bost alles, was mir zu Sartre ab September einfällt. Es herrscht katastrophales Wetter in Paris, überall Schnee und Matsch, man muss über Schneehaufen springen, um vom Trottoir auf die Strasse zu kommen – die Taxis spritzen einen bis oben hin voll. Ich hole Sartres Manuskript von Zébuth¹⁸, die ich in der *Petite Chocolatière* auf der Avenue d'Orléans treffe – sie sieht ganz blühend aus. Sie gibt mir das mit zwei grossen roten Siegeln verschlossene Paket, das Bost nimmt, während ich zu Kos. gehe – sie ist in ihrem Zimmer im Hotel *Mbret*, ziemlich trübsinnig – ich bleibe eine halbe Stunde, ich mache einige Einkäufe für Sartre und treffe wieder Bost, der angefangen hat, den Roman mit Wohlgefallen zu lesen. Wir gehen zu *Ducotet*, wo es unheimlich nett ist an diesem frühen

¹⁸ Cousine der Morels.

Nachmittag; Männer mit Lederschürzen trinken einen am Tresen. Wir brechen erst gegen vier Uhr auf – ich rede mit Bost über Sorokine; dass sie mir mit der Faust droht und mich schlägt, entzückt ihn. Wir brechen auf, irren bei diesem katastrophalen Wetter auf den Quais herum, halten nach einem Taxi Ausschau, das uns zu den Boulevards bringt. Dort irren wir weiter herum, weil wir für Sartre eine Pfeife und Fotopapier¹⁹ kaufen wollen, ohne Erfolg. Dann gehen wir ins Kino Vivienne, wo wir *La baronne de minuit* [Die Mitternachtsbaronin] mit Claudette Colbert und Don Amèche sehen, sehr amüsan. Von dort gehen wir gleich nach nebenan, ins *Cintra* auf der Rue du Faubourg Montmartre, wo wir so schön miteinander plaudern, dass drei Stunden vergehen, ohne dass wir es merken. Ich schreibe einen kleinen Brief an Sartre, und Bost fangt an, das Kapitel des Sumatra²⁰ zu lesen – er ist so gefesselt, dass er es absolut zu Ende lesen will, und wir gehen ins Café gegenüber, wo wir zusammen weiterlesen. Ein ergreifender und romantischer Augenblick, wie ich ihn selten erlebt habe; ein notwendiger Augenblick. Der Jazz im Radio, dieses Kapitel, das uns gemeinsam aufwühlt, der Gedanke an den fernen Sartre, der zu seiner Einsamkeit zurückgekehrt ist und der uns wie ein Unbekannter berührt, den man mit Hilfe eines schönen Buches ins Gedächtnis ruft, und das alles durch Bost hindurch gespürt, seine kostbare, wunderbare und zerbrechliche Gegenwart – das schnürt mir die Kehle zu, rührt mich fast zu Tränen. Bost ist ganz gerührt, als wir Weggehen, und im Taxi sehnt er sich wieder nach seinem zivilen Leben, er ist einen Moment lang deprimiert, aber er ist es *mitvavt*.

Wir gehen ins *Nox* – er spricht zwei Stunden lang, sanft, in Schüben und nicht fieberhaft wie am Tag zuvor, diesmal spricht

¹⁹ Sartre liess Fotos von sich als Metereologen abziehen.

²⁰ *Zeit der Reife*, Kap. XI.

er für sich, über sich; über den Krieg, die Zukunft, Dinge, denen er nachtrauert oder auf die er hofft – ich bin mit ihm vereint wie fast noch nie, und mehr als einmal kommen mir die Tränen. Es ist dasselbe *Nox* wie früher: dieselben Frauen, dasselbe Dekor, dasselbe Licht, aber es ist völlig verändert, weil es nicht mehr Teil unserer gegenwärtigen Welt ist, sondern eine Erinnerung, ein Wallfahrtsort und auch ein künstliches Dekor.

Um Mitternacht werden wir rausgeworfen – die Trottoirs auf dem Boulevard Saint-Michel sind mit festem Schnee bedeckt, es ist wie mitten auf dem Land in Paris. Wir gehen in dasselbe Hotel wie früher²¹; ganz zärtliche und leidenschaftliche Nacht – in der ich schlafe wie im siebenten Himmel.

Sonntag, 18. Februar

Netter Vormittag im *Dupont* auf dem Boulevard Saint-Michel – wir lesen etwas in Sartres Tagebuch, Bost findet es wunderbar komisch. Wir reden, es rührt mich, wie er sich für alles in meinem Leben interessiert, wie ihm alles gegenwärtig bleibt, obwohl er es nur von Weitem miterlebt. Er verlässt mich, um mit Pierre Bost essen zu gehen, und während ich im *Flore* auf Védrine warte, schreibe ich an Sartre. Sie kommt um 11 Uhr – wir essen im *Petit Saint-Benoît*, wir trinken in den *Deux Magots* einen Kaffee – wir diskutieren ein bisschen über ihre Schamlosigkeit wegen eines schmutzigen Traums, den sie ihren Freundinnen erzählt hat.

Ich gehe ins *Dôme* und schreibe weiter an Sartre. Kos. kommt, und wir verbringen trotz ihrer Gutwilligkeit einen unangenehmen Tag – ich schaffe es nicht, den Mechanismus der

²¹ Hotel *Porc-Lion* im Quartier Latin, Oktober 1938.

«Einklammerung» in Gang zu setzen – es schleppt sich dahin. Wir gehen nach oben in die *Rotonde*, wo es stickig ist, und ich fühle mich fiebrig und müde – ich fürchte, sie hat gemerkt, dass ich mich mit ihr gelangweilt habe.

In der *Source* warte ich auf Bost und lese dabei ein Tagebuch von ihm. Er kommt um 7 Uhr $\frac{1}{2}$, ganz aufgeheitert von einem Essen mit Lafaurie²², ganz fröhlich, absolut reizend. Er führt mich ins *Maison Rouge*, wo wir einen der stärksten Abende verbringen, die ich mit ihm erlebt habe, es ist ganz intim und fröhlich und leicht und einig – er erkundigt sich nach Védrine und Sorokine, und ich spüre diese tiefe, überströmende Sympathie, die er mir in all seinen Blicken und in seinem Lächeln schenkt. Wir sprechen wieder über unsere Vergangenheit, über unsere ganze Geschichte. Und ich spüre, dass er sie *will*, so wie er sie immer gewollt hat. Eben das gibt mir ein umfassendes Glücksgefühl zurück. Von Marseille²³ hatte ich den unangenehmen Eindruck behalten, ich sei für ihn nur *eine* Geschichte, eine sehr angenehme zwar, aber doch auch eine lästige und etwas *akzidentelle* – eben das hat mich in Juan-les-Pins so zum Weinen gebracht, das war die Enttäuschung, die mich während der ganzen Ferien so niedergedrückt hat. Das hatte sich seit Kriegsausbruch gegeben, wegen der Briefe, aber erst an diesem Abend wurde alles, wie mir scheint, endgültig wiederhergestellt – es ist etwas Essentielles, nicht etwas Akzidentelles; es ist von ihm ebenso gewollt wie von mir, es ist wirklich eine Art, gemeinsam in der Welt zu sein. Wir beenden den Abend oben im *Dupont*, wo Bost von den Leuten spricht, mit denen er zusammen ist, von den Bauern, von Mâlfilâtre, dem Prototyp eines Bauern bei Alain, vom Humanismus, von dem, was man für die

²² Sein Schwager.

²³ Ende Juli 1939.

Leute machen kann und machen muss – wir sind ganz ergriffen von der Unterhaltung; es ist kolossal, es verbindet stark, wenn man zusammen in denselben Dingen engagiert ist.

Um Mitternacht brechen wir auf, und trotz Kälte und Matsch gehen wir bis zum Hotel an der Place Goudeau²⁴ – die Frau erkennt uns, geht hinauf und macht uns ein Zimmer fertig. Wir plaudern eine gute Weile, und ich muss ein ganz klein bisschen weinen, denn es ist mir unerträglich, dass er wieder abfährt, dass es in den Sternen steht, wann dieses friedliche Leben weitergehen wird.

In der Nacht gibt es einen Tumult – Besoffene wollen eine Frau «belästigen» – wird sie vergewaltigt? Sie brüllt, schreit nach der Hotelwirtin; es gibt einen Höllenlärm, so dass selbst Bost aufwacht.

Montag, 19. Februar

Heiteres Aufwachen. Wir trödeln eine Weile herum – wir gehen zum Frühstück ins *Dupont* an der Place Blanche, es ist mild. Ich fühle mich so eins mit Bost. Am Tag zuvor haben wir zum erstenmal ein bisschen über Kos. gesprochen, wir reden wieder über sie und über Wanda – er sagt, sie schreibe ganz oberflächliche Briefe, ohne irgendetwas zu erzählen, was mich erstaunt, denn sie bildet sich in dieser Hinsicht allerhand ein. Wieder Entpoetisierung ihrer Beziehung, von der ich fast wie Wanda manchmal einen arg märchenhaften Eindruck habe. Wir schlendern herum. Paris ist bezaubernd – wir gehen zur Bourse runter, trinken einen Weisswein im *Dufour gegenüber von Paris-Soir*, das ist ein finsternes grünes und äusserst angenehmes Bistro. Bost

²⁴ *Hôtel du Poirier*, am Montmartre.

ist ganz fröhlich und voller reizender kleiner Einfälle, wie er so sein kann. Wir essen im *LouisXIV* – ich weiss nicht mehr, warum ich über «wenn ich einmal alt bin» rede, und er sagt «Sie werden eine reizende alte Dame sein», mit einer Zärtlichkeit, die mich zutiefst rührt – er sagt auch ganz entzückt: «Sie haben Verstand, das freut mich!» Da ist Pierre Bost, der mit Saint-Exupéry speist, ich freue mich, ihn zu sehen, aber ich sehe etwas schlecht. Wir trinken einen bei *Benjamin*, an den Hallen – da sind lauter Butterverkäuferinnen, die ihre Abrechnung machen, Karten spielen und einen trinken – es ist lustig. Wir fahren im Taxi zur Post: drei Briefe von Sartre – sie sind so zärtlich, ich bin ganz hingerissen – ich lese sie bei *Lipp*, neben Bost, ich fühle mich kolossal beglückt. Bost spricht wieder von Kos. und ihrer egoistischen Art zu lieben, er scheint ein bisschen aufgebracht gegen sie, wegen der Briefe – ich sage ihm, dass ich Kos. wirklich für oberflächlich halte, trotz ihrer Nuancen, ihrer Schwermut; ich glaube, es kommt daher, dass sie immer von der Situation abgeschnitten ist oder einfach, weil sie absolut nie über etwas anderes nachdenkt als über Frauengeschichten.

Wir plaudern sanft dahin, wir gehen in den Strassen um Saint-Germain-des-Pres herum – ich bin nicht allzu aufgeregt über den Abschied von Bost. Weil er mir in diesen vier Tagen etwas so Starkes gegeben hat, eine solche Gewissheit – weil die Sehnsucht, wie die blinde Gier, vor allem dann unangenehm ist, wenn keine Fülle da gewesen ist-weil ich ihn noch einmal wiedersehen werde, und es scheint mir, dass das kein Bruch sein wird – weil er ernsthaft darüber redet, mich nach Charmont oder in die Oise kommen zu lassen. Er verlässt mich vor der Wohnung von P. Bost, ich gehe weg, müde, aber überhaupt nicht verzweifelt.

Ich gehe nach Hause. Ich lese Sartres Briefe noch einmal und

weine, über Sartre, über Bost, aber es ist voller Zärtlichkeit und Süsse. Ich schreibe an Sartre. Bost taucht kurz wieder auf, anmutiger denn je, um mich anzupumpen – er verschwindet-ich schreibe meinen Brief zu Ende, ich lege mich einen Augenblick hin, um mich auszuruhen, ich denke nur noch an Schlafen.

Ich treffe Védrine in den *Deux Magots*. Ich bin nett, aber gefühllos. Ich befürchte wirklich, ich bin krank, und gehe nach Hause ins Bett; sie bleibt bei mir, was nicht unangenehm ist. Ich kenne diese physische und seelische Erschöpfung gut, die auf solche Ausnahmestände folgt; ich lasse mich fallen, ich fühle mich dumpf und dämmrig.

Sie verlässt mich – ich erinnere mich – Traurigkeit nur darüber, dass die Erinnerungen schon dahinwelken, dass all die kostbaren Lächeln, diese Gesichter, diese Küsse Vergangenheit werden. Ich schlafe ein.

Dienstag, 20. Februar

Wach ab $\frac{1}{4}$ vor 7. Auch das kenne ich, diese Leere, diese Mattheit, diesen Wunsch, in der Vergangenheit eingebettet zu bleiben und sich nicht zu rühren, keine neue Gegenwart zu schaffen, die alles in die Ferne drängt. Schwäche – man weiss nicht, ob es Schläfrigkeit oder Traurigkeit ist. Ich bleibe eine gute Weile im Bett; man hat den Eindruck, man könne eine Fülle wiederfinden, man trüge soviel Schätze mit sich fort, aber das entzieht sich andauernd; nur in der Gegenwart, in ihrer Gegenwart oder im gegenwärtigen Handeln, im gegenwärtigen Denken kann man die Leute wiederfinden.

Ich stehe auf. Der Luxembourg vom Regen durchweicht – Unterricht – ich bin müde – am Ausgang treffe ich Sorokine. Ich bin gemein zu ihr gewesen – sie hat mir gestern einen kleinen

Brief geschrieben, der mich gerührt hat, weil sie mich nicht einmal angeschnauzt hat; und jetzt hat sie ein vor Verzweiflung bebendes, schönes Gesicht. Wir gehen in eine triste Wiener Konditorei. Ich entschuldige mich, ich erkläre, ich klage mich an – sie bleibt traurig und sagt nur: «Ich habe Sie gestern so sehr gesucht, ich habe Sie überall gesucht!», sie war morgens um 8 Uhr da, dann am Lycée C. See und noch zweimal beim Hotel, und sie hat schliesslich Védrine angesprochen – und das tut mir in der Seele weh, dieses Klagen. Aber ich kann nicht viel machen, das bedrückt mich etwas. Wie das zusammenpasst, fast wie notwendig, dieses schmutzige Wetter draussen und dieses traurige Schweigen in der tristen Wiener Konditorei. Wir gehen zu mir, ich küsse sie, sie lässt sich ein bisschen besänftigen. Wir essen in der *Milk Bar*. Lycée – sie ist wieder am Ausgang. Ich gehe nach Hause.

Ein etwas unangenehmer Augenblick. Ich bin müde. Ich möchte Bost gern sehen, ein blosser Wunsch, ohne Angst, nicht quälend, aber um mich herum Leere. Ein kleiner Brief, der mir ein Rendezvous vorschläge. Ich gehe zu mir hinauf, strecke mich aus und dämmere vor mich hin – Erinnerung, Zärtlichkeit und Müdigkeit – ich spüre momentan keine Eifersucht auf Kos., ich beneide sie nur, dass sie Bost so lange sehen kann, aber ich weiss, dass es gerecht ist – ich weiss, dass sie sich wieder schön zusammuntun werden, dass es mir ein ganz klein bisschen unangenehm sein wird, wenn Kos. mir davon erzählt, aber es ist mir wahrhaftig egal, es mindert nichts. Ich raffe mich auf, ich gehe zur Post, wo ich einen Brief von Sartre vorfinde – wieder den Tränen nahe, das ist dieser Zustand von Erschöpfung und hilfloser Zärtlichkeit. Ich gehe ins *Versailles*, wo ich länger als eine Stunde an diesem Tagebuch schreibe. Das ist für mich ein glücklicher und voller Augenblick, weil es wie eine Begegnung ist, bei der ich noch mit Bost zusammen bin.

Brief an Sartre – mit dem 91 zur Gare d’Austerlitz, um Poupette abzuholen. Ich warte eine halbe Stunde in einem Café und lese im Tagebuch von Bost. Poupette auf dem Bahnhof, frisch unter einem grässlichen schwarzen Hut, verärgert, weil ich sie eingespannt habe²⁵, bereits fordernd – mit einem Schlag wache ich auf, und mein Wirklichkeitssinn kehrt zurück; ich gehe mit ihr ins *Sélect*, wo wir bis um Mitternacht plaudern. Nichts langweilt mich, nichts macht mir Spass. Ich schlage die Zeit mit blossen Vorwänden tot, und was zählt, ist diese innere Unbestimmtheit, in der ich stecke.

Mittwoch, 21. Februar

Lange Nacht mit Träumen über Bost, zärtliche und schmerzliche Träume, denn er sagt zu mir oberlehrerhaft «wer nicht weiss, was er liebt, weiss nicht, wie er lebt», und er schliesst: «Wir hätten uns nur auf den Strassen treffen sollen» – dennoch eine Atmosphäre von Zärtlichkeit, denn er sagt, er liebe mich. Ich wache in einem miesen, sentimental, verwundbaren Zustand auf, der zu dem milden, weichen Wetter passt – blauer Himmel, milde Luft. Ich gehe ins *Dôme*, ich korrigiere Arbeiten. Wie leer ich mich fühle, ich glaube, ich möchte Bost sehen, und das ist alles. Und plötzlich ist er da, ganz strahlend, er schlägt mir vor, mit ihm zu Pierre Bost zu gehen. Es rührt mich, dass er mich mitnehmen will – wir plaudern, ein klein wenig verlegen, weil wir nicht genügend Zeit haben, um wirklich zu reden, wir können nur Unbedeutendes sagen, aber es hat mir gutgetan, ihn zu sehen.

²⁵ Weil sie Olga gegenüber behauptet hatte, Poupette sei bereits Freitag angekommen, was aus Olgas Sicht die Zeit verkürzen musste, die Poupette mit dem Castor verbringen durfte.

Ich treffe meine Familie im *Relais de Sèvres*, auf der Rue de Sèvres: Eltern, Schwester, die Cousins Cordonnier. Ich bin ganz verkrampft und zugeknöpft, ich bringe keinen Satz heraus. Spaziergang mit Poupette, bei dem ich, trotz Poupette, ganz stark den Frühling im Luxembourg spüre.

Um 3 Uhr treffe ich Kos. im *Dôme* – ich spüre weder Eifersucht noch Gewissensbisse, ich will diese Geschichte endgültig so, wie sie ist. Durch die Berichte von Kos. hindurch kann ich im Übrigen ohne Schmerz Bosts Zärtlichkeit für sie spüren, diese Beziehung kommt mir nicht mehr poetisch oder heilig vor, ich fühle mit aller Kraft, dass meine zu Bost bei Weitem die bessere ist – vollständig und aufrichtig. Kos. ist ganz verärgert, weil C. Gibert ihre ganze Vertrautheit mit Sartre Mouloudji erzählt hat, und es hat Mouloudji angewidert, der auf Wanda böse ist, die vor Wut kocht – die beiden Schwestern scheinen auch stark verletzt von einer Passage aus Sartres Tagebuch über sein kleines Frühstück. Kos. spricht zu mir, als ob sie mich nicht mehr wirklich für solidarisch mit Sartre hielte.

Um 5 Uhr Sorokine bei mir – sie empfängt mich mit Fausthieben, weil ich fünf Minuten zu spät komme – ich nehme sie zur Post mit, wo wir Sartres Brief holen, es ist ein trauriger Brief, der mich bedrückt – ich glaube, er wird wegen Wanda noch Ärger bekommen, und das ärgert mich. Sorokine motzt derweilen, ohne Überzeugung, was mich noch mehr ärgert. Wir gehen nach Hause, ich fange an, ihr den «ontologischen Gottesbeweis» zu erklären – sie hört nicht zu und weint und schlägt mich, und ich küsse sie, und wieder Descartes und Tränen, und ich habe es vollkommen satt, ich finde, sie übertreibt, diese Mischung aus Philosophie und Gefühl ist absolut unerträglich. Sie schluchzt, aber das ist Mache, es rührt mich nicht; jedoch rührt sie mich, als sie mir in die Arme fällt und mir in einem Anflug von Aufrichtigkeit gesteht, sie habe sich absichtlich so verhaken

und warum; ich küsse und streichle sie, um sie zu beruhigen. Sie beruhigt sich, aber wir verabschieden uns etwas kühl vor dem *Dôme*.

Ich schreibe im *Dôme* ein bisschen an Sartre. Poupette kommt dorthin; sie möchte ins *Bobino* gehen, und zwar gleich zu Anfang der Vorstellung – das ist meine Rettung. Der Saal ist voll – nette Show – der «Barkeeper Satans» lässt vier Soldaten auf die Bühne kommen und gibt ihnen Pernod und Rum zu trinken; einer findet Anklang, als er schreit: «Da ist doch wenigstens kein Bromid drin?» Zwei sehr komische Clowns, Alan und Porto, ein guter Chansonnier, Fred Maurice, und Edith Piaf, die einen Buckel und einen Wasserkopf zu haben scheint und die mich zu Tränen rührt. Ich bin in einem mimosenhaft sentimentalen Zustand und furchtbar empfänglich für Chansons. Brennender Wunsch, Bost wiederzusehen – mit einem bisschen Sorge, denn ich weiss, es ist nie dasselbe, wenn man sich hinterher wieder sieht, dazwischengeschoben. Wir gehen ins *Dôme*, wo ich den Brief an Sartre fertig schreibe.

Donnerstag, 22. Februar

Mildes Frühlingswetter, aber mit einer gewissen herben Seeluft. Der Tag ist ganz Bost zugewandt. Vormittag im *Dôme*, wo ich einige Arbeiten korrigiere – Lycée. Mittagessen mit Poupette – wir gehen zu Fuss bis zu Duroc, es ist warm, mild und matt. Lycée. Im Hof wartete Sorokine auf mich mit einer Praline und einem schönen, bunten Taschentuch. Um vier Uhr springe ich in ein Taxi und fahre zu mir. Bost kommt fast gleichzeitig an. Wir gehen erst zu Fuss und nehmen dann ein Taxi bis zur *Long Bar* am Palais Royal und setzen uns auf ein niedriges Sofa in einer abgelegenen Ecke, man fühlt sich wie in einem Salon. Ich habe mein Tagebuch und das von Sartre mitgebracht, wir reden, er

liest ein bisschen, es ist nett, aber er ist ein klein wenig traurig, er denkt langsam an das Ende seines Urlaubs, ein klein wenig verlegen wie immer, wenn er weder reden noch von Kos. usw. reden möchte, ich leide ein bisschen an unterdrückter Sentimentalität. Aber es ist nett. Wir gehen zu Fuss zurück, in den Abend hinein, durch den Arc du Carrousel. Auf der Post habe ich einen Brief von Sartre, den ich im *Vikings* lese: er erklärt mir, wie sehr meine Beziehung zu Bost ihn bewegt, und das reisst mich aus der leichten Kontingenz los, in der ich steckte. Eine ganz glückliche und starke Stunde. Ich werde Bost am Samstag wiedersehen.

Ich treffe Poupette – ein zum Heulen langweiliger Moment; wir gehen die so hübschen Strassen entlang, und sie fängt an, über den Kommunismus, Gott, die Moral, den Mord usw. zu sprechen – es ist schrecklich. Nur über die Malerei sagt sie Interessantes: «Ich male, damit es keine Löcher mehr gibt» – das Loch, das ist die Küche, wo Wäsche trocknet, das ist eine Art Ekel vor dem Haushalt, wie ich ihn früher erlebt habe. Sie ist bereit, aufrichtig zu sein, aber ihre Aufrichtigkeit macht mir keinen Spass. Ich schlepe sie in den Film *Pension Mimosa* [dt.: *Spiel in Monte Carlo*], der mich trotz meines guten Willens nicht zu rühren vermag. Ich bin bedrückt, weil Gérassi ihr vorschlägt, sie könne länger bleiben, aber als ich wieder zurück bin und an Sartre schreibe, bin ich finster entschlossen, alle Leute abzuhängen und mich wieder meiner Arbeit zu widmen. Sonst würde ich in tödlichen Trübsinn versinken.

Freitag, 23. Februar

Beim Aufstehen noch benebelt und müde – ich gehe gegen 9 Uhr ins *Dôme* und versuche etwas zu arbeiten, aber ohne grossen Erfolg. Um 10 Uhr kommt Poupette, frisch, fast hübsch in ihrer cremefarbenen Bluse – und Stépha kommt daher. Unerträgliche Langeweile, über Schönheitscremes usw. Dann kommt Ninouche, eine sehr hübsche Frau, Freundin von Stépha, die mit dem Maler Bennal verlobt war, der gerade gestorben ist – das versetzt mich in eine romantische Stimmung, weil ich mich an ihn erinnere, wie er auf dem Bahnsteig der Gare d' Orsay stand, als er mit Gélassi nach Spanien fuhr, um sich am Kampf zu beteiligen, und es hiess, er habe schon nur noch eine Lunge. Diese Frau hat noch einen Verlobten verloren, einen spanischen Anarchisten, den Anarchisten erschossen haben, weil er nicht zulassen wollte, dass sie Bilder von der ersten Kommunion und andere Erinnerungsstücke seiner Mutter vernichteten. Wir reden. Neben uns wird A. Ménard von dem zwielichtigen Typ angeschnauzt, der Stépha nachstellt. Ich lasse die Zeit verrinnen, sie verrinnt langsam, so langsam.

Mittag – man lässt mich an meinem Tisch allein. Ich esse Kaninchenklein. CI. Chonez kommt vorbei und grüsst mich. Lycée Henri IV. Sorokine ist am Ausgang, immer noch reumütig und reizend. Post, Brief von Sartre. Arbeit, im *Vikings*, ziemlich mittelmässig. Als ich bei mir vorbeigehe, sehe ich Bost, der Bücher und Geld holen wollte, es macht mir Freude, ihn fünf Minuten zu sehen.

Heft VI

9. Juni – 18. Juli 1940

S. de Beauvoir
21, Rue Vavin, Paris.

Durchgangsgefangenenlager
Nr. 1
9. Kompanie – Baccarat¹

«Insofern es Thun des Andern ist, geht also jeder auf den Tod des Andern. [...] Das Verhältnis beider Selbstbewusstsein ist also so bestimmt, dass sie sich selbst und ineinander durch den Kampf auf Leben und Tod bewähren. – Sie müssen in diesen Kampf gehen, denn sie müssen die Gewissheit ihrer selbst, für sich zu sein, zur Wahrheit an den Andern, und an ihnen selbst erheben.» Hegel

«Ebenso muss jedes auf den Tod des Andern gehen, wie es sein Leben daransetzt; denn das Andere gilt ihm nicht mehr als es selbst; sein Wesen stellt sich ihm als ein Anderes dar, es ist ausser sich; es muss sein Aussersichsein aufheben [...].» Hegel, Ph., S. 143-150.*

* Der deutsche Originaltext ist folgender Ausgabe entnommen: G.W. Friedrich Hegel, Sämtliche Werke, Band II. Phänomenologie des Geistes, Frommanns Verlag, Stuttgart 1951, S. 151 und 152. Aus diesem Absatz wählte Simone de Beauvoir das Motto von *Sie kam und blieb*.

¹ Sartres Adresse im Juni 1940.

9.-30. Juni²

Der 9. *Juni* war ein Sonntag – am Vortag waren die Nachrichten gegen 5 Uhr schlecht gewesen: unbestimmter Rückzug an der Aisne – ich hatte den Abend mit Védrine in der Oper verbracht, wir hatten *Ariane et Barbe-Bleue* [dt.: *Ariane und Blaubart*]³ gesehen – das Haus war leer – es war wie eine letzte kühne Kundgebung von Paris im Angesicht des Feindes – es gewitterte, wir waren beide nervös – ich sehe noch die grosse Treppe vor mir und V in ihrem hübschen roten Kleid, über das sie einen roten Schal geworfen hatte; wir hatten in einer nahegelegenen Bäckerei Kuchen gekauft und uns in einer Loge niedergelassen. Wir waren zu Fuss über die Avenue de l'Opéra zurückgekommen; zuerst haben wir über die Musik geredet, die sie nicht mochte und die ich verteidigte, es ging hart her – und dann haben wir über den Krieg gesprochen, über eine mögliche Niederlage: ich sehe uns noch Place Médicis vor mir, als sie sagte, wir könnten uns umbringen, und als ich sagte, wir würden uns mit Sicherheit nicht umbringen – aus der Entfernung schien es mir im Übrigen interessant, das zu erleben, dieses tragische Interesse, das ich seit einem Monat gespürt habe, ist mir, trotz allem, noch nicht abhandengekommen. Aber obwohl ich diese optimistische These vertrat, war ich angespannt und höchst verkrampft – sie bat mich verlegen, mit zu ihr hochzukommen, und ich bin ganz schnell wieder geflohen, ich wollte allein sein. Ich bin in mein Hotel zurückgegangen. Ich weiss nicht mehr so recht, was ich am nächsten Morgen gemacht habe, aber dieser Sonntag glich den 2 Wochen, die hinter mir lagen: Am Vormittag habe

² Diesen Abschnitt hat Simone de Beauvoir für den Memoirenband *In den besten Jahren*, S. 375 ff., benutzt.

³ Von Paul Dukas.

ich gelesen, von 1 bis 3 Uhr im *Chanteclerc* Musik gehört, im Kino noch einmal *Fantôme à vendre* [Phantom zu verkaufen] und dann *L'étrange visiteur* [Der seltsame Besucher] gesehen; danach habe ich im *Mahieu* an Sartre geschrieben – die Flak feuerte, weiße Rauchwolken standen am Himmel, und die Leute verzogen sich von der Terrasse – die Nachrichten in den Zeitungen waren nicht besser – ich spürte das Näherrücken der Deutschen wie eine direkte Bedrohung, ich hatte nur einen Gedanken: nicht von Sartre und Bost abgeschnitten werden, nicht im besetzten Paris wie eine Maus in der Falle sitzen. Es gewitterte noch – ich war nervös und wütend darüber; ich dachte, es wäre gut, nichts auf der Welt zu fürchten, aber dazu müsste man ein vollkommener Stoiker sein und auch an nichts hängen – und die Leute lieben heisst sie lieben wollen, ich wollte also diese Unabhängigkeit nicht wirklich. Ich hörte noch einmal Musik, Mozart wie vormittags, es war angenehm, und man musste sich nicht anstrengen, das kam mir gelegen – und dann bin ich zu Fuss zum Hotel zurückgegangen, es war wohl 10 Uhr, als ich dort ankam, ich habe eine verstörte Nachricht von Védrine vorgefunden: sie habe mich den ganzen Tag gesucht, sie sei im Café *Flore*, sie müsse mir etwas sehr Ernstes mitteilen und werde vielleicht noch in derselben Nacht abfahren. Ich fühlte mich richtig fiebrig; ich suchte ein Taxi, aber es gab schon keine mehr; ich fuhr mit der Métro, ich bin in Saint-Germain-des-Prés angekommen; sie war mit den Schweizern und ihren Freunden auf der Terrasse; ich habe sie mir geschnappt, und wir sind weggegangen; sie sagte mir, sie wisse von jemandem im Hauptquartier, dass für morgen ein Rückzug auf die Linie Melun-Nord de Saint-Dizier vorgesehen sei – dass im Übrigen alle Prüfungen abgesagt und die Lehrer beurlaubt seien – ich war wie erstarrt, das war endgültig und ohne Hoffnung, in zwei Tagen würden

die Deutschen in Paris sein, mir blieb nichts übrig, als mit ihr nach Angers zu fahren – ich bin zu meinen Eltern gegangen, um ihnen meine Abreise mitzuteilen, sie konnten aus finanziellen Gründen frühestens in zwei Tagen abfahren – meine Mutter tat heroisch, sie machte sich was vor – ich war bewegt, als ich die Treppe hinunterging, es kam mir vor, als sei es auf jeden Fall ein ganz endgültiger Bruch, als würde ich Paris nie wiedersehen. Daraufhin sagte mir V. in der Rue Cassette, dass die Maginotlinie natürlich von der Rückseite her eingenommen werden würde; das sagte der gesunde Menschenverstand, und mir wurde klar, dass Sartre für unbestimmte Zeit in Gefangenschaft geraten, dass er ein furchtbares Leben haben und ich nichts von ihm hören würde; in der Verfassung, in der ich mich befand, war mir das unerträglich, und zum erstenmal in meinem Leben hatte ich eine Art Nervenzusammenbruch. Ich glaube, das war für mich der entsetzlichste Augenblick des ganzen Krieges. Wir sind zu mir hochgegangen – ich habe meine Koffer gepackt und nur das Nötigste eingesteckt, ich habe alle meine Bücher, Papiere, alten Kleider zurückgelassen. Ich habe Manuskripte, Tagebücher und die Kleider, an denen ich hing, mitgenommen – es war ziemlich schwer, und wir haben uns mühsam bis zu Védrières Hotel⁴ geschleppt. Dort habe ich mein Gesicht etwas zurechtgemacht, und wir waren bei dem Schweizer Posi; Lévy, Ramblin und eine Menge Schweizer waren da, wir haben getrunken und geraucht, ich weiss nicht mehr recht, worüber wir geredet haben. Posi erklärte mir den Unterschied zwischen einem Klavier und einem Cembalo, aber vor allem haben wir über den Krieg diskutiert. Man glaubte noch an den Sieg, es ginge nur darum, lang genug im Rücken von Paris die Stellung zu halten, bis amerikanische

⁴ Rue Royer-Collard.

Verstärkung kommen würde. Es vergingen Stunden, Leute und Lärm um sich zu haben war hilfreich – gegen 4 Uhr morgens haben wir uns schlafen gelegt, und ich habe praktisch nicht geschlafen.

Am 10. Juni, Montag, bin ich gegen 7 Uhr aufgestanden, und als ich mich anzog, klopfte es: es war Sorokine, der ich im Hotel eine Nachricht hinterlassen hatte. Ganz glücklich, an diesem Tag keine Prüfung machen zu müssen, wollte die arme Idiotin mich bitten, den Tag mit ihr zu verbringen und spazierenzugehen – sie war erschüttert, dass ich bei Védrine war, und als ich mich schnell fertig anzog und mit ihr rausging, hat sie finster aus der Wäsche geguckt. Sie wollte, ich solle ihre Mutter überzeugen, sie mit mir fahren zu lassen, und ich war in der Klemme, weil ich um 9 Uhr zurück sein und nicht riskieren wollte, Monsieur Védrine zu verpassen – zum Glück fand ich ein Taxi, das mich zum G. Sée brachte – ein paar Schülerinnen waren gekommen, um zu sehen, ob nicht doch das Abitur abgenommen würde; die Direktorin überreichte mir einen Evakuierungsbefehl, ich habe im Lehrerzimmer Bosts und Sartres⁵ Briefe und die Tagebücher geholt – ich bin wieder ins Taxi gestiegen und zu Sorokine gefahren. Dort hatte ich eine kurze Unterredung mit

⁵ Die Briefe Sartres, die Simone de Beauvoir lange Zeit für verloren hielt. Sie schreibt in *In den besten Jahren*: «Er schrieb mir nahezu täglich, doch habe ich diese Briefe während des Exodus verloren» (S. 366), und in einer Anmerkung einige Seiten weiter: «Ich nahm alle Briefe Sartres mit. Ich weiss nicht, wo und wann sie verlorengegangen sind.» (S. 376) Zum Glück war dem nicht so – sie selbst hat 1983 (stark gekürzt) zwei Bände *Briefe an Simone de Beauvoir und andere* herausgegeben. Wenn auch die Briefe aus der Kriegszeit erhalten sind, so sind doch diejenigen tatsächlich verloren, die Sartre ihr ab 1929, als er seinen Militärdienst in Saint-Cyr und in Saint-Symphorien ableistete, und als sie dann nach Marseille versetzt wurde, schrieb; ebenso die frühen Briefe aus der allerersten Zeit ihrer Beziehung.

überzeugte sie davon, ihre Tochter mit mir fahren zu lassen; sie erkundigte sich, ob sie einen Passierschein bekommen könnte, denn den brauchten die Ausländer, und ich bin ins Hotel zurück, wo ich einen ganz munteren Brief von Sartre vorfand, den ich nicht einmal lesen konnte, solch einen Schleier hatte ich vor den Augen. Ich bin zur Rue Royer-Collard zurückgegangen, das Auto war da, und Monsieur Védrine, der nicht gerade begeistert schien, mich mitnehmen zu müssen, weil er schon eine seiner Angestellten dabei hatte und mit Geschäftsbüchern und Paketen beladen war, aber er hat versprochen, mich aus Paris herauszubringen. Darauf kreuzte Sorokine auf, sie war mit einem Lastwagen gekommen, um mir mitzuteilen, dass sie frühestens in 8 Tagen einen Passierschein bekommen könnte, und auch nur unter Vorlage eines Wohnungsnachweises – der Gedanke, sie einfach allein in Paris zurückzulassen, hat mich niedergeschmettert. Wir haben einen melancholischen Spaziergang durch den Luxembourg gemacht, wir waren uns wieder gut, und ich war gerührt, sie zu verlassen – sie hat mich zum *Mahieu* begleitet; ich habe Schülerinnen getroffen, die höchst vergnügt waren, weil sie gerade im Lycée Fénelon königlich auf und ab spaziert waren, für viele junge Leute war es ein Fest, dieser Prüfungstag ohne Prüfungen, diese Unordnung und Freizeit – sie spazierten fröhlich den Boulevard auf und ab, sie schienen sich sehr zu amüsieren. Doch die Cafétterrassen waren schon ziemlich leer, und auf dem Boulevard Saint-Michel begann eine grosse Auto-parade. Ich habe mit den Schülerinnen gesprochen und ihnen wie Lévy und den Schweizern gesagt, wir sähen uns in der Gegend von Angers wieder. Man dachte in diesen Tagen eher an ein Exil als an eine Niederlage, in Gedanken legte man sich ein möglichst nicht so langweiliges Provinzleben zurecht.

Danach habe ich im *Mahieu* an Sartre und an Bost geschrie-

ben – vielleicht werden sie diesen Brief noch bekommen, es wird der letzte sein – beim Schreiben habe ich weinen müssen, ich hatte nur einen Gedanken: «Wir werden getrennt sein»; ich sah uns vor mir, jeder in einen anderen Winkel Frankreichs verfrachtet, ohne Nachricht, ohne Briefe, allein, mit doppelter Angst, wenn man sich die Angst des anderen vorstellt – ich konnte diesen Gedanken nicht ertragen – dieser Moment der Abkopplung, des Verzichts ist hart – solange man sich noch wehrt, nein sagt, es nicht will. Und dann, wenn man erst einmal abgekoppelt ist, gibt es keinen Stoff mehr für den Schmerz, es gibt einfach gar nichts mehr.

Ich bin zum Hotel gegangen, am Boden zerstört – die Schweizer lungerten da herum, ich habe mein Gesicht wieder hergerichtet und mit ihnen einen schlechten Champagner getrunken, den eine Österreicherin zurückgelassen hatte, die ins Konzentrationslager musste. Es tat mir ein wenig gut. Und dann habe ich mit Védrine im savoyardischen Restaurant gegessen – der Wirt sagte uns, er werde abends abfahren – alles ging auf und davon, die Toilettenfrau des *Mahieu* packte ihre Siebensachen, der Lebensmittelhändler an der Rue Claude-Bernard machte seinen Laden dicht, das ganze Viertel leerte sich. Nach dem Essen haben wir auf der Terrasse des *Mahieu* auf Monsieur Védrine gewartet, lange, es war aufreibend; er hatte zwischen 2 und 5 Uhr gesagt, und wir fragten uns, ob er käme oder nicht, ob es nicht zu spät sein würde, um wegzukommen, und vor allem hatten wir es eilig, das Ganze hinter uns zu bringen, dieser endlose Abschied von Paris war entsetzlich – wir sassen da, ohne zu reden. Die Schweizer kamen vorbei und dann Lévy und Ramblin, der Strom der Autos riss nicht ab, die Leute hielten nach Taxis Ausschau, aber es fuhren fast keine mehr, sobald eins vorbeikam, wurde es gestürmt. Gegen Mittag haben wir zum erstenmal diese grossen Flüchtlingstrecks gesehen, die ich später so häufig wieder treffen sollte: ein Dutzend grosser Wa-

gen, jeder mit vier bis fünf Pferden bespannt und mit Heu beladen, das auf einer Seite von einer grünen Plane geschützt wurde – die Fahrräder, die Matratzen waren vorne und hinten aufgestapelt, und in der Mitte sassen die Leute, unbewegliche Gruppen unter grossen Regenschirmen – das hatte den exakten Aufbau eines Bildes, wie ein Gemälde von Breughel – später habe ich diese Trecks wiedergesehen, aufgelöst, zerfahren, aber jetzt waren sie vollendet und edel wie ein feierlicher Festzug – es war höchst rührend, eben weil es nicht jämmerlich, sondern schön war. Védrine fing an zu weinen, und ich habe sie gut verstanden, auch mir standen die Tränen in den Augen. Wie heiss und schwül es war; wir hatten nicht geschlafen, die Augen brannten uns, von Kopf bis Fuss waren wir ein einziger Schmerz, wir warteten auf dieses Auto, das uns mitnehmen, uns befreien sollte, aber es kam nicht. Wir haben ein paar Sachen eingekauft: Früchte, Brioches, Schokolade, und zum letztenmal flackerte in mir Sentimentalität auf, ich sah diese Strassen, wo wir so glücklich gewesen waren, die Rue Royer-Collard, die Rue Saint-Jacques, überall waren zu viele Erinnerungen, und wie ein reales Etwas habe ich Sartre vor mir gesehen, wie er lächelnd auf mich zukam – es war das letzte Mal, dass die Vergangenheit sich mir so lebendig und unerträglich aufdrängte.

Endlich kam das Auto. V. und ich setzten uns nach vorn, die Angestellte sass hinten zwischen den aufgestapelten Koffern – ich war froh, endlich diese Warterei hinter mir zu haben, vorwärtszukommen, abzufahren. Als wir das Hotel verliessen, schrie die Besitzerin uns aufgeregt zu: «Die Russen und die Engländer sind in Hamburg gelandet!» – Ein Soldat, der aus dem Val-de-Grâce * kam, brachte diese Nachricht in Umlauf –

* Das Pariser Militärkrankenhaus.

später habe ich erfahren, dass das Gerücht vom Eintritt Russlands in den Krieg sich in Paris während der nächsten Tage hartnäckig hielt. Es gab mir einen wahnsinnigen Stoss ins Herz, aber ich habe schnell begriffen, dass es nicht stimmte, sonst hätte es das Radio um 4 Uhr ½ verkündet; V. hielt hartnäckig an der Hoffnung fest, die unterwegs aber allmählich schwand, denn im Kommuniqué von 7 Uhr ½ war von dieser extravaganten Nachricht keine Spur. Wir sind aber mit dem unbestimmten Gedanken abgereist, dass noch nicht alles verloren sei, dass noch etwas passieren könnte – wir kamen zur Porte d'Orléans, ein Strom von Autos, aber noch keine schrecklichen Staus; nur wenige Fahrräder und noch niemand zu Fuss: wir waren der Massenflucht zuvorgekommen. Ich fühlte mich von einem grossen, unbestimmten Schmerz zerrissen, wenn ich an Paris dachte, das ich hinter mir liess, Paris voll von Deutschen – an der Croix de Berny haben wir eine Viertelstunde gehalten und eine Lastwagenkolonne voll junger, übermüdeten Soldaten vorbeifahren sehen, es war trostlos; ich dachte an die Lastwagen, die Bost und seine Kameraden an die Front gebracht hatten, ich weiss nicht, ob hier diese von der Front kamen oder dorthin führen, aber auf jeden Fall war es herzerreissend. Wir sind weitergefahren und haben bald die Richtung Vallée de Chevreuse eingeschlagen, auf kleinen Nebenstrassen, durch Orsay – das Wetter war schön, wir sahen kleine, blumengeschmückte Villen, es war kaum Verkehr, man konnte meinen, auf einem Wochenendausflug zu sein. In der Gegend von Chartres wurden wir umgeleitet, und von da an trafen wir immer wieder auf gewisse Hindernisse, die Staus zur Folge hatten – einmal war da auf der Strasse eine lange Autoschlange, die Leute verschwanden in die Felder: es dauerte eine Weile, bis wir begriffen, aber ein junger Soldat lief von Wagen zu Wagen und rief, es sei Alarm – auch wir sind ausgestiegen, Monsieur Védrine trug eine kostbare Ak-

tentasche mit allen seinen Perlen⁶, und wir haben uns an ein Wäldchen gesetzt und gegessen – es hatte einen kleinen Hauch von Abenteuer, man fühlte, dass es keine völlig normale Reise war. Danach praktisch eine Stunde lang, ohne vom Fleck zu kommen, ein Auto am andern – und dann ging es los. Als wir durch ein Dorf fuhren, blies ein Soldat auf einer kleinen Trompete; er schrie zu uns hin: «Alarm! Am Dorfausgang unterstellen!» – wir sind vorbeigesaust und weitergefahren. Wir sind in diesen Dörfern auf viele Soldaten gestossen, besonders in einem waren sie ganz jung und fast alle reizend – an einer Wegkreuzung teilte uns einer von ihnen den Kriegseintritt Italiens mit, was uns völlig kaltgelassen hat, es war vorherzusehen. Wir sind in der Abenddämmerung weitergefahren; ohne Scheinwerfer, weil ein Fahrrad davor befestigt war, und Monsieur Védrine orientierte sich in zunehmender Dunkelheit. In Illiers haben wir schliesslich haltgemacht – es war ein winziges Dorf; wir hatten Glück und fanden sofort zwei Zimmer bei einem kropfkranken Alten. Vor dem Schlafengehen haben wir noch ein Café gesucht, um einen Schluck zu trinken; wir fanden eines, dessen Gitter schon fast zu war, die Leute unterhielten sich über Verdunkelungs- und Verwaltungsfragen und fragten uns misstrauisch, aus welcher Ecke von Paris wir kämen. Wir sind schlafen gegangen. Védrine hat auf einer Matratze im Zimmer ihres Vaters geschlafen und ich mit der Angestellten in einem breiten Bett. Eine grosse, laute Uhr drohte, uns am Einschlafen zu hindern, aber wir hielten vorsichtig das Pendel an.

Am nächsten Morgen, *Dienstag, 11. Juni*, wurde ich um 8 Uhr wach – sofort sprang ich aus dem Bett, eine höllische Traurigkeit hat mir die Kehle zugeschnürt. Ich stand am Fenster, ich

⁶ Er betrieb einen Perlenhandel.

sehe noch diesen grauen Himmel, diesen rechteckigen Garten und dahinter eine scheussliche, flache Landschaft – ich habe mich angezogen, ich bin zum Café vom Vorabend gerannt, um an Sartre zu schreiben. Ich habe einen kleinen Brief geschrieben, ich musste weinen; ich glaube nicht, dass er ihn erhalten hat. Um 8 Uhr ½ lief das Radio – ich war im Hinterzimmer, eine Frau dort hörte auch den Bericht und schluchzte. Auch ich habe geweint; seit dem Vortag roch es nach Niederlage, und an diesem Morgen konnte man nicht umhin, langsam daran zu glauben, sie war da, in der Stimme des Sprechers und in seinen Worten, auf dem Gesicht der Frau, die zuhörte, und in meinen eigenen Tränen – sie war auch überall im Dorf, und den ganzen Tag über wurden wir in allen Dörfern mit den Worten empfangen: «Ist jetzt alles aus? Ist Paris gefallen?» Védrines kamen, wir haben irgendwie gegessen und sind hinausgegangen. An die Mauern wurden Aufrufe an die Italiener geklebt, die Frauen warfen sich mit düsterem Blick Fragen zu. An den Strassenecken viele Autos mit Flüchtlingen.

Wir sind gegen 9 Uhr losgefahren – die Fahrt war sehr einfach, ab und zu sahen wir grosse Wagen, die denen vom Boulevard Saint-Michel glichen, nur dass sie schon halb abgetragen waren, das Heu zum Teil gefressen, die Leute zu Fuss; am Vorabend hatten wir Feldlager gesehen, ausgespannte Pferde, Leute, die in den Strassengräben assen, es machte keinen allzu traurigen Eindruck, weil sie noch nicht so zahlreich waren, und vor allem wegen dem schönen Wetter. Wir sind reibungslos vorangekommen, bis Le Mans, das voll von englischen Soldaten war, bis Laval – dort wimmelte es schon von Flüchtlingen; wir begegneten einem Wagen mit kaputten Reifen, der durch das brennende Évreux gefahren war, ich zitterte vor Angst um die beiden Kos. Es gab ein Haufen Leute aus der Normandie. Laval selbst war ungeheuer überfüllt. Am Ufer des Flusses konnte man

noch ahnen, was für ein friedliches Städtchen das einst war, aber an allen Trottoirs standen die Autos, und alle Brücken und Plätze waren übersät mit Flüchtlingen, die Reichen sassen an den Tischen der Cafés, die ihre Terrassen immer weiter ausdehnten, die Armen auf der Erde oder auf ihren Koffern. Zuerst waren wir am Bahnhof – dort lief das Gerücht, die Züge aus Paris seien auf der Strecke geblieben – wir haben uns nach den Bussen erkundigt, und ich erfuhr, dass um 5 Uhr $\frac{1}{2}$ einer nach Angers fahren würde, das war ideal. Dann haben wir nach einem Restaurant gesucht, im grössten Hotel der Stadt lachte man uns aus, nicht einmal mehr ein Stückchen Schinken war zu haben; dann waren wir in einer Brasserie mit gekachelten Wänden, das in normalen Zeiten schön friedlich sein musste mit seinen an ein Fenster gelehnten Tricktrack- und Damespielen; aber es glich einer riesigen Bahnhofswirtschaft, alle Tische waren aneinandergeschoben, und es gab ausschliesslich Kalbfleisch mit Erbsen – ich fühlte mich entsetzlich müde – wir fanden einen Tisch, und ich war sehr zufrieden, ebenfalls Kalbfleisch mit Erbsen zu essen und ein bisschen Wein zu trinken. Danach haben wir mein Gepäck aus dem Auto geholt, und ich habe mich von den Védrières verabschiedet. Ich habe meine Koffer zum Busbahnhof gebracht und bin zur Post gegangen, um nach La Pouèze zu telefonieren. Ich habe mehr als eine Stunde auf das Gespräch warten müssen, es war wahnsinniger Andrang, drückend heiss; von Zeit zu Zeit liess ich mich in einer Ecke auf einen Stuhl fallen, weil ich glaubte, mir würde übel – ich erinnere mich an eine armselige Flüchtlingsfrau, die sich zur Telefonistin wandte und fragte: «Würden Sie für mich telefonieren?» – die andere lachte schallend – um etwas zu tun zu haben, nahm ich mich der Frau an; sie sagte mir, in welchen Ort sie telefonieren wollte, und ich nannte ihr die Namen der Teilnehmer, aber keiner passte

ihr: der eine war schon weg, der andere war bestimmt auf dem Feld – schliesslich habe ich sie sitzengelassen. Ich war so müde und nervös, dass mein Herz heftig klopfte und meine Stimme zitterte, als ich den Mops endlich am Telefon hatte; «diese Dame» ist auch ans Telefon gekommen und sagte mir, das Haus sei drunter und drüber und überfüllt, aber ich würde freudig aufgenommen und nach dem Abendessen mit dem Auto in Angers abgeholt werden – es war wunderbar. Ich hatte gerade noch Zeit, meine Koffer abzuholen und in den überfüllten Bus zu steigen – ich musste stehen. Ich traf C. Neveu, eine ehemalige Schülerin aus Rouen, die ich ein bisschen mochte; sie war zusammen mit ihrem Mann, sie flüchtete aus Rouen, mit einem Rucksack und per Bus – sie war ziemlich farblos geworden – aber es hat mich abgelenkt, über C. Audry, Collinet und Madame Feldman⁷ zu reden, die sie nicht sehr zu schätzen schien. In Château-Gontier konnte ich mich hinsetzen, und gegen 8 Uhr war ich in Angers.

Am Bahnhofplatz habe ich mich auf die Terrasse eines Cafés gesetzt – es wimmelte von Flüchtlingen, die nicht aus noch ein wussten, denn es gab nicht die geringste Unterkunft. Ich sehe noch eine Verrückte vor mir, die in eine Decke gehüllt war und einen mit Koffern beladenen Schubkarren vor sich her schob – verzweifelt ging sie unablässig im Kreis herum. «Diese Dame» erzählte mir später, dass Angers die ganze Zeit von Flüchtlingen überschwemmt war und dass die, die mit ihren von Kugeln durchlöchernten Autos aus dem Norden kamen, ihre Toten auf den Autodächern zwischen zwei Matratzen mit sich brachten.

Ich war sehr müde – die Zeit verging, die Nacht brach an, und es regnete ein bisschen, ich fragte mich schon, was aus mir werden würde, als endlich ein Auto aufkreuzte: der Mops, ihre

⁷ Freunde und Kollegen aus Rouen.

Schwägerin Lili, eine grosse, schöne Frau, der Herkunft und dem Aussehen nach eine Deutsche, die nach ihrer Scheidung J. Isorni geheiratet und einen blonden Sohn, reizend und dumm, mit in die Ehe gebracht hat, der auch da war. Ich bin eingestiegen. In La Pouèze habe ich «diese Dame» angetroffen, sie hat mir harte Eier und Salat vorgesetzt. Ich war entzückt, sie zu sehen, und hätte mich gern mit ihr unterhalten, wenn Lili nur nicht geblieben wäre und über den Mangel an Idealismus bei den heutigen französischen Soldaten hergezogen hätte. Dann ist sie doch verschwunden. Ich habe etwas mit «dieser Dame» geredet und bin schlafen gegangen. Die ersten drei Nächte habe ich im Zimmer «dieser Dame» geschlafen. Das Bett war komisch, weil die Sprungfedern entfernt waren und die Matratze durch den Bettrahmen sackte, so dass ich mir vorkam, als läge ich auf dem Boden eines Kahns. «Diese Dame» schließ Tür an Tür mit «diesem Herrn», um beim geringsten Schellen reagieren zu können, weil er entsetzliche Angstzustände hatte. In meinem Zimmer schlief noch ein Pudel; er war ein bisschen sehr zutraulich, vor allem gegen Morgen, aber er störte mich nicht allzu sehr.

Mittwoch, 12. Juni – Ich bin nach einer guten Nacht wach geworden. Lea brachte mir Tee und Pflaumenmarmelade – jeden Tag habe ich um 8 Uhr $\frac{1}{2}$ so gefrühstückt. Ich erlebte eine erste Enttäuschung, denn ich hatte keinen Brief, wo ich doch sicher war, dass mir aus Paris Briefe von Sartre und Bost nachgeschickt würden – es gab nur ein Telegramm von Sorokine, die um eine Genehmigung des Präfekten von Maine-et-Loire bat, um mir nachreisen zu können. Mir war schwer ums Herz. Ich habe im Esszimmer Briefe geschrieben und musste dabei weinen, dann habe ich mich auf Kriminalromane gestürzt, drei Tage lang konnte ich nichts anderes lesen, sie waren blöde, aber es war mir egal. Der Tag verging mit Lesen, in meinem Zimmer

oder im Esszimmer, ohne dass ich mal Luft geschnappt hätte. Gegen 1 Uhr wurde gegessen und ein bisschen geredet, gegen 8 Uhr ½ wurde zu Abend gegessen und bis etwa 10 Uhr geredet. Aber ich sah «diese Dame» kaum, die praktisch nicht von der Seite ihres Mannes⁸ wich: sein Zimmer ist nicht nur hermetisch abgedichtet und verdunkelt, es scheint, um sein Bett herum sind Vorhänge und er liegt so hoch, dass er einen nicht erkennt, ausser wenn man neben dem Kopfende steht – «diese Dame» und der Mops bleiben stundenlang so stehen. Schliesslich waren sie so kaputt, dass sie Matratzen auf den Boden legten, um sich hinlegen zu können, wenn «dieser Herr» einschlummerte.

Fast jede Nacht rief er sie, und sie mussten bei ihm wachen, während er schweissgebadet entsetzliche Alpträume aus dem Krieg hatte – «diese Dame» schlief buchstäblich nicht, ich frage mich, wie sie das aushielt.

Das Dorf war voll von Leuten: die Familie Isorni war aus Villers gekommen, nachdem sie die Öltanks von Le Havre von Weitem haben explodieren und brennen sehen. Es scheint, der Himmel war russgeschwärzt und das Meer ölgetränkt. Da waren der Vater, die Mutter, die von früh bis spät über ihre vier Söhne an der Front stöhnte, und die Tochter Hélène mit ihrer kleinen Tochter – da war auch Lili und ihr Sohn, die sich mit den anderen überhaupt nicht verstanden, man behandelte sie wie Ausländer – mal beschloss sie, für sich zu wohnen, mal kam sie zurück, um mit den anderen zu leben. Die Frage der Unterbringung nahm gleich am ersten Tag dramatische Formen an, weil Madame Isorni sich mit einer anderen Frau um die Unterbringung stritt und sie sich beide die Zahl ihrer eingezogenen Söhne an den Kopf warfen.

⁸ Seit seiner Rückkehr aus dem Ersten Weltkrieg verschanzte er sich in seinem Zimmer.

«Diese Dame», die da ihre Finger im Spiel hatte, war sehr ent-rüstet. Ausser den Isornis war da die Familie Nissim, die vor zwei Tagen aus Rambouillet gekommen war; dieser Nissim war Arzt und Gärtner, der in dieser Eigenschaft jahrelang mit «diesem Herrn» korrespondiert hatte, ohne ihn je aufzusuchen; er schrieb schöne stoizistische Mahnworte zum Leben, zur Hoff-nung, und «diese Dame» hatte ihm vorgeschlagen, mit seiner Familie bei ihr Zuflucht zu suchen; sie waren mit dem Zug gekommen und wurden im Bungalow untergebracht. Da waren eine unscheinbare Frau, eine völlig verstörte junge Frau mit glänzenden, runden Augen, die Pech mit ihrer Ehe gehabt hatte, und ihre beiden Kinder, entsetzlich jüdisch, wichtigtuerisch und eingebildet. Er selbst war ein jämmerlicher kleiner Mann, ge-demütigt und geschunden. Von der ganzen Familie liess prak-tisch nur er sich blicken; in den tragischsten Augenblicken kam er mit Bleistiftzeichnungen an, die Rosenstöcke oder ausgeklü-gelte, von den Hindu-Fellachen erfundene Wasserpumpen dar-stellten. Er nahm «diese Dame» zum Pflanzensammeln mit, und einmal war sie ausser sich vor Aufregung, weil sie die Stelle einer blauen Zeder nicht finden konnte, die Nissim «diesem Herrn» geschenkt hatte. Wenn man ihn fragte: «Wie geht es Ihren Frauen?», antwortete er immer: «Sie sind am Boden zer-stört!», und dann hob er die Hände gen Himmel und sagte: «Hoffen wir, hoffen wir.»

Im Dorf waren auch Marie-Noëlle und Martine de Quayla, aber man sah sie praktisch nie. Im Haus gegenüber war eine senile Alte, ehemalige Gouvernante der Cousine des Mops⁹, die mit uns ass, Madame Maireile – sie war vollkommen gichtig und bucklig, mit rot umrandeten Augen; vor meiner Ankunft hat sie offenbar pausenlos geredet wie ein altes Gramophon, aber

⁹ Die Cousine mit dem Spitznamen «Zébuth».

ich habe sie wohl eingeschüchtert, denn in meiner Gegenwart macht sie kaum den Mund auf.

Schliesslich war in dem grossen Zimmer, das gegenüber dem Esszimmer lag, die russische Prinzessin, sie war in Ungnade gefallen und tauber denn je. Sie hatte nur zwei Sorgen, wegen der sie im ganzen Haus Töne wie ein Perlhuhn ausstiess: ihren Hund Capri, der einen kranken Nagel hatte, und ihre Ausweispapiere, die sie vom Bürgermeister verlängern lassen wollte. Man bekam sie praktisch nie zu Gesicht, ausser zu den Radiomeldungen, wenn sie mit verstörter Miene um eine schriftliche Zusammenfassung auf einem Stück Papier bat. Sie lebte in der Furcht, von allen im Stich gelassen und erschossen zu werden.

Dieser erste Tag ist trübe herumgegangen – wir hörten alle Radiomeldungen ab, um 8 Uhr ½, 11 Uhr ½, 4 Uhr ½, 6 Uhr ½, 11 Uhr ½, das hiess warten, das war der Rhythmus des Tages, und so war es jeden Tag bis hinein ins Schweigen – ich weiss nicht mehr genau, was an diesem Mittwoch gemeldet wurde, auf jeden Fall noch irgendein Rückzug, das war nicht grossartig. Laigle¹⁰ war sehr bedroht, der Druck verstärkte sich um Reims, das machte mir am meisten Angst, wegen Sartre und weil ich sehr wohl begriff, dass das noch schlimmer war als Paris, dass dort alles zusammenzubrechen drohte. Gegen 9 Uhr abends hat es geläutet – es waren Unbekannte, die nach Madame Maireile fragten. Wir guckten sie misstrauisch an. Während des Abendessens hatte es Alarm gegeben: auf mysteriöse Weise wurde «diese Dame» eingeweiht, und während Boudy¹¹ vor Angst zitterte, verschwanden «diese Dame» und der Mops eilig. Es waren Fallschirmspringer gesichtet worden, und «diese Dame» sollte den 5 km entfernten Gendarmerieposten benachrichtigen,

¹⁰ Olga (Kos.) hatte sich dort hinbegeben, zum Wohnsitz ihrer Eltern.

¹¹ Sieben Jahre alte Tochter des Mops.

dazu bewaffnete sie sich mit einem Gewehr – am nächsten Morgen erfuhren wir, dass die Fallschirmspringer gewöhnliche Luftsäcke waren, aber an jenem Abend war «diese Dame» sehr aufgeregt, und als die Leute kamen, war sie drauf und dran zu glauben, sie seien selbst die Fallschirmspringer, obwohl Madame Mairelle sie kannte. Sie misstraute vor allem dem Mann, weil er Holländer war. Tatsächlich handelte es sich um die Tochter einer Pariser Waschfrau und ihren Ehemann, sie waren Dienstag Abend losgefahren und hatten eine schwierige Fahrt gehabt, denn Dienstag gab es schon eine Massenflucht, und sie waren etwas beschossen worden. Sie sind im Haus von Madame Mairelle untergebracht, drei Tage später ist die Waschfrau zu ihnen gestossen.

Am nächsten Tag, *Donnerstag, 13. Juni*, war wieder kein Brief da – ich habe Telegramme abgeschickt, zum letztenmal Briefe geschrieben, ohne Hoffnung.

30. Juni¹²

Seit fünf Tagen ist das ganze Leben von entgegengesetzten Gewissheiten beherrscht: sie kommen nach Hause – sie kommen nicht nach Hause. Gestern Abend bei meiner Ankunft in Paris am tiefsten Punkt der Verzweiflung – es ist die Rede von ungeheuren Gefangenenlagern in Garches, in Antony, wo sie «Hundefleisch zu essen kriegen», und meine Eltern meinten, man würde sie dort bis Kriegsende festhalten. In der Waffenstillstandsvereinbarung steht, dass bis Kriegsende diejenigen festgehalten würden, die «in Deutschland gefangen» sind – aber

¹² Vom 30. Juli bis zum 14. Juli hat Simone de Beauvoir das Tagebuch wieder auszugsweise in *In den besten Jahren*, S. 387-399, benutzt.

mein Vater behauptet, der besetzte Teil Frankreichs würde mit Deutschland gleichgesetzt. Heute früh nach reiflicher Überlegung glaube ich das nicht mehr, und ausserdem erscheint in *Le Matin* eine etwas tröstliche Notiz: es wird gefragt, ob die Angehörigen nicht bis zur Demobilisierung mit den Soldaten Verbindung aufnehmen dürften – da fällt mir ein, dass in diesen Lagern vielleicht die Soldaten festgehalten werden, die gruppenweise entlassen werden sollen. Dieser Gedanke kam mir während der Nacht. Und als heute früh im *Dôme* eine alte Frau stöhnt, sie habe keine Nachricht von ihrem Sohn, «sein» Zimmer stehe bereit, beruhigt die Kassiererin sie und sagt, sie würden eines schönen Morgens zurückkommen. Ich kann die Hoffnung nicht aufgeben.

Nachdem ich mich gestern Abend so elend wie noch nie in meinem ganzen Leben gefühlt habe, gewinne ich heute früh plötzlich eine Art Fröhlichkeit zurück – es ist warm – ich habe meinen Stammplatz im *Dôme* eingenommen, neben der Terrasse; es ist fast leer: drei Paare, von denen die jungen Frauen ziemlich munter aussehen, ich erkenne die Kassiererin wieder, die Kellner, die Ausstattung. Die Tagesmenüs werden angeschlagen, und ich habe geöffnete Läden gesehen mit herrlichen Früchten, frischem Schinken: im Vergleich zu den leeren Läden von Le Mans, von Chartres schien das der reine Wohlstand. Der Boulevard fast menschenleer. Ich habe zwei Lastwagen mit jungen Deutschen in hellgrauer Uniform vorbeifahren sehen, aber ich habe in den letzten Tagen so viele Deutsche gesehen, dass mir das kaum noch auffiel. Mit aller Kraft glaube ich plötzlich an ein «Nachher» – traurig oder fröhlich, egal, ein Nachher, in dem wir zusammen leben werden; dass ich dies Heft und Tinte gekauft habe, dass ich die Geschichte dieser drei Wochen darin aufrollen und alles schön aufschreiben möchte, für Sartre und Bost, für die Zukunft, beweist es. Heute ist der erste Tag, an

dem ich aus meiner Isolation etwas hervorkrieche und aufhöre, eine «zerquetschte Wanze» zu sein, um zu versuchen, wieder eine Person zu werden. Während der vergangenen drei Wochen war ich nirgends – es gab grosse, kollektive Ereignisse oder eine bestimmte physiologische Angst, aber weder Vergangenheit noch Zukunft, noch irgendjemanden. Ich möchte wieder werden wie im September, als ich glaubte, dass all dies Teil meiner Geschichte ist. Vielleicht wird es in Paris möglich sein – ich glaube, wenn man mir mein Gehalt auszahlt, werde ich ziemlich lange hierbleiben. Sicher, die schweren Augenblicke sind viel schwerer, aber es gibt Momente, in denen man daraus auftaucht – während man sich in La Pouèze in Höflichkeiten ergeht und es unanständig wirkt, sich mit sich selbst zu beschäftigen – es ist eine ständige Flucht.

Ich bin gegen 8 Uhr Za aufgestanden; als ich Toilette machte, war mir finster zumute, aber die Lieblichkeit des Morgens hat mich überwältigt. Gestern Abend war Paris ein Ort «irgendwo auf der Erde», und ich war absolut verloren in der Welt – heute früh hatte der Carrefour Montparnasse seine Individualität zurückgewonnen und war mir wieder ein Zufluchtsort. Ich habe den deutschen *Matin* gekauft, in dem nichts stand, ich habe mich ins *Dôme* gesetzt, ich habe den Kaffee, die *Suisses** von vor einem Monat wiedergefunden, und ich habe die ersten Seiten des Tagebuchs geschrieben. Gegen 10 Uhr habe ich mit meiner Suche in Paris angefangen: vergeblich Madame Maney angerufen, zu Fuss und mit der Métro bei ihr gewesen, vergeblich versucht, in Taverny¹³ anzurufen, zu Fuss zu Sorokine gegangen, die nicht da war, zu C. Audry, die nicht da war, wieder bei Madame Maney vorbeigegangen, der ich auf gut Glück eine

* Eine Art Rosinenbrot.

¹³ Die Eltern Bosts, «den Pastor und die Pastorin».

Nachricht für Sartre hinterlassen habe; und ich bin mit der Métro ins Quartier Latin zurückgefahren, ich habe mich im *Mahieu* niedergelassen, wo ich eine Weile schreiben werde. Ich habe unterwegs Johannisbeeren und Butterkekse gegessen und gerade frisch gepressten Zitronensaft getrunken.

Paris ist ungewöhnlich leer, viel leerer noch als im September. Etwa das gleiche schöne Wetter, die gleiche Stille; von den Deutschen ist nicht viel zu sehen: einige Motorräder und Autos, einige auch zu Fuss oder in der Métro – sie haben einige Kasernen besetzt –, ein anderer Unterschied zu September sind die dicht gedrängten Schlangen vor den wenigen Lebensmittelläden, die noch geöffnet sind. Aber der Unterschied ist vor allem ein innerer, nicht so sehr einer des Strassenbildes. Im September war es ein Anfang. Etwas Schreckliches fing an, aber in diesem Gedanken lag etwas Abenteuerliches und unheimlich Spannendes; ich war an mir selbst interessiert, ich fragte mich, wie ich reagieren, wie ich das Unglück ertragen würde; und genau wie Sartre versetzte ich mich schon an das Kriegsende; nicht, dass ich mir für diesen Zeitpunkt ein Rendezvous gegeben hätte, vielmehr erhielt alles einen Sinn von diesem glücklichen Ende her, an dem ich nicht zweifelte. Jetzt ist es aus – am Horizont winkt kein leuchtender Augenblick mehr, dem man die Gegenwart als Huldigung darbringen könnte – kein Warten mehr, keine Zukunft – die Zeit vor mir steht absolut still, es bleibt einem anscheinend nichts anderes übrig, als Jahre hindurch an Ort und Stelle zu verrotten. Ab und zu habe ich das komische Gefühl, in einem Roman von Wells zu leben, in eine Epoche, an einen Ort versetzt zu sein, die von mir absolut losgelöst sind, und beobachten zu können, was der Welt zustösst – und dann fällt mir wieder ein, dass es keine andere Welt gibt, die auf mich wartet, dass es kein Erwachen geben wird, dass eben dies mein eigenes Schicksal ist.

Passy, Auteuil sind vollkommen tot, Däfte von Grün, von Linden, die an den Ferienbeginn der letzten Jahre erinnern – sogar die Conciergen sind weg. Ich bin auf dem Boulevard de Grenelle vor dem ehemaligen Konzentrationslager für Frauen vorbeigegangen – nach den Bedingungen des Waffenstillstands müssen alle deutschen Flüchtlinge an Deutschland ausgeliefert werden* – kaum eine Klausel ist finsterer und erbarmungsloser als diese.

Ich bin ins Quartier Latin zurückgekehrt – es ist sehr leer, aber die Cafés haben fast alle geöffnet, und man sieht ein paar Leute auf den Terrassen – fast kein Deutscher in dieser Gegend, ich habe nur zwei vorbeigehen sehen. Genau vor drei Wochen schrieb ich von dieser Stelle aus an Sartre – ich war von finsterner Angst gepackt, ich erinnere mich an die drückende Hitze und den Rauch der Flak am Himmel. Ich möchte alles von diesem Moment an erzählen, aber ich werde bei der Rückfahrt anfangen, weil sie näher zurückliegt und am interessantesten war.

Ich bin *Freitag* früh, 28. *Juni*, abgefahren – seit vier Tagen hielt ich es nicht mehr aus – ich hatte mir eingeredet, dass Sartre und Bost vielleicht unversehens nach Paris zurückgekehrt waren und ich auf jeden Fall eine Nachricht erhalten würde, und ich wollte das besetzte Paris sehen, und alles in allem ödete es mich an, von früh bis spät zu lesen und mühsam jegliches Nachdenken zu vermeiden. Es war die Rede von einem Zug bis Chartres, aber vor allem beschlossen die Holländer zurückzufahren, und sie waren bereit, mich mitzunehmen – sie wollten am 25. losfahren, aber man riet ihnen, noch zu warten, weil man wegen

* Der Artikel XIX des Waffenstillstandsabkommens verpflichtete Frankreich, diejenigen deutschen Flüchtlinge auszuliefern, die das Dritte Reich benennen würde. Das traditionelle Asylrecht war damit aufgehoben.

des Andrangs auf den Strassen riskierte, unterwegs 24 Stunden lang festgehalten zu werden – in La Pouèze waren nur wenige Autos zu sehen, und diese Verzögerung hat mich enttäuscht; sie beschlossen, trotzdem 3 Tage später loszufahren. Der Mops hat den Wecker auf 5 Uhr gestellt, und man kam noch einmal im Zimmer zusammen – das Frühstück wurde mir gebracht, «diese Dame» ist gekommen, und Boudy und Zébuth. Die Abreise ging mir zu Herzen, mir war bange beim Gedanken an die Leere, die mich in Paris erwartete, aber zugleich war ich glücklich, etwas zu unternehmen. Wir sollten um 7 Uhr losfahren, mehrmals bin ich rauf- und runtergegangen, weil das Auto nicht da war, und als es kam, hat es mindestens eine Stunde gedauert, bis es beladen war – der Holländer ging so geruhsam vor, dass man ihn am liebsten erschlagen hätte – er hat eine Matratze aufs Dach gepackt, und einen Haufen Koffer nach hinten, die junge Frau stapelte eine Menge kleiner Pakete, vergass auch nicht ein Glas mit grünen Bohnen, die vom Abendessen übriggeblieben waren und die nicht verderben sollten. Auf dem restlichen Platz des Hintersitzes wurden die Schwiegermutter und ich untergebracht – die junge Frau setzte sich nach vorn neben ihren Mann – sie trugen Hüte und hatten weisse Satinblusen an.

Wir sind kleine Landstrassen gefahren – im Prinzip wurde den Flüchtlingen gesagt, sie sollten die grossen Strassen meiden, tatsächlich waren die grossen Strassen vollkommen mit Autos verstopft. Wir sind durch Dörfer gekommen; da und dort sah man Spuren des Bombardements, einen Panzer, eine Kanone am Strassenrand, einen zerschossenen Kirchturm, das Grab eines Deutschen, auf dem Kreuz sein Helm – und vor allem auf der ganzen Strecke haufenweise umgestürzte, im Schlamm steckende Autos. Wir fuhren nach La Flèche, um Benzin zu tanken, erst da erfuhr ich, dass wir im Vertrauen auf die Deutschen, die ver-

sprochen hatten, auf der ganzen Strecke Benzin zu verteilen, mit nur 10 Litern losgefahren waren – in Wirklichkeit vertraute nur der Holländer darauf, alle hatten sich in La Pouèze Vorräte besorgt – er selbst hätte vor ein paar Tagen 25 Liter tanken können, aber er hatte das Anstehen satt gehabt, und anstatt noch eine halbe Stunde zu warten, hatte er sich ruhig davongemacht; das wurde ihm dann zu Recht immer wieder mit Bitterkeit vorgehalten. In La Flèche haben wir haltgemacht, und er ist zur Kommandantur gegangen; sie ist in einem prächtigen Gebäude am Flussufer und inmitten von Gärten untergebracht; dort sah ich die ersten stahlgrauen Uniformen, in La Pouèze trugen alle Deutschen italienisches Grün. Mit ihren schönen Uniformen und den schönen gleichfarbigen Autos gebärdeten sie sich stattlich; sie waren nicht wie die in La Pouèze blond, man sah eine Menge verschiedener Typen, und auch die, die ich später noch sah, waren höchst unterschiedlich.

Während der Mann gelangweilt wartete, bis er an der Reihe war, bin ich mit den beiden Frauen in der Stadt herumgegangen; wir haben eine Zeitung gekauft, *La Sarthe*, in der wir von A bis Z die Waffenstillstandsbedingungen gelesen haben. Ich kannte sie fast alle vom Radio, ausser der Klausel über die Auslieferung der deutschen Flüchtlinge – ich habe aufmerksam den Paragraphen über die Gefangenen gelesen, und es schien mir sicher, dass nur die festgehalten würden, die schon in Deutschland waren, und diese Gewissheit hat die zwei folgenden Tage aufgehellt – das hat die ganze Fahrt aufgewertet und mir erlaubt, mich von den Dingen fesseln zu lassen. Selten habe ich interessantere und stärkere Tage erlebt als diese beiden. Wir sind zum Auto zurückgekommen, und der Holländer hat verkündet, wir bekämen nur 5 Liter, und zwar um 2 Uhr nachmittags. Es war 11 Uhr, wir waren unschlüssig, was zu tun sei, und haben beschlossen, bis Le Mans zu fahren; er «meinte», so weit würde

das Benzin reichen – in Wirklichkeit hatte er überhaupt nicht genug. Wir sind losgefahren – 10 km vor Le Mans wurden wir angehalten, es gäbe kein Benzin in Le Mans, dreihundert Autos steckten dort schon fest – wir mussten trotzdem dorthin gelangen, weil wir keinen Tropfen Benzin mehr hatten, und nach 5 km stand der Motor still. Der Holländer hatte das ungeheure Glück, auf einem Bauernhof 5 Liter rötliches Benzin zu bekommen, das die Engländer zurückgelassen hatten (manche Leute haben mit dem Benzin der Engländer ganze Reisen gemacht – sie liessen Zigaretten, Benzin usw. usw. zurück, so überstürzt sind sie geflohen). Wir haben das in den Tank gegossen und sind nach Le Mans kutschiert.

Dort begann ein erstaunlicher Nachmittag. Es war Mittag, das Auto hielt in einer breiten Strasse, zwischen zwei Plätzen. Auf dem einen befand sich die Kommandantur und auf dem anderen die Präfektur. Wir haben gewartet, bis der Holländer sich erkundigt hatte, und wir waren zuerst bei der Präfektur – es war noch zu – vor dem Gitter drängten sich hundert bis zweihundert Personen mit Kanistern, Krügen, Giesskannen, um das lächerlich kleine Standbild eines Konventsmitglieds mit grossem Federhut (Levasseur, glaube ich) standen unzählige Autos, Lastwagen, die mit Matratzen und Küchengeräten beladen waren, Flüchtlinge warteten, assen, schmutzige und jämmerliche Flüchtlinge mit Kindern und Bündeln, wie ich sie noch zu Tausenden während dieser Reise sehen sollte. Die Menge murrte; es hiess, einige warteten schon eine Woche hier, ohne Benzin, sie würden von der Kommandantur zur Präfektur geschickt und zurück, endlos. Es gingen auch Gerüchte über Paris, die Lebensmittelversorgung sei zusammengebrochen. Eine bleierne Sonne; der Holländer lächelte sein idiotisches Lächeln; als er die Menge sah, hatte er vor Verdruss eine Rückzugsbewegung gemacht, aber seine

Frau hatte ihn mit meiner Unterstützung gezwungen zu bleiben – mit einer gemeinen kleinen Stimme, wie man sie Madame Bloom in *Ulysses* unterstellt, sagte sie zu ihm, sie wolle namm-namm machen und beklagte sich, die Menge rieche schlecht – und sie verfertigte einen Papierhut, um den kostbaren Kopf ihres Mannes zu schützen. Es hiess, man brauche eine Nummer, mit der man einen Bon bekäme, gegen den man dann Benzin bekäme, sobald es da sei. Als schliesslich die Tore gegen 2 Uhr ½ geöffnet wurden, stürmte alles los, aber der Angestellte jagte die Leute zurück und schrie, ein Tankwagen werde 10'000 Liter bringen und um 3 Uhr auf dem Platz an alle auch ohne Bon verteilen. Niemand glaubte ihm, aber die Leute verzogen sich trotzdem. Hätte der Holländer ausgeharrt, hätte er tatsächlich eine Nummer erhalten, und er hätte erfahren, dass man an einer 1 km entfernten Tankstelle 5 Liter Benzin beziehen konnte – aber er hatte nur Essen im Kopf – mein Lebtag habe ich nichts so Träges und Dummes erlebt wie diesen Mann. Wir sind also auf den grossen Platz gegangen – es war ein unglaubliches Spektakel. Eine Atmosphäre wie auf den grossen Pariser Messen, Menschengewimmel und sengende Hitze. Auf dem mittleren höhergelegenen Teil Massen von deutschen Autos und Soldaten in Grau und auch Hunderte von Flüchtlingskarren und Leute und kaputte Autos – alle Cafés waren überfüllt, das Innere und die Terrassen fast ausschliesslich von Deutschen besetzt. Viele waren jung und sahen nett aus. Die geschniegelten und behandschuhten Offiziere waren sich ihrer Handschuhe, ihrer schönen Uniform, ihres Ranges, ihrer Höflichkeit bewusst und triefen von einer grässlichen Arroganz, aber viele Soldaten lächelten, waren glücklich und jung und häufig ziemlich schön. Alle, die ich jetzt hier in Paris vorbeigehen sehe mit ihren Fotoapparaten und ihren rosigen Gesichtern, sehen so dumm aus, dass ich schwanke – aber vorgestern in Le Mans schienen sie

mir von anderem Schlag zu sein, und ich spürte, welches phantastische Abenteuer es für einen jungen Deutschen sein musste, als Sieger in Frankreich zu sein, einen Monat Krieg heil überstanden zu haben, gut gekleidet und genährt zu sein und sich für eine auserwählte Rasse zu halten – es war niederschmetternd, sie mit ihren schönen Sanitätswagen, ihrem gepflegten Äusseren, ihrer ausgesprochenen Höflichkeit zu sehen, während Frankreich von Hunderten ängstlicher und armseliger Flüchtlinge repräsentiert wurde, die für Nahrung, Benzin, Beförderung, Hilfe im Notfall auf diese schönen Soldaten angewiesen waren. Und über dieser ganzen Menge, mitten im Hin und Her der Militär-lastwagen, der Funkwagen, Motorräder übertrug ein ungeheurer Lautsprecher ohrenbetäubende Militärmusik und auch Nachrichten auf Französisch und Deutsch. In der Hitze, mit dem Hunger, der Müdigkeit eines früh begonnenen Tages, war es die Hölle. Aber es war auch unheimlich spannend. Nirgendwo habe ich so stark gefühlt, was für die Deutschen der Sieg bedeutete, er war mit Händen zu greifen; jeder Blick, jedes Lächeln hiess Sieg, jedes französische Gesicht war eine lebendige Niederlage – sie war zu lesen in der Greisenhaftigkeit der Kellner, im Elend der Flüchtlinge, die sich mit leeren Kanistern von einer Ecke zur andern schlepten.

Wir sind in ein Café gegangen, es gab nichts mehr zu essen; wir haben unsern Proviant geholt, und das war unser Mittagessen; ausser 4 auffallenden, kraftstrotzenden Radfahrerinnen waren nur Deutsche zu sehen. Beim Hereinkommen und Hinausgehen grüssten sie hackenknallend, und sie tranken und lachten. Mir fiel irgendetwas hin, und einer von ihnen stürzte herbei und hob es auf. Eben diese Beflissenheit wirft von Salomon in *Les réprouvés* [dt.: *Die Geächteten*] den französischen Besatzern vor, und oft hat sie eine ärgerliche Nuance, weil sie so bewusst ist und einer Weisung gehorcht – aber häufig ist sie voll Anmut, und sogar die Soldaten (vor allem am nächsten Tag, die Lastfah-

rer) haben eine ganz spontane und freundliche und offene Nettigkeit. (Ich glaube, nach Paris wurden die «Elitetruppen» geschickt, denn all diese deutschen Visagen, die jetzt das *Dôme* überschwemmen, sind niederträchtig – blond, gerötet, bebrillt, Eierköpfe, aber von der schlimmsten Sorte.)

Wir haben also gegessen und dabei den Holländer bearbeitet, um 3 Uhr zur versprochenen Benzinzuteilung zu gehen. Er hat sich endlich aufgemacht, und wir haben uns gegenüber dem Auto armselig auf Treppenstufen gesetzt. Ich war so müde, dass mir alles egal war, im Übrigen war die Atmosphäre so gewaltig, dass man sich unmöglich langweilen konnte. Das Hin und Her ging weiter, auf und ab, zurück, Benzinkanister und Krüge und Giesskannen, immer noch leer. Am Ende ihrer Kräfte hockten sich manche auf ihre Kanister und warteten auf das Wunder: den Riesentankwagen mit seinen 10'000 Litern. Sie belagerten die Kommandantur, die von Franzosen und Deutschen tatkräftig bewacht wurde. Ich sah ihnen zu, und ich sah unermüdlich den Deutschen zu; ein oder zwei Stunden vergingen. Der Holländer kam zurück: er hatte an der Tankstelle Schlange gestanden und es dann satt gehabt.

Er sagte, die Deutschen nähmen auf Lastwagen Leute mit nach Paris, und ich bin aufgesprungen, entschlossen, auf eigene Faust zurückzukehren, wenn es nur möglich wäre. Ich bin durch die Stadt gelaufen, bis zur Kathedrale: überall das gleiche Schauspiel von Flüchtlingen und Soldaten. Auf der Place de la Cathédrale hockten Leute auf der Erde und warteten, aber niemand wusste, ob und wann die Lastwagen vorbeikommen würden. Ich bin zu meinen Leuten zurückgegangen, wir haben in einem anderen grossen Café voller Soldaten etwas getrunken, und dann haben wir den Holländer dazu bewogen, bei der Tankstelle noch einmal zu versuchen, Benzin zu bekommen. Wir

sind gemeinsam dorthin gegangen, die Schwiegermutter stöhnte und beklagte sich über die Unfähigkeit ihres Schwiegersohns. Vor der Tankstelle eine wahnsinnige Schlange – wir haben eine Weile dagestanden, bis ich vorgeschlagen habe, die Schwiegermutter und ich sollten was zu essen auftreiben, das taten wir. Ich bin zum Bahnhof gegangen, wo ich erfuhr, dass am nächsten Morgen um 8 Uhr $\frac{1}{2}$ ein Zug nach Paris fahren würde, um 6 Uhr müsse man kommen, um die Fahrkarte zu lösen. Wir haben ein bisschen Brot und Wurst gekauft – in den Konditoreien stopften sich junge Deutsche mit Eis und Bonbons voll. Immer noch dieser ungeheuerliche Eindruck von Jugendlichkeit und Glück, ich weiss nicht, was der Unterschied ist zwischen den grünen Uniformen und den so schön stahlgrauen, die den Hals freilassen und die viel eleganter geschnitten sind – aber in Le Mans waren sie fast alle grau.

Wir haben uns wieder auf die Terrasse eines Cafés gesetzt und bis 8 Uhr gewartet. Dann ist der Holländer mit seiner Frau und 5 Litern Benzin aufgekreuzt. Wir sind losgebraust. Es war eine unsagbare Erlösung, aus dieser glühenden Karawanserei herauszukommen. Wir sind übers Land gefahren und haben uns langsam gefragt, wo wir übernachten würden. Gegen 9 Uhr sind wir zu einem Bauernhof abgebogen. Man sagte uns, am Vorabend hätten zehn Flüchtlingsautos hier Station gemacht, aber an diesem Abend waren nur wir und noch ein belgisches Auto dort. Wir haben etwas gegessen und uns ins Stroh gelegt.

Jetzt bin ich im *Dôme*. Es ist fast 4 Uhr, auf der Terrasse des *Dôme* sind Leute: der Schweizer Bildhauer¹⁴, die Frau aus dem *Hoggar*, die Exschöne, die merkwürdige Golfhosen und eine kleine Kapuze anhat, aber alles in allem wenige bekannte Ge-

¹⁴ Giacometti.

sichter. Und seit einer Stunde strömen die Deutschen herein. Es kommt mir seltsam abstrakt vor, wenn ich denke: die Deutschen im *Dôme*, es bleibt abstrakt. Sie sind zahlreich, aber trotzdem nicht dicht gedrängt, sie sehen völlig nichtssagend aus, ich fühle ihnen gegenüber nichts. Ich bin darüber erstaunt, denn in den letzten zwei Tagen haben mich heftige Gefühle bewegt. Allerdings waren sie einem da viel näher, unser Leben war mit ihrem verquickt, man fühlte sich solidarisch; und ausserdem waren sie in Aktion – hier sind sie wie Touristen, reserviert, fremd. Man spürt ihre Kollektivkraft nicht, und als Individuen wecken sie kein Interesse. Überhaupt lösen heute all diese grossen Katastrophen kein Gefühl in mir aus – steckte ich die beiden letzten Tage aus blosser Müdigkeit bis zum Hals drin?

Den ganzen Tag über sind Flugzeuge dicht über den Dächern hinweggeflogen, mit riesigen Kreuzen an der Unterseite ihrer glänzenden Flügel. 5 Uhr $\frac{1}{2}$ – ich bin im *Dôme* geblieben und habe *Le Drageoir d'or* [Die goldene Bonbonniere] gelesen – es ist jetzt voll, innen und auf der Terrasse – wenige Nuten, drei oder vier, die auf deutsche Kundschaft aus sind, nicht ohne Erfolg.

Am 29. Juni, Samstag, bin ich also in einem Stall aufgewacht, in dem wir die Nacht verbracht hatten. Es war ein bisschen kalt, aber ich hatte ziemlich gut geschlafen. Die Frauen wachten auf und stöhnten, vor allem die alte, die Rheuma hatte und deren Ischiasnerv weh tat – und die junge sagte mit ihrer widerlichen Stimme «die grässlichen Deutschen – Oh! Die sollte man zu fassen kriegen, diese kleinen Boches, da würde es peng-peng machen!» – Der Mann sagte traurig, das Stroh habe ihm in der Nacht die Knie zerstoehen. Wir haben etwas gegessen – die Bäuerin liess sich die Eier und die Milch bezahlen, aber sehr bescheiden – draussen lag Tau, es war 7 Uhr früh, angenehm, dieser Bauernhof, die ländliche Umgebung und die-

ses Gefühl von Abenteuer. Aber allmählich überstieg es meine Kräfte, mit diesen Leuten zusammen zu sein, und ich stellte mir die bange Frage, ob wir in La Ferté-Bernard Benzin auftreiben würden. Auf dem Bauernhof waren noch andere Flüchtlinge, Leute aus Pontoise, die auf gut Glück geflohen waren und die es hierher verschlagen hatte – sie erzählten, dass die umliegenden Städte, La Ferté, Nogent usw., geplündert worden waren, aber nicht von den Deutschen, sondern von französischen Soldaten auf der Flucht.

Wir sind losgefahren; auf der Hauptstrasse war schon unheimlich Betrieb; die Autos mit ihrer unvermeidlichen Matratze auf dem Dach, die Lastwagen und vor allem diese Karren, die ich zum erstenmal auf dem Boulevard Saint-Michel gesehen und deren Anblick mir das Herz zusammengeschnürt hatte. Wieder waren sie mit Heu beladen, und die Frauen sassen mit leerem Blick zwischen den Fahrrädern und den Matratzen, ein weisses Taschentuch auf dem Kopf, während die Männer zu Fuss neben den Pferden herliefen. Viele Fahrräder auch, einige Fussgänger, aber wenige.

Wir sind um 8 Uhr in La Ferté-Bernard angekommen – wieder auf dem Platz die kaputten Autos, die auf ihren Koffern sitzenden Flüchtlinge, die Kinder, die Bündel – sie waren von den deutschen Lastwagen, die sie in Le Mans aufgelesen hatten, hier für die Nacht abgesetzt worden. Sie warteten, dass wieder welche vorbeikämen. Wieder schleppten die Leute vergeblich Benzinkanister hin und her, und es lief das Gerücht: den ganzen Tag kein Benzin. Sofort habe ich beschlossen, auf eigene Faust zurückzukehren. Ich lief zum Bahnhof, 2 km weit. Als ich um 8 Uhr ½ dort ankam, sah ich einen Zug einfahren. Ich glaubte, es sei der aus Le Mans Richtung Paris, und wollte hineinstürzen, aber ich wurde zurückgehalten: man brachte nur das Eisenbahn-

personal nach Paris zurück. Viele Waggons waren leer, aber niemand durfte einsteigen. Übrigens gab es plötzlich den Befehl, keine Reisenden nach Paris zuzulassen; im normalen Zug durfte man nur bis Chartres fahren, und man musste nachweisen, dass man in Chartres wohnte. Ich habe eine Weile gewartet – da waren Leute, die seit mehreren Tagen jeden Morgen hierherkamen und enttäuscht wieder abzogen. Die Bahnbeamten sagten, in Paris seien die Lebensmittel knapp und deshalb lasse man die Flüchtlinge nicht zurückkehren – das ist merkwürdig, wo doch die Zeitungen und das Radio die Leute zur Rückkehr aufforderten und deutsche Lastwagen sehr wohl die Leute nach Hause beförderten und es im Übrigen in diesen Städten zwischen Angers und Paris keine Lebensmittel mehr gibt, so dass man dort mit viel grösserer Wahrscheinlichkeit verhungern wird als in Paris. Auf diesem Bahnhof ging das Gerücht, dass die Engländer über Nacht Le Mans bombardiert hatten. Merkwürdig. Sicher ist, dass mir jegliche Fahrkarte entschieden verweigert wurde. Ich bin ratlos in die Stadt zurückgegangen. Ich habe mich auf das Trittbrett des Autos gesetzt, die Sonne begann zu brennen. Ich wollte etwas zu essen kaufen, die Läden waren vollkommen leer, ich habe nur ein dickes und versalzenes Brot auftreiben können, von dem ich melancholisch ein riesiges Stück ass. Meine Leute sind zurückgekommen: es hiess, die nächsten drei Tage werde es kein Benzin geben – mein Mut verliess mich – ich habe der alten Waschfrau meinen Koffer anvertraut und beschlossen, mich auf den Weg zu machen, egal wie. Tatsächlich gab es nur eine Möglichkeit: eine Mitfahrgelegenheit zu finden. Paris war 170km weit – leicht gesagt: «Dann geht man eben zu Fuss, wenn es sein muss», aber 170 km auf dem Asphalt und bei stechender Sonne sind eine Entfernung, die einem den Mut nimmt, und es kommt einem schrecklich vergeblich vor, einen Fuss vor den anderen zu setzen. Dennoch

gibt es Massen von Flüchtlingen, die 400 km zu Fuss zurückgelegt haben. Ich bin noch eine Weile blöde sitzen geblieben, voll Angst, nicht nach Hause zurückzukommen, mit ein bisschen Genugtuung darüber, plötzlich in das allgemeine Abenteuer geworfen zu sein, fast ohne Privilegien – tatsächlich hatte ich das ungeheure Privileg, 1'000 Francs in der Tasche zu haben, damit konnte ich ohne Weiteres hierbleiben – aber um hier wegzukommen, nützte das Geld überhaupt nichts: am Vortag wurden 1'500 Francs für eine Mitfahrgelegenheit verlangt, und ich glaube, im Moment hätte man auch für diesen Preis kein Auto gefunden. In diesem Sinn war ich wirklich gleich. Ich habe also gewartet, zwei Freiwillige hatten Armbinden angelegt und sich mitten auf die Strasse gestellt, sie hielten alle Autos an, in denen ein Plätzchen frei zu sein schien: aber tatsächlich gab es nirgendwo einen Platz. Endlich hielt ein deutscher Lastwagen; zwei Frauen stürzten hin, und ich hinter ihnen her; der Deutsche lachte und sagte, es gäbe nur drei Plätze, und als die beiden Frauen hinaufstiegen, kletterte auch ich über die Planke. Der Lastwagen fuhr nach Mantes, ich war so abgestumpft, dass mir der Name nichts sagte – aber es hiess, es liege 40 km vor Paris, und so kam ich ein tüchtiges Stück näher. Ich war also sehr zufrieden, allein, ohne Gepäck, in diesem deutschen Lastwagen, der über die Strassen rollte; nur waren da eine dicke Plane, Benzinkanister, ein Haufen Leute, eine wahnsinnige Hitze, und ich sass gegen die Fahrtrichtung auf einem Koffer, hinten, wo es furchtbar rüttelte. Bald wurde mir grässlich übel, und mir war ein bisschen bange, weil es unmöglich war, an eine Öffnung heranzukommen – ich beschloss, einfach vor mir zwischen die Kanister zu erbrechen – erstaunlich, wie das Unangenehme einer Situation abgemildert wird, wenn es absolut keinen sozialen Zwang und keine Hemmungen mehr gibt und die Leute im Er-

brechen eine natürliche Funktion sehen – in vier oder fünf schmerzhaften Anfällen habe ich das ganze pappige Brot, das ich hinuntergewürgt hatte, von mir gegeben – Gott sei Dank, machte der Wagen eine halbe Stunde später halt – ich habe mich an den Strassenrand gesetzt und sogar hingelegt, während die Leute assen. Ein Deutscher hat mir die Schulter berührt und mich gefragt, ob ich etwas essen wolle; als ich nein sagte, hat er nicht insistiert, und eine Stunde später hat er mich freundlich aufgeweckt – eine alte Frau sagte, seit zwei Tagen stopften diese Lastfahrer sie mit Zigaretten, Essen und Champagner voll; und tatsächlich waren sie höchst sympathisch, zuvorkommend und taktvoll, ganz hilfsbereit, ohne sich irgendwie bewusst zu sein, dass sie deutschen Edelmut verkörperten.

Ich hatte die glückliche Eingebung, zu fragen, ob ich in den nächsten Lastwagen steigen dürfe, der ohne Plane fuhr, anfangs sass ich gegen die Fahrtrichtung, und solange der Wagen fuhr, lief es gut, aber sobald er hielt, fühlte ich mich seltsam – dann habe ich mich in Fahrtrichtung gesetzt, und bis Mantes war es eine herrliche sonnige Spazierfahrt. Mit mir fuhr eine angenehme Tunesierin mit prächtigen schwarzen Haaren. Wir sind durch Nogent-le-Rotrou gekommen, das ziemlich kaputt war, Chartres, wo nur einige Strassen beschädigt waren, Dreux, so ziemlich heil – grosse Granatlöcher in der Strasse – und immer wieder Lastwagen mit Deutschen, die fröhlich vorbeifuhren, ich sehe noch einen vor mir, auf dem alle Soldaten in Grau waren und herrliche rote Rosen angesteckt hatten; oft schrien sie uns «Heil!» zu – und immer noch endlos die Flüchtlinge, die Karren mit Heu, die kaputten Autos, die umgestürzten oder verbrannten Autos – das ergab ein ergreifendes Gesamtbild von Frankreich nach der Schlacht, jedenfalls von einer gewissen Ecke Frankreichs. Wir sind um 4 Uhr in Mantes angekommen, und die Deutschen haben uns heruntergehoben. Ich habe mich bestürzt umgesehen und hatte das Glück, einen Rotkreuzwagen zu entde-

cken, der gerade abfahren wollte – ich fragte, ob es Züge nach Paris gäbe, und man schlug mir vor, mich mitzunehmen – ich stieg ein, ich sass hinten zwischen einer hyper-eleganten Krankenschwester, die eine Demoiselle de Hérédia war, was sie nicht vergass, und einer grossen Chefin mit Brille. Vorne sassen eine weitere Krankenschwester und der Fahrer, ein Monsieur de... soundso mit unklaren Funktionen. Während der Fahrt redeten sie dümmlich ernst über die Bedeutung der Berufs- und der Hilfskrankenschwestern, aber sie haben auch mehrere interessante Sachen erzählt. Zunächst einmal die irre Panik der Feldärzte, es scheint, sie sind in ganz Frankreich vor allen anderen geflohen und haben die Krankenschwestern im Stich gelassen – die Flucht der Engländer und der Franzosen: die eine sagte, sie habe seit 3 Wochen ihren Revolver nicht weggelegt, weil die Soldaten ihr Auto belagerten, um sich damit schneller aus dem Staub machen zu können – überall das gleiche Lied zu diesem ausserordentlichen und rasenden Debakel. Sie beschrieben auch die Brände rundum Paris und Étampes, wo zwei steckengebliebene Autoschlangen in Flammen aufgegangen waren; und den Exodus* der Flüchtlinge, die unzureichende Hilfe; und den lächerlichen Luftschutz: es scheint, die Deutschen haben sich schief gelacht beim Anblick unserer Schutzgräben mit ihrer dünnen Erdschicht. Die Schwestern hassten die Engländer leidenschaftlich.

Wir haben in Saint-Germain haltgemacht. Ich war todmüde, ich glaubte, mein Kopf müsste zerspringen – ich habe mich in einem Spiegel gesehen, ich sah beängstigend verdreht aus. Wir haben auf der Terrasse eines Café-Tabac Pippemints getrunken.

* Die Flucht – *Exode* – der französischen Zivilbevölkerung vor den deutschen Truppen im Mai und Juni 1940.

Die Stadt war vollkommen ausgestorben, alle Läden geschlossen – dieses Gefühl von Tod, das mich packte, hat mich bis Paris nicht mehr verlassen. Ich habe die gesprengten Seinebrücken gesehen, Spuren von Bomben; eingestürzte Häuser und überall eine gespenstische Stille. Ich brach fast in Tränen aus, als wir die Avenue de la Grande Armée langfuhren. Wir kamen an der Rue François-I^{er} vorbei, vor dem Roten Kreuz standen Leute Schlange, um etwas über die Gefangenen in Erfahrung zu bringen – ich sah einige Schlangen vor Fleischerläden, aber fast alle Läden waren geschlossen, ich war auf eine solche Leere absolut nicht gefasst gewesen, es war niederschmetternd.

Ich wurde in der Rue Vavin abgesetzt – meine gute Wirtin¹⁵ stiess verzweifelte Schreie aus, weil sie meine ganze Habe weggeworfen hatte – sie gab mir einen Brief von Sartre vom 9. Juni. Ich ging auf mein Zimmer und brach in Tränen aus, während der letzten drei Wochen hatte ich seine Fotos und seine Schrift nicht mehr betrachtet. Dieser alte Brief aus einer anderen Zeit war noch optimistisch – er ist das letzte Echo, danach kam nur noch Schweigen. Ich wurde gewahr, wie stark ich gehofft hatte, bei meiner Rückkehr Sartre lächelnd im *Dôme* anzutreffen, wie er auf mich wartet – das war der reine Wahnsinn – aber es gibt doch all diese aufreibenden Geschichten von Soldaten, die an dem Tag in Zivil zurückkehren, an dem man es am wenigsten erwartet hätte. Aber nichts erwartete mich, die gleiche Einsamkeit wie in La Pouèze, nur noch unwiderruflicher. Ich habe irgendwie mein Gesicht hergerichtet und bin rausgegangen, um auf der Post zu telefonieren. Unterwegs traf ich meinen Vater auf der Terrasse des *Daumesnil*. Ich war vollkommen betäubt, meine Augen brannten. Ich habe ein Sandwich gegessen und ein

¹⁵ Die Wirtin ihres Hotels.

kleines Bier getrunken – einige Deutsche waren auf der Terrasse, aber insgesamt wenige, und man spürte ihre Nähe nicht so stark wie in La Pouèze. Mein Vater gab zu, dass sie sehr höflich waren, er sagte mir, es gäbe in Paris natürlich nur noch deutsche Nachrichten – alle ausländischen Zahlungsmittel seien gesperrt und alles stagniere. Und auch dass die Gefangenen sicher nicht freigelassen würden, dass es riesige Lager geben würde, in denen sie vor Hunger umkämen. Ich fühlte mich wie in einer Mau-sefalle, räumlich und zeitlich zerrüttet, ohne Zukunft, ohne Hoffnung. Ich verliess ihn. Die Post war zu – ich bin bei Bosts¹⁶ vorbeigegangen. Das *Flore* war zu, ein paar Leute sassen auf der Terrasse der *Deux Magots*, Bosts waren fort, aber ich erfuhr, die Pastoren seien in Taverny, und ich beschloss, egal, tapfer hinzufahren. Dann bin ich zu meiner Mutter hochgegangen, sie schluchzte, als sie mich sah. Meine alte Grossmutter wurde geweckt. Sie sind so am Boden zerstört, dass ihr Hass gegen die Boches nichts mehr nützt und sogar nicht mehr existiert: mein Vater versucht sogar, zu verstehen – sie schäumen vor Wut gegen die Engländer. Sie erzählen jedoch auch wahrscheinlich erfundene Geschichten von Schüssen auf Leute, die sich auf der Strasse verspäten, aber es ist überhaupt nicht mehr die Rede von «ihnen Widerstand leisten»; im Gegenteil, sie nennen die Leute, die nicht äusserste Vorsicht wahren, Dummköpfe. Sie erzählen vom endlosen Strom der Flüchtlinge, von den Deutschen, die endlos folgen.

Um 9 Uhr $\frac{1}{4}$ werfen sie mich raus, ich soll mich beeilen – ich glaube nicht, dass ich jemals werde tiefer fallen können als auf dem Rückweg durch die leeren Strassen, unter einem Gewitterhimmel, fiebrig und müde und gewiss, dass ich Sartre und Bost Ewigkeiten lang nicht mehr sehen werde, wenn sie nicht

¹⁶ Pierre Bost, Rue de l'Abbaye.

überhaupt in der Zwischenzeit verhungern werden – ich dachte nicht einmal mehr an sie, aber ich spürte eine vollkommen verzweifelte Einsamkeit, ziellos, hoffnungslos. Eine grosse Katastrophe war geschehen: nicht eine, die die Erde verwüstet und bei der alles wiederaufgebaut werden muss, sondern eine, die die Welt heil lässt, aber die Menschheit vernichtet. Alles war noch da, die Häuser, die Läden, die Bäume des Luxembourg, aber die Menschen waren verschwunden, für immer – niemand, um die geschlossenen Läden wieder aufzumachen, niemand, um in diesen Strassen spazieren zu gehen, um an die ganze Vergangenheit zurückzudenken, um wieder eine Zukunft zu bauen. Ich war da, eine absurde Überlebende.

Ich habe mich hingelegt. Zum Glück fand ich einen Kriminalroman, und es gelang mir einzuschlafen.

Der folgende Tag war besser. Ich habe bis 6 Uhr im *Dôme* auf Sorokine gewartet. Dann war ich bei Zébuth, um rauszukommen, um mit jemandem zu reden. Ich traf sie in ihrem Süßwarenladen, den sie gerade wieder aufgemacht hatte, wie sie zwei Deutschen Schokolade verkaufte – sie war gerade zurückgekommen, sie war morgens abgefahren und hatte eine reibungslose Fahrt gehabt, da sie Benzin hatte. In La Pouèze gab es offenbar am Abend meiner Abreise Besuch von drei Deutschen, von denen einer den Mops umarmen wollte. Wir reden, vor allem über die Gefangenen – in Angers hat sie ein Lager mit 12'000 gesehen, es hiess, sie würden vor Hunger umkommen, sie hätten nur das zu essen, was ihnen die Zivilisten brächten. Aber ich rede mir ein, dass Sartre mit seinen 35 Jahren freigelassen werden wird. Ich nehme einige Bücher mit und esse bei meinen Eltern zu Abend. Als ich um 9 Uhr ½ nach Hause komme, treffe ich Sorokine vor meiner Tür, sie hatte stundenlang auf mich gewartet. Wir reden, ich behalte sie über Nacht da – sie ist so glücklich, so aufgewühlt und so reizend,

dass ich ganz gerührt bin. Aber sofort beschliesst sie, dass sie sich mit mir zusammentun will, und sie kommt mir wie eine Klette vor, und da ich die ganze Nacht vor Nervosität und weil sie unruhig ist, nicht schlafe, hasse ich sie ein wenig.

1. Juli

Ich bin im *Dôme*, müde aus Taverny zurück – vier Nutten reden, eine den Tränen nahe – wie früher haben sie die vorderen Reihen des Cafés in Beschlag genommen, es ist, als käme man in ein Bordell. Die weinende wird getröstet; «er hat nicht geschrieben, aber es schreibt doch keiner, reg dich nicht auf» – überall die gleiche Leier – die Frauen in der Metro, die Frauen auf den Türschwellen: «Haben Sie Nachricht? – nein, er ist bestimmt in Gefangenschaft – wann werden die Listen herauskommen?» usw. Nun bin ich wieder davon überzeugt, dass vor Friedensschluss keiner freigelassen werden wird, das ist allzu gewiss. Aber die Geschichten machen weiter die Runde: «Er war schon vor Paris, als sie ihn geschnappt haben – die Deutschen geben ihnen Zivilkleider» – also ist das Wunder doch noch möglich, und wenn ich aufblicke, warte ich jedesmal darauf, dass mir Sartre oder Bost mitten auf dem Carrefour Vavin lächelnd entgegenkommt. Es ist genauso trügerisch wie ein Lotterielos, genauso aufreibend und unwiderstehlich. Alle Frauen von Paris sind davon wie besessen. Ich habe geglaubt, diese Ungewissheit könne kein Mensch ertragen, man müsse verrückt werden – aber nein, sogar dabei wird man geduldig. In acht Tagen wird man vielleicht Nachricht haben, es wird Listen geben, Briefe – man wird acht Tage warten, Zeit ist nicht teuer, man wartet nicht *für* etwas, man erwartet bloss eine neue Grundlage des Wartens –

alles stockt, es ist aus, gleichgültig. Es ist schwül. Ich bin sehr müde und möchte nur noch schlafen, etwas Besseres kann man sich nicht wünschen.

2. Juli

Jeden Morgen beim Aufwachen fassungslos überrascht, wenn die gleiche Situation wieder da ist: wo ist Sartre? und es vergehen einige Minuten, ehe ich verstehe, wie ich den Vortag habe überstehen können. Ich bin aufgestanden, habe Toilette gemacht und bin ins *Dôme* gegangen – es ist trübe und kühl, alles ist verlassen – gerade sechs Personen um den Zeitungsverkäufer an der Métro. Ich habe mir zwei Zeitungen gekauft – es ist phantastisch, in welchem Masse sie hohl sind – überall eine rührselige Propaganda zugunsten der Deutschen, ein Ton untröstlichen, überlegenen, brüderlichen Mitleids für das arme französische Volk – und Versprechungen: die Züge werden wieder fahren, der Postbetrieb wird wieder aufgenommen. Wenn man nur Post bekäme. Gestern habe ich einen kleinen Brief von Bost¹⁷ aus Avignon bekommen – er schien sehr mitgenommen, aber immerhin ist er nach Avignon evakuiert worden, das ist eine ungeheure Erleichterung; er wird dort, glaube ich, eine Weile zur Rekonvaleszenz bleiben, und dann wird er nach Hause entlassen werden, ich kann hoffen, ihn in 2 Wochen, in einem Monat, wiederzusehen, und er ist nicht misshandelt worden. Im Grunde war ich nicht sehr in Sorge um ihn, ich hatte mir schon gedacht, dass er so schnell wie möglich aus Beaune weggeschafft würde.

¹⁷ Er war am 23. Mai verwundet und in das Krankenhaus von Beaune, dann nach Avignon gebracht worden.

Gestern, *1. Juli*, hatte ich also beschlossen, mich in Taverny nach ihm zu erkundigen – ich hatte die vage Hoffnung, er würde vielleicht schon dort sein: genügend, um loszufahren, nicht genug, um auch nur das geringste Herzklopfen zu verspüren. In der Nacht hatte ich wegen Sorokine kaum geschlafen, und ich bin um 6 Uhr nervös und zerschlagen aufgewacht, ein trüber Tag wie heute. Sie wollte mich absolut begleiten, und das ärgerte mich; sie hat mich hinten auf ihr Fahrrad bugsiert und durch das graue und leere Paris bis zu sich mitgenommen; es lief nicht allzu gut, und ich bin am Ende zu Fuss gegangen; sie fing an, über Schmerzen im Rücken zu klagen, und ich sagte ihr, ich wolle allein dorthin fahren; sie hat protestiert und mit den Füßen aufgestampft, wie sie das so tut, und ich bin wütend geworden und habe klirrend ein Tintenfass zerbrochen, das aus meinen Sachen herausgerutscht war, und habe mir dabei die Hände verschmiert. Sofort wurde sie ganz sanft, sie hat ihr Fahrrad hingestellt und mich nur mit der Métro bis zur Porte de la Chapelle begleitet.

Ich bin um 8 Uhr angekommen; eine Gruppe von Flüchtlingen wartete am Ausgang der Métro auf Lastwagen, ich war unschlüssig, ob ich mich ihnen anschliessen sollte, und am Ende bin ich zu Fuss gegangen. Ich war zufrieden, wieder allein zu sein; auf dieser breiten, endlos geraden Strasse gab es durchaus Verkehr; Flüchtlinge, einige Autos fuhren vorbei, aber ziemlich selten. Sehr bald habe ich an nichts mehr gedacht, ich bin die Seinequais entlang gegangen, nach Saint-Denis habe ich Épinay durchquert. Ich kenne die Pariser Vororte schlecht, und es interessierte mich; umso mehr als es mir ziemlich historisch vorkam, es war die Stelle, von der aus die Deutschen gekommen waren, ein Durchgang für Flüchtlinge, hin und zurück – übrigens habe ich auf der ganzen Strecke immer wieder dies gehört: «Wir kommen von Montauban, wenn wir das gewusst hätten,

wären wir nicht weggegangen» usw. Die Leute erkannten sich wieder, begrüßten sich – ich habe gesehen, wie ein Radfahrer einer Gruppe auf der Strasse zugerufen hat: «Eure Mutter ist schon zu Haus», alle haben sich um ihn gedrängt und sich nach der Mutter erkundigt, und wie es zu Hause gehe. Hinter Épinay bin ich dummerweise Richtung Argenteuil abgebogen; hier wurde die Vorstadt langsam grün; nichts existierte mehr neben dem etwas besorgten Vorhaben, bis nach Taverny zu laufen, das war ein eigensinniger und friedlicher Grund, der es erlaubte, die Sonne zu geniessen, den Duft von Grün und von gelbem Honigklee. In Argenteuil wurde es allmählich sehr heiss, und ich merkte, dass ich mich verlaufen hatte. Ich musste über Sannois nach Ermont. Ich habe in einem Bistro haltgemacht, Butterkekse gegessen, Limonade getrunken und kurz an Bost geschrieben. Eine Frau sprach über ihren in Gefangenschaft geratenen Mann, zwei Frauen flehten einen Mann an, ihnen Kartoffeln zu verkaufen, aber er weigerte sich hartnäckig. Ich las *Le Matin*. Ich habe mich wieder aufgemacht, an den Bahngleisen entlang – es war nicht unangenehm, diese Gärten voller Rosen und Johannisbeeren, dazwischen Wiesen, Kornfelder mit Mohnblumen – merkwürdig war dieses blühende ländliche Leben rings um die toten Häuser – an manchen Türen stand auf einem kleinen Schild: «Maison habitée» oder häufiger: «Bewohnt»*.

Ich habe die Haltestelle von Vaucelles erreicht. Ich war etwas gerührt, ich habe die Stelle genau wiedererkannt.¹⁸ Es war regnerisch, als ich hierhergekommen war, in den Cafés wimmelte es nur so, und es war für mich wie ein schönes Abenteuer. Ich

* Deutsch im Original.

¹⁸ Am 4. Dezember 1938, einem Sonntag, war sie hier mit Bost, der seinen Militärdienst in Amiens ableistete und Urlaub hatte.

bin an Nr. 32 vorbeigegangen: an der Tür stand «Bewohnt» und die Fenster waren offen. Ich habe mich in einem Café gewaschen und etwas hergerichtet, an diesem Tagebuch geschrieben und dabei meine Butterkekse aufgegessen. Und dann bin ich ein bisschen schüchtern hingegangen – ich habe nur eine alte Haushälterin angetroffen, die mir sagte, die Pastoren seien bei ihren Kindern in Paris. So habe ich abends bei Pierre Bost angerufen, aber sie waren nicht dort, sie waren wohl bei irgendeiner Schwester. Ich habe eine Nachricht hinterlassen: ich hatte erfahren, was ich erfahren wollte, Bost war nicht da.

Zurück bin ich auf der sonnigen, asphaltierten Hauptstrasse gegangen. Ich war zufrieden, weil ich auf dem Hinweg 25 km zurückgelegt hatte und nun munter weiterging, obwohl ich nicht gerade geeignete Schuhe anhatte – aber mir war heiss, ich hielt nach Autos Ausschau. Zwei haben abgelehnt, aber das dritte, eine kleine Klapperkiste mit offenem Verdeck, in der nur ein Mann sass, hielt dienstfertig an – er war aus Saint-Leu, war mit dem Motorrad nach Montauban geflüchtet und kam gerade zurück: «Wenn wir das gewusst hätten!» sagte auch er, das hört man überall. Er hat mir geschildert, wie mühselig diese 700 km mit dem Motorrad gewesen waren, für seine Frau, die an Rückgratverkrümmung leidet, und für ihn selbst. «Ihnen kann ich es ja sagen, Sie sind ja erwachsen, aber hier, neben den gewissen Organen, tut es mir weh, Madame, so weh!»-Er sagt mir, dass die Bürgermeister in den nicht besetzten Departements die Ausreise mit dem Argument verbieten, man werde in Vierzon gestoppt und es gäbe an der Grenze jeden Départements Sperren der Gendarmerie, aber die Leute warteten nur die Nacht ab, und schon kamen sie raus – im Übrigen sei in Vierzon überhaupt niemand angehalten worden. Er bringt mich nach Hause und fährt an all diesen Seineufnern entlang, die ich nicht kannte, zur

*île de la Grande Jatte**, die ich erstaunt betrachtete: das war einer dieser legendären Orte, von denen ich glaubte, sie lägen nirgendwo. Leute rudern und baden, seltsame Ferienstimmung. Die Jahreszeit, die Sorglosigkeit der Leute, der Überfluss an Zeit, all das gibt dem Leben den Anschein von zwielichtigen Ferien, etwas Unverbindliches und Ungewöhnliches. Als wir bei einer Brücke halten, fällt von einem deutschen Lastwagen ein Päckchen herunter, eine grosse Packung Schokolade. Der Soldat lächelt uns zu, und wir lächeln zurück. Am Strassenrand plauderten welche lustig mit sehr hübschen Mädchen, und der Mann sagte: «Dabei werden viele kleine Deutsche rauskommen» – diesen Satz habe ich an die zehnmahl gehört, und nie enthielt er einen Tadel. «Ja, die Natur», sagte der Mann, «dazu braucht man nicht die gleiche Sprache zu sprechen.» Ich habe bei niemandem Hass bemerkt, nur panische und idiotische Furcht bei den Dorfbewohnern oder zum Beispiel bei meiner Mutter, und wenn die Furcht sich gelegt hat, stehen die Leute staunend und dankbar da.

Ich steige am Pont de Neuilly aus und bemerke mit Schmerzen, dass ich vollkommen lahm bin – von der Métro gehe ich ins *Dôme* und schreibe etwas an diesem Tagebuch, dann gehe ich ein wenig schlafen. Sorokine kommt gegen 6 Uhr, sie schluchzt, weil ihre Mutter sie rausgeworfen hat: sie zählt auf mich für ihren Unterhalt, aber das ist mir lästig, weil ich kein Geld habe und nicht weiss, ob ich welches bekommen werde. Ich habe ihr gesagt, dass ich ihr, falls ich mein Gehalt bekomme, davon drei Monate lang 500 Francs geben werde, was für ihren Lebensunterhalt reichen würde, aber dass sie dann im Oktober zu ihrer Mutter zurück muss. Sie hört zu weinen auf und erzählt mir eine Menge Geschichten über ihr Leben in Paris

* In der Seine gelegene Insel.

seit meiner Abreise. Sie hat versucht, Paris zu verlassen, sie hat ihre Schülerin dazu überredet, über ihre Mutter einen Lastwagen zu mieten, aber als am Mittwoch alles bereit war, wurde Sorokine von moralischen Skrupeln abgehalten, weil ihre Mutter über ihre Abreise so verzweifelt war – sie hat sich erst am Donnerstag, nach einer neuerlichen Szene, aufgerafft. Die Deutschen waren schon an der Porte de Saint-Cloud, sie hinderten die Leute nicht daran, Paris zu verlassen, sie ist mit dem Fahrrad herausgekommen. Eine Weile lang ist sie neben einer deutschen Division hergegangen, dann ist sie in einen Lastwagenkonvoi geraten, und man befahl ihr, zu verschwinden. Und etwas später wurde sie gepackt, auf einen Lastwagen geladen und nach Paris zurückgebracht; die Deutschen fuhren mit Motorrädern hinter den Flüchtlingen her und zwangen sie kehrtzumachen und schafften sie zur Not auch mit Lastwagen zurück.

Sie erzählt mir auch, wie sie eine Woche lang Zeitungen verkauft hat, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen – sie sagt, man könne am Tag 43 Francs verdienen, aber das sei entsetzlich anstrengend, und sie sei nur auf 25 Francs gekommen – ein Vermittler hatte sich mit ihr angefreundet und ihr die Zeitungen ohne Arbeitserlaubnis gegeben, aber er ist verschwunden, ein anderer ist aufgetaucht, und sie musste damit aufhören. Ihre Lage ist schrecklich, ohne Arbeitserlaubnis, mit einer Mutter, die sie nur loswerden, sich nach Deutschland absetzen und dort Arbeit suchen will. Sie erzählt mir auch, wie sie ein herrliches Fahrrad geklaut hat, das sie mir schenken will. Wir nehmen uns vor, Radfahren zu üben und grosse Spazierfahrten durch die Pariser Vororte zu machen.

Abendessen bei meinen Eltern – wie schon Zébuth erzählen sie mir, dass Dienstag ich weiss nicht was explodiert ist und über Paris zwei Tage lang schwarzer Russ lag, der das Unheimliche des Geschützfeuers noch erhöht hat. Gegenstand der Un-

terhaltung ist natürlich die Lebensmittelknappheit: es gibt nur eine Suppe und Makkaroni zu essen. Seit Tagen habe ich keine richtige Mahlzeit zu mir genommen. Paris ist anscheinend wirklich schlecht versorgt: weder Butter noch Milch, weder Eier noch Kartoffeln, weder oft Fleisch noch Wurst. Mein Vater sagt mir die Speisekarte des grossen Restaurants *Gaillon* auf: Gurkensalat 8 Francs – Käseomelette 12 Francs – Krabbenreis 20 Francs – Nudeln 8 Francs – Himbeeren 18 Francs. Und sonst nichts. Das erinnert ein bisschen an die Mahlzeiten der Brüder Goncourt bei *Braibant* während der Belagerung von Paris.

Ich gehe mit Sorokine, die draussen auf mich gewartet hat, nach Hause. Wir machen aus einem einzigen Bett zwei. Wir sind eine Stunde lang ganz zärtlich zueinander – und ich falle in einen tiefen Schlaf.

Es ist 5 Uhr $\frac{1}{2}$, wieder im *Dôme*, Nutten, Deutsche und ein paar andere Leute. Ich habe bei Toulouse angerufen, Madame Jollivet war am Telefon und hat mir gesagt, Toulouse sei mit Zina¹⁹ zu Fuss und mit Rucksack losgezogen: das sieht ihr ähnlich. Man hat nichts mehr von ihr gehört. Auch Dullin hat anscheinend allerhand erlebt, unter freiem Himmel geschlafen, usw. Ich werde sie morgen besuchen.

Heute früh habe ich im *Dôme* an diesem Tagebuch geschrieben – und dann ist Sorokine gekommen – in gewissem Sinn reisst sie mich von mir selbst los und hindert mich am Denken, das ist eine Wohltat, aber zugleich eine Last, ich habe keine Lust, mich anzustrengen – sie ist höchst liebenswert, aber schon wird sie mir lästig. Ich habe ihr gesagt, ich wolle sie nicht in meinem Zimmer behalten, und das hat sie betrübt, aber es kann ein, zwei Monate so gehen, und ich möchte mein normales

¹⁹ Seit der Kindheit Freundin und Sklavin von Toulouse, ihr willenloses Werkzeug.

Gleichgewicht wiederfinden und dazu zunächst vor allem meine Unabhängigkeit. Wir waren im Hotel de Ville, um uns wegen meines Gehalts zu erkundigen, und von dort wurde ich zur Sorbonne geschickt; während ich auf dem Büro der Académie Papiere ausfüllte, hat sich ein Mann mit dem Orden der Ehrenlegion, der wohl ein Schulrat war, auf mich gestürzt: «Philosophielehrerin? Das ist genau, was wir brauchen!», und er hat im Duruy angerufen, und ich muss morgen hingehen. Er hat mir einen Vorschuss auf mein Gehalt versprochen für den Fall, dass das Gehalt erst am Monatsende ausgezahlt würde und ich kein Geld mehr hätte. Einerseits habe ich mich geärgert, dass ich ihm in die Falle gegangen bin, andererseits aber missfällt mir das nicht, 8 Stunden Arbeit in der Woche, vor allem weil es nicht langweilig sein wird. Und mit einem Schlag bin ich mindestens für diesen Monat fest in Paris, ich fühle mich abgesichert. Und gleich war ich auch beim Friseur und habe Strümpfe und schöne weisse Sandalen gekauft. Mit Sorokine war es ein bisschen trübsinnig, sie war traurig, weil ich sie nicht bei mir behalten will, traurig, mich ebenfalls trübsinnig zu sehen. Wir haben bei *Capoulade* gegessen, es war wahnsinnig teuer, 10 Francs, mickrige Ravioli an der Bar. Sie hat mir noch Sachen über sich erzählt – auch dass sie eine Jüdin kennt, die 7 Kinos besitzt und der verboten wurde, sie wieder zu öffnen: man sagte ihr, sie solle ihr Unternehmen verkaufen, wenn sie könne, aber man werde Juden nicht erlauben, ihr Kapital arbeiten zu lassen. Ich bin ins *Dôme* gegangen, um Zébuth zu treffen, und wir haben 2 Stunden geredet, über «diese Dame», Guille, über die Vergangenheit, und es kam mir etwas kostbar vor, mich in all dies wieder hineinzustürzen. Und dann habe ich in die Zeitung geguckt. Anscheinend wollte Reynaud um jeden Preis Paris verteidigen, Mandel und der General Ruhr wollten den Krieg zur

Not bis in die Kolonien tragen, aber Lebrun stellte seinen Rücktritt in Aussicht, falls man Pétain nicht folge, Mandel und Ruhr wurden verhaftet. Die Zeitungen sind niederträchtig, wie sie die Franzosen ermahnen, moralisch zu sein, Deutschland nachzuahmen usw.

Das Leben um mich herum nimmt wieder Gestalt an – es ist interessant, wie man eine solche Trennung erlebt. Zunächst ist da diese Art Schwebезustand, dieses Einklammern der Welt, der ganzen Gegenwart – man ist in einem Leben mit «Vorlieben», aber vor dem Hintergrund totaler Gleichgültigkeit – kaum ein lebendiges Bild von Sartre, aber ein stereotypes, unbestimmtes Bild und sogar das Wort «Sartre» tauchen unwillkürlich auf, sobald Handeln und Denken stillstehen. Ein bisschen wie die Vorstellung, die man zum Beispiel von seinem eigenen Körper hat, vertraut und trübe und beständig, obwohl meist durch etwas anderes verdeckt. Fast nie der Gedanke an eine mögliche Rückkehr, an ein Zusammenkommen – oft eine genaue Vorstellung vom Unglück, in dem er sich befindet, öfter noch eine Landkarte Frankreichs mit einem vagen Bild von Stacheldraht bei Morsbronn und dahinter Soldaten, ich sehe sie alle in Blau wie ihn, aber ich stelle ihn mir nicht deutlicher als die anderen vor. Im Grunde warte ich am stärksten auf einen Brief, wenn ich überhaupt eine zeitliche Orientierung habe. Wenn ich spüre, dass die Woche auf etwas gerichtet ist, dann eben auf einen Brief, eine Nachricht. Sobald man die Leute sagen hört: wo sind sie? wann werden wir etwas erfahren? diese Herzbeklemmung, dieses Bedürfnis zu weinen. Aber all dies glanzlos, ohne Akzent – wie eine Art Wundstarrkrampf, bei dem die übermäßige Kontraktion lähmt. Manchmal sage ich mir, ich weiche dem Denken aus, ich müsste versuchen nachzudenken, aber es ist wie eine Illusion, nicht dass ich ausweiche, nein, da ist kein greifbarer Gegenstand, es zerfließt wie Sand – die Abwesenheit ist nichts Positi-

ves, ich wusste es bereits – und das Unglück der anderen ist nicht vorstellbar und schon gar nicht wirklich greifbar. Was die Erinnerungen angeht, ich kann mich, soviel ich will, erinnern, man glaubt ja an die Erinnerung, hat das Gefühl einer vergangenen Zugehörigkeit, die zerstoßen ist, das ist nicht mehr meine Vergangenheit, das berührt mich nicht – diese Vergangenheit ist zu vollständig begraben, sie hat nicht den rührenden Charakter von etwas, das wiederaufleben kann – nichts hinter mir, nichts vor mir – nichts am Horizont, nichts in mir. Das Wort Obsession passt überhaupt nicht, der Gedanke an Sartre hat nichts von einer Obsession – er ist keine Form, die sich dauernd wiederholt und von einem fremden Hintergrund abhebt. Es gibt weder Form noch Hintergrund mehr, nur ein neutrales Durcheinander; das Unglück ist überall und nirgends, da ist nur physiologisches Bewusstsein, abhängig vor allem von der Müdigkeit, vom Schlaf: mal ist da Sonnenschein, Wohlbefinden, mal Niedergeschlagenheit, mal bange Verkrampfung. In gewissem Sinn kann ich nicht einmal sagen, ich sei unglücklich. In der Tiefe dieser Ruhe gibt es trotz allem noch Optimismus: Sartre lebt, das ziehe ich keinen Augenblick mehr in Zweifel – eines Tages werde ich von ihm Nachricht bekommen (ich denke irgendwie in 2 Wochen, einem Monat) – eines Tages werde ich ihn wiedersehen (im Grunde rechne ich mit nicht mehr als einigen Monaten). Ich bin mir all dieser Sachen sicher, wenn diese Gewissheit ins Wanken geriete, würde es mir wieder ergehen wie an manchen Tagen in La Pouèze. Aber ich halte hartnäckig an der Zuversicht fest, an der Gewissheit auch, dass das Unglück, die Müdigkeit, die Einschränkungen ihm nichts anhaben können, und wie auch immer die Zukunft sein wird, er wird immer er selbst sein. So habe ich trotz allem Frieden.

Sorokine ist gegen 6 Uhr $\frac{1}{4}$ gekommen – wir sind mit der Mé-

tro zur Gare de Lyon gefahren, um meinen Koffer bei der Waschfrau abzuholen: sie war noch nicht angekommen, sie stecken wohl die ganze Zeit auf der Strasse fest, mich überläuft ein Schauer. Wir gehen zu Fuss zurück und reden. Ich esse bei meinen Eltern zu Abend und gehe zu mir, wo Sorokine auf mich wartet.

5. Juli

Ich sitze auf der Terrasse des *Dôme* – der Kellner hat mich nach draussen geschickt, alleinstehende Damen seien drinnen nicht mehr zugelassen; ist das der Anfang der moralischen Welle, die über Paris schwappt? Das Wetter ist nicht schlecht – ein Geiger kratzt einen Walzer auf seiner Geige. Die Zeitungen melden den Bruch der diplomatischen Beziehungen mit England. Die Post funktioniert wieder; ich habe an Kos. geschrieben, ich werde an Védrine schreiben, «dieser Dame». Ich fühle mich trotzdem hoffnungslos isoliert. Gestern war die Rede davon, dass die Barackenlager von Antony hergerichtet werden sollen: sie werden die Flüchtlinge also lange behalten – die Zeit des Wartens wird endlos sein. Tag für Tag erreicht man aber das Ende des Tages – und die Tage werden schliesslich Wochen, Monate gebildet haben.

Mittwoch, 3. *Juli*, war ich im Lycée Duruy, vorher aber hat mir Sorokine eine Radfahrstunde in den kleinen, stillen Strassen um die Rue Vavin gegeben – ich habe mich sofort im Sattel gehalten und bereits allein aufzusteigen und zu wenden gelernt. Ich war sehr stolz, und es machte mir Spass. Ich habe eine Stunde so verbracht, und dann hat sie mich zum Duruy begleitet – ich habe eine Unterrichtsstunde über Mathematik gehalten, weder interessant noch besonders langweilig. Mittags habe ich Sorokine wiedertroffen, und wir sind nach Montparnasse zu-

rückgegangen, wir haben über Fahrrad- und Wohnprobleme geredet. Wir haben eine halbe Stunde lang ein Restaurant gesucht und sind bei *Rougeot* auf der Place Montparnasse gelandet, wo wir Eier und Kartoffeln gegessen haben – dann haben wir ein bisschen auf der Terrasse des *Dupont* geredet, und um 2 Uhr ½ bin ich zu Dullin ins Théâtre de l’Atelier gefahren. Ich fand Montmartre entsetzlich tot. Die Concierge wollte mich nicht einlassen: «Monsieur Dullin kann niemanden empfangen», und dann kam sie wieder, bass erstaunt, und hat gesagt, ich hätte Glück, er erwarte mich. Ich traf ihn in Hemdsärmeln an, eine Schürze umgebunden, inmitten alter Papiere und zerrissener Fotos, mit höchst verstörter Miene. Er drückte mir überschwenglich die Hände und sagte, wie sehr er sich um Toulouse Sorge. Er ist Dienstag nach Crécy-en-Brie gefahren, um die alte Madame J. abzuholen, und inzwischen nahm Toulouse kofferbeladen mit Zina ein Taxi bis zur Gare d’Ivry, wo sie einen Zug erwischte. Sie wollten sich in Tours treffen, aber Dullin hat nicht hinkommen können, und so weiss er nicht, ob sie dort geblieben oder ob sie weiter nach Toulouse gefahren ist, er weiss nichts. Seine eigene Irrfahrt war höchst schwierig; Crécy war fast vollkommen evakuiert, als er dort ankam; er hat die alte Dame und ihre alte Hausgehilfin eingeladen, und sie sind Richtung Loire gefahren: sofort sind sie in den Strom der Flüchtlinge geraten, wo man kaum 6 Stundenkilometer fahren konnte, und sie haben sich 13 Tage lang im Kreis gedreht, ohne über die Loire zu kommen, sie schliefen im Wagen, wurden häufig beschossen, hatten praktisch nichts zu essen. Die Hausgehilfin ist verrückt geworden; sie faselte einen Tag lang über Essensfragen, und schliesslich verschwand sie in einem Gehölz, wo sie Eier suchen wollte, wie sie sagte, sie ist nicht wieder aufgetaucht. Am Ende wurden sie von den Deutschen eingeholt, die sie gezwungen haben, umzu-

kehren. Er sagt, die Leute seien in eine schreckliche Panik geraten, und auch er erwähnt, wie flüchtende Zivilisten geplündert haben. Er selbst scheint ziemlich Angst gehabt zu haben, er war überzeugt, die Deutschen würden ihm etwas antun, wenn sie erfahren würden, wer er war, und er bemühte sich, wie ein Bauer zu wirken. Er war sehr in Verlegenheit, als ihm aus einem Zug von Gefangenen, an dem er vorbeikam, ab und zu entgegengerufen wurde: Dullin! Ich habe mich verabschiedet – ich bin ins *Dôme* gegangen und habe *Le moulin de la Sourdine* [Die Mühle an der Sourdine] von M. Aymé gelesen, was nur ein bisschen amüsan ist. Sorokine hat mich um 6 Uhr abgeholt, und wir waren wegen einem Zimmer beim *Lion de Beifort*. Wir haben in einem schmutzigen und ganz netten Hotel eins für 160 Francs gefunden. Ich bin noch ein bisschen radgefahren. Dann Abendessen bei meinen Eltern und letzte Nacht mit Sorokine in meinem Hotel.

Gestern, *Donnerstag, 4. Juli*, war ich von 9 bis 11 Uhr in der Schule, dann habe ich mich auf die Terrasse der *Deux Magots* gesetzt und *Nutant en emporte le vent* [dt.: *Vom Winde verweht*] gelesen, es hat mir ein bisschen Spass gemacht. Mittagessen bei der Familie: es gab Kâsesoufflé, Rindfleisch und Kartoffeln, wunderbar. Ich bin wieder zu den *Deux Magots* gegangen, habe gelesen und an Kos. geschrieben – dann bin ich von 5 bis 6 Uhr belustigt, ermattet und erfolgreich radgefahren. Ich habe im *Dôme* Zeitung gelesen, was mich in eine finstere Stimmung versetzt hat. Ich wäre gern allein geblieben, beim Gedanken, mit Sorokine vier Stunden verbringen zu müssen, wurde mir übel – sie war aber sehr nett, wir sind zu Fuss zum Palais Royal gegangen, wo ich die Liste der Gefangenen irgendwie einsehen wollte – unterwegs haben wir uns ein bisschen gestritten, weil ich mich weigerte, mit ihr ein Fahrrad zu klauen, ich habe die Gelegenheit ergriffen, um mich in finstere Schweigen zu hüllen. Der Palais Royal war geschlossen; davor eine wahnsinnige

Schlange, Nachrichten gibt es vor allem aus den Lagern in der Umgebung von Paris – im Übrigen *weiss* ich ja, dass Sartre in Gefangenschaft ist, mich interessiert einzig, wann er entlassen wird. Wir waren auf dem Boulevard und haben im *Café de la Paix* Eis gegessen. Es wimmelte von sehr eleganten deutschen Offizieren, davon abgesehen war es leer und vollkommen trostlos. Wir sind über die Place de la Concorde und durch die Tuileries zurückgegangen, wo wir eine verrückte Alte gesehen haben, die ihre Hose gerade runterliess. Wir haben uns ausgesöhnt, aber es blieb trübsinnig. Wir haben die Sachen zu meiner Grossmutter gebracht und unterwegs gekaufte Wurst gegessen. Ich habe mich hingelegt und im Bett *Le moulin de la Sourdine* zu Ende gelesen und einen Kriminalroman angefangen. Ich habe fast 11 Stunden geschlafen – gegen Morgen habe ich von Sartre geträumt – er war in Uniform, er wollte mich erwürgen, dann hat er sich besänftigt, und ich habe ihm übers Haar gestrichen. Ich habe mir gesagt: «Ein solcher Traum ist im Augenblick zu grausam», und bin mit einem schrecklichen Gefühl von Verzweiflung aufgewacht. Es war fast 11 Uhr, und ich hatte gerade noch Zeit, mich anzuziehen, bevor Sorokine kam. Sie sagte mir, sie sei nicht sehr begeistert über diese Tage, sie findet, sie klebt zu stark an mir und sie fühlt sich ekelhaft. Wir haben eingekauft, Brot, Apfeltaschen usw., und wir haben Wurst und Reis gegessen, den sie gekocht und von dem sie die Hälfte auf die Erde geschmissen hat. («Haben Sie Nachricht von Ihrem Verlobten? – Nein, wie alle – Haben Sie die Liste der Gefangenen eingesehen? – Da stehen 200 Namen, das lohnt sich nicht.» Man hört nichts als das, und es ist wirklich viel weniger hart, wenn man bedenkt, dass es allen so geht – es nimmt einem die Sorge, gibt einem die Gewissheit, dass es sich ändern wird, hilft, geduldig zu sein. Aber wie die Frau sagt, wenn die ersten Briefe ankommen, wird es schrecklich werden.)

Nach dem Essen waren wir in der Bibliothek der Sorbonne, wo ich ein grosses, interessantes Buch über Debussy gelesen habe. Und dann bin ich hierhergekommen – ich habe Kopfweg, ich glaube vor Hunger, nachher werde ich zu Abend essen – Ich habe auf der Terrasse des *Dôme* Lammragout mit einem Glas Wein zu mir genommen – dann bin ich nach Hause gegangen, ohne dass mein Kopfweg weg gewesen wäre. Sorokine ist um 9 Uhr gekommen und ist eine Stunde geblieben. Ich bin fast sofort eingeschlafen, wie ein Klotz.

Samstag, 6. Juli

Alleinstehende Damen sind sehr wohl im *Dôme* zugelassen, nur hatte der Kellner mich für eine Nutte gehalten – aber da hängt ein Anschlag, der auf Deutsch verkündet, dass das Lokal für Deutsche verboten ist, ich frage mich warum, auf jeden Fall ist es ein Vergnügen, diese Uniformen nicht mehr sehen zu müssen.

Ich hatte heute früh einen bleiernen Schlaf; ich bin um 8 Uhr aufgestanden, zerschlagen und todtraurig. Ich bin die Rue Froidevaux entlanggegangen, ich habe mich an Sartres letzten Urlaub erinnert, als wir diese Strasse entlanggegangen sind und ich ihm sagte, er gebe mir allein durch seine Gegenwart den Blick auf die ganze Welt zurück – ich habe bei *Rey* einen Kaffee getrunken, ich war im Lycée Duruy, wo ich zwei Stunden Unterricht gehalten habe. Von dort zu Fuss zu den *Deux Magots*, wo ich meine Geschichte seit dem 10. Juni aufgerollt habe. Ich habe versucht, Aldanovs Buch *Le 9 Thermidor* [Der 9. Thermidor] zu lesen, aber es ist unlesbar. Essen bei mir – eine Karte von Kos. vom 30. Juni, etwas kühl, vielleicht weil es eine offene Karte war – es hat mir einen kleinen Schock versetzt, mit ihr wieder Kontakt zu haben, auch ein dicker Brief von Poupette an

Mama, ziemlich lächerlich, aber ich war trotzdem froh bei dem Gedanken, dass sie von uns Nachricht hat, ich fühle mich etwas weniger wie in einem Gefängnis. Langweiliges Essen – zu Fuss zur Bibliothèque Nationale, wo ich einen Ausweis bekommen und ein bisschen Rabelais gelesen habe, während ich auf Bücher über Hegel wartete. Ich habe 2 Stunden Hegel gemacht mit Wahls Buch über das unglückliche Bewusstsein* und mit der *Phänomenologie des Geistes*, im Augenblick verstehe ich so gut wie nichts. Ich habe beschlossen, dort jeden Tag von 2 bis 5 Uhr Hegel zu studieren. Es gibt nichts, was beruhigender wäre. Zunächst einmal die Umgebung, die mich romantisch an das Jahr meiner Agrégation** erinnerte. Und dann die Realität der Bücher, der Gedanken in den Büchern, der menschlichen Geschichte, von der dies nur ein Moment ist – ich fühlte mich so sicher in der Welt wie lange nicht.

Ich bin zu Fuss und mit der Métro zurückgekommen – in der Rue Vavin habe ich zwei alte Briefe von Kos. gefunden, vom 10. und vom 11., sie war deprimiert, mitten unter angstgeschüttelten Leuten – und ich hatte einen Brief von Bost, von Donnerstag, 13., der mich ziemlich aufgewühlt hat – er glaubte noch an den Sieg, auch ich an jenem Tag, es war der Abend, an dem Reynaud seine Pfaffenrede hielt, die jede Hoffnung erstickte. Trotzdem schrieb er mit Schaudern von einer möglichen Niederlage und von der langen Trennung, die wir ins Auge fassen müssten. Schrecklich! Ihn fühle ich immerhin ziemlich nah, er wird sicher bald nach Hause geschickt. Aber wie weit Sartre fort ist – das einzige angemessene Verhalten scheint mir manchmal, mich aufs Bett zu werfen und dort bis zu seiner Rückkehr zu

* Jean Wahl, *Le malheur de la conscience dans la philosophie de Hegel*, Paris 1929, 1951.

** Staatsprüfung. Zugang zum höheren Lehramt.

weinen oder bis zum Tod. Der Gedanke zu sterben scheint mir seit diesem Jahr überhaupt nicht mehr skandalös; wenn man genau hinsieht, ist vor allem seine Auswirkung auf das Leben entsetzlich, die Trostlosigkeit, die Verlassenheit, in die das Leben wie getaucht zu sein scheint – das verursacht einen solchen Ekel, dass Leben und Sterben ein und dasselbe scheinen, dass man ohnehin immer nur ein Toter auf Abruf ist.

Ich kann nicht einmal sagen, dass ich den Wunsch oder das Bedürfnis habe, Sartre zu sehen. In meinem gegenwärtigen Zustand ist nicht einmal Raum für einen Wunsch. Ich bin auf eine totale Revolution der Welt gefasst – eine so brutale, dass ich fast zu träge bin, sie mir auszumalen – der Gedanke daran ist schwer zu ertragen, weil er mich zu stark blendet und weil man nicht fest genug daran glaubt.

Ich habe die Fortsetzung der Geschichte vom 10. Juni geschrieben, ich habe mit *L'imaginaire*²⁰ angefangen und Dullin angerufen: er ist in Crécy gewesen, das schrecklich ausgeplündert ist, von Franzosen. Man hat ihm mitgeteilt, dass sich Toulouse in der Gegend von Tours aufhält, und er will mit einem Lastwagen hinfahren.

Sorokine ist um 7 Uhr gekommen, etwas trübsinnig. Wir haben eine Stunde lang Mathematik gemacht, und es hat uns beiden Spass gemacht, ich habe festgestellt, dass ich mich noch an vieles erinnere. Dann sind wir nach Hause gegangen; wir haben ein bisschen Pastete gegessen und uns in meinem Zimmer niedergelassen, wo ich ihr Geschichten aus meiner Jugend erzählt habe. Um 10 Uhr haben wir uns hingelegt und 2 schöne Stunden verbracht – sie sagt, sie fürchte sich immer noch vor der Zu-

²⁰ Jean-Paul Sartres im April 1940 erschienenes erstes grosses philosophisches Werk [dt.: *Das Imaginäre. Phänomenologische Psychologie der Einbildungskraft*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1971].

kunft, aber sie sei zufrieden, dass ich wirklich ohne Verdruss jeden Tag mehrere Stunden lang mit ihr zusammen bin. Ich habe schlecht geschlafen, mit vielen Träumen, in denen Sartre vorkam, die nicht direkt Alpträume, aber doch eindeutig unangenehm waren.

Sonntag, 7. Juli

Immer noch diese Verzweiflung beim Aufwachen – ich versuche möglichst lang zu schlafen, ich bin erst um 9 Uhr ½ aufgestanden, ich habe mit Sorokine einen Kaffee auf der Avenue d'Orléans getrunken – und dann habe ich ihr Fahrrad geholt und bin eine Stunde lang spazierengefahren, bis zum Parc Montsouris und zurück, zur *Closerie des Lilas* und zurück. Es lief wirklich gut, abgesehen davon, dass ich einmal in einen Hund und ein anderes Mal in zwei Frauen hineingefahren bin, und ich war ganz zufrieden. Dann bin ich zu Fuss zum *Dôme* gegangen – ich bin einem Konvoi von Panzerwagen begegnet, voll Deutscher in Schwarz und mit grossen Mützen, die im Wind flatterten – ziemlich schön und unheilvoll. Dann habe ich hier auf der Terrasse Hegel gelesen. Ich habe eine Stelle gefunden und abgeschrieben, die wunderbar als Motto zu meinem Roman passt.²¹ Ich habe noch grosse Schwierigkeiten damit, vor allem wenn es um ausgewählte Stücke geht, aber etwas zeichnet sich bereits ab. Der Wunsch hat mich plötzlich gepackt, Philosophie zu machen, meinen Roman fertig zu schreiben, der Wunsch auch, ach! mit Sartre zu reden.

Ich habe im *Dôme* zu Mittag gegessen, an Kos. geschrieben und an diesem Tagebuch.

²¹ Vgl. den Anfang von Heft VI des Tagebuchs, S. 373.

In Paris gibt es wieder Kartoffeln, soviel man will, und Fleisch und oft sogar Butter – und im *Dôme* isst man wieder normal. Keine Spur mehr von Hungersnot. Was mir wirklich fehlt, ist das Kino, aber es werden nur unmögliche Filme gespielt.

Nachmittags habe ich gelesen und bin gegen 5 Uhr mit dem Fahrrad losgefahren: zur Rue de Charenton, um zu sehen, ob die Waschfrau endlich zurück ist – sie ist zurück, war aber gerade nicht da. Ich bin mühsam zurückgefahren, die kleinen Strassen sind schrecklich schlecht gepflastert und die grossen auch. Bei mir habe ich Sorokine vorgefunden, die gerade Pommes frites machte, und auch einen Paken Briefe: einen von Védrine, die sich fragt, ob sie nach Paris zurückkehren soll oder nicht – und sechs von Bost, alle aus Avignon und Carpentras; bis zum 17. oder 18. Juni sind sie durchgekommen – es war schmerzlich, wie der Spielraum seiner Urlaubsgenehmigung sich einengte²²: zuerst Angers und Laigle, dann nur noch Angers, dann Marseille, und schliesslich gab es überhaupt keinen Urlaub mehr. Es hat mich mit Zärtlichkeit erfüllt und mit Traurigkeit; und die Trennung hat mir stärker als je zu schaffen gemacht. Das kam zu meiner Müdigkeit hinzu und hat mich in einen Zustand schrecklicher Nervosität gestürzt. Ich habe mich über Sorokine geärgert, weil sie wegen der Briefe verärgert schien und keinen Ton von sich gab, weil ich wusste, dass sie von mir gute Laune und Lächeln erwartete, und einfach weil ich sie ertragen musste, wo ich doch allein sein wollte. Resultat: eine enorme absurde Szene von 4 Stunden, die für mich auch ein bisschen ein Mittel war, die Zeit totzuschlagen. Zunächst haben wir die Pommes frites gegessen, und es war ganz schön dicke Luft. Dann habe

²² Mit dem deutschen Vormarsch.

ich ihr *Eupalinos** von Valéry erklärt, und sie setzte ihre schmollende und verstockte Miene auf, und ich war verächtlich und ironisch, eine Stunde haben wir mit Wut im Bauch so durchgestanden. Es kam zur Explosion wegen einem Brief von mir, den ich noch einmal lesen wollte; aus Widerspruchsgeist hinderte sie mich, ihn zu lesen, und ich habe ihn in kleine Stücke gerissen; danach vage Aussöhnung, aber kein Stoff mehr für die Unterhaltung. Schliesslich habe ich mich etwas aufgerafft, aber sie wollte nicht reden, sie hielt mir die Hände und rieb ihren Kopf, während ich in meine Wut verbissen war; daher tausend kleine Wutausbrüche; als sie am Ende sagte, es ärgere sie, wie ich in meinem Sessel läge, habe ich sie angeschnauzt. Sie verliess das Zimmer, und ich habe eine halbe Stunde lang meinen Kriminalroman gelesen. Dann war es Viertel vor 11, und sie hätte Weggehen müssen, ich habe sie in der Wohnung gesucht, fand sie zuerst nicht, dann entdeckte ich sie in sich verkrochen und wutschnaubend in einer Küchenecke. Ich sagte ihr, sie solle gehen, sie sagte, sie würde bleiben, und traktierte mich mit Fausthieben. Ich schaffte es, sie vor die Tür zu setzen, indem ich sagte, wenn sie nicht ginge, würde sie mich eine Woche lang nicht sehen – sie ging und sagte, sie würde im Treppenhaus schlafen. Ich bin ins Bett gegangen, ich habe gelesen, und nach einer halben Stunde läutete sie Sturm – sie wollte «reden», aber ich habe unerbittlich abgelehnt, ich habe ihr eine Matratze hingelegt, zuerst in meinem Zimmer, dann im Vorzimmer, und bin eingeschlafen.

* *Eupalinos ou l'architecte*, dt. von Rilke: *Eupalinos oder Der Architekt*.

Montag, 8. Juli

Am nächsten Morgen haben wir uns ganz freundlich begrüsst – sie hat mich bis zu *Rey* begleitet, wo ich gefrühstückt habe – dann 3 Stunden Unterricht im Duruy – sie hat mich abgeholt, wir haben zusammen in der *Milk Bar* gegessen, und ich habe angefangen, ihr den Grund meiner Wut vom Vorabend auseinanderzusetzen, ihre völlige Gleichgültigkeit gegenüber meinem Leben und ihre kindische Herrschsucht. Sie hat mich zur Bibliothèque Nationale begleitet, ganz schön niedergeschlagen, worüber ich mich nicht geärgert habe, aber von gutem Willen durchdrungen, was mich rührte.

Ich habe Hegel gelesen, die *Phänomenologie*, und das Buch von Wahl, ich habe immer noch nicht viel verstanden – dann habe ich mir das Fahrrad geholt und bin zwei Stunden herumgefahren, bei der Rue des Francs-Bourgeois – es lief gut. Es ist schön, in Paris so herumzufahren, es wimmelt allmählich wieder von Leuten. Ich habe eine Stunde in den *Deux Magots* haltgemacht, meinen Kriminalroman zu Ende gelesen und einen Sherry getrunken. Abendessen bei mir. Mit Sorokine zu Fuss zurück und freundliche Unterhaltung in einem Café an der Avenue d'Orléans.

Donnerstag, 11. Juli

Nachricht von Sartre, mit Bleistift geschrieben, in einem offenen Umschlag, der einen Stempel der Post und einen der Militärregierung von Paris trägt – im ersten Augenblick erkenne ich die Schrift nicht – und dann sehe ich hin, ohne den Brief selbst zu verstehen, der persönlich abgegeben zu sein scheint: als ob ich mir fürs Verstehen erst einmal Zeit nehmen würde, bevor ich die Rührung hochkommen lasse. Und dann kommt die Rüh-

rung nicht – ein glückliches Gefühl von Anwesenheit: Anwesenheit des Papiers, der Schrift und eine abstrakte Freude, wie ein Gutschein auf die Freude, die sich nicht wirklich einstellt – er sagt, er werde vielleicht noch vor Monatsende zu Hause sein, aber das bleibt ein Vielleicht – er sagt, ich solle schreiben, aber ich bin nicht sicher, dass der Brief ankommen wird – er sagt, er sei nicht unglücklich: aber das ist ganz natürlich, ich weiss nicht, wie es ihm wirklich geht. Ungeheuerlich, dieser Brief, und zugleich nichts – eine Bestätigung, eine positive Realität, aber man weiss nicht, welche Realität, etwas, das da ist, aber unbestimmt. Ich drehe und wende den Brief hin und her, als ob noch andere Reichtümer hervorkommen müssten – es kommt mir vor, als müsste die Welt um mich herum verwandelt sein, aber nichts hat sich gerührt, so dass ich mir diesen Wandel nur selbst mit einem Trick verdeutlichen kann, indem ich meinen eigenen Tagesablauf ändere, nicht in die Bibliothèque Nationale gehe, einen Spaziergang mache, einen Brief schreibe usw. Verlorene Liebesmühe, die Welt zu verändern auf Grund dieser Angabe «Ich bin kriegsgefangen, ich bin nicht unglücklich». Eigentlich war die negative Befreiung, die das bedeutet, schon seit Langem vollzogen, ich wusste, dass S. lebt, gefangen ist, und ich setzte auf seine gute Gesundheit und Widerstandsfähigkeit. Immerhin, ich atme freier. Ich kann die kommenden Tage fester ins Auge fassen.

Ich kann keinen langen Brief schreiben, ich weiss nicht, ob er ankommen würde, aber ich werde mich wieder leidenschaftlich an dies Tagebuch machen, jetzt, wo es eine sichere Zukunft hat.

Dienstag, 9. Juli – ich war mit dem Fahrrad in der Schule, ziemlich stolz darauf. Zwei Stunden Unterricht, ich bin mit dem Fahrrad zum *Dôme* gefahren, wo ich gelesen und mit Sorokine gegessen habe – mit dem Fahrrad zur Bibliothèque Nationale,

3 Stunden Hegel studiert – dann habe ich eine lange, wunderbare Spazierfahrt gemacht, von der B. N. zur Étoile, zum Pont de Neuilly und an den Quais entlang bis Auteuil; es war schönes Wetter, ich fuhr schön dahin, ich war entzückt, eine richtige Spazierfahrt zu machen. Ich kam in Auteuil müde und zufrieden an. Ich habe eine Limonade getrunken und Sorokine bei ihrer Schülerin getroffen, um ein bisschen Musik zu hören: *Quatuor* von Debussy, Doppelkonzert von Bach, Fagottkonzert von Mozart, Fidelio-Ouvertüre und Strauss. Es machte mir Spass, Musik zu hören, und es kam mir wie eine gelungene Kombination vor: Hegel, Fahrrad, Musik – aber es war von erschreckendem Gerede auf Deutsch unterbrochen (gegen die Ausländer, die Juden, für die Arbeit usw.).

Wir sind zu Fuss über die lange ganz menschenleere Rue de la Convention zurückgegangen – diese Einsamkeit in der Abenddämmerung wäre sehr schön gewesen, wenn wir uns nicht hätten so beeilen müssen. Am Ende bin ich in der Avenue d’Orléans aufs Fahrrad gestiegen, und sie ist hinterher galoppiert, getrieben vom Krach der Lautsprecher. Sie hat bei mir geschlafen: zärtliche Unterhaltung, zärtliche Umarmungen – sie war wirklich reizend, und ich mochte sie gern. Am nächsten Morgen, Mittwoch, 10. Juli, bin ich um 8 Uhr wachgeworden, noch etwas schläfrig, aber ich bin aufgestanden, weil ich eine lange Fahrradtour machen wollte. Ich bin zur Porte de Vanves gefahren, dann nach Clamart: das Wäldchen war voll von Deutschen, die exerzierten, wirklich wie stählerne Roboter. Es war schönes Wetter, aber es ging zu sehr bergauf und bergab, die Wege waren zu schlecht – es war anstrengend und nicht sehr interessant. Ich bin über Chaville, die Porte de Saint-Cloud zurückgefahren, von wo ich in 25 Minuten bei mir war. Mittagessen – mit Sorokine zu Fuss zur Bibliothèque Nationale – Hegel-Lektüre – zu Fuss zurück.

Zwei Stunden im *Dôme*, Lektüre, Abendessen. Ich lese *Dieu est-il-français?* [dt.: *Göttin Frankreich?*] von Sieburg – Sieburg ist anscheinend einer von denen, die im Augenblick Paris beherrschen – das Buch ist nicht sehr interessant, aber es ist amüsant, wie er an Frankreich genau das preist, was *Le Matin* ihm vorwirft – amüsant auch, wie er 1930 schreibt, dass Deutschland sich erst dann als Nation bewusst werden kann, wenn der Antisemitismus in Deutschland verschwunden sein wird. Gegen 8 Uhr ½ kommt Sorokine – trotz Kopfweh schaffe ich es, liebenswert zu ihr zu sein. Wir bleiben dort, dann gehen wir auf ihr kleines Zimmer, wo wir zärtlich reden. Ich gehe nach Hause, und im Bett sehr wollüstig ein Kriminalroman.

Heute früh bin ich ziemlich melancholisch aufgestanden und zur Schule gegangen – gestern Abend war mir auch zum Weinen zumute. Ich habe bei *Rey* gefrühstückt – Leere, Kontingenz – zwei Stunden Unterricht, dann bin ich zum Hotel gegangen, wo ich Sartres Brief erhielt. Ich habe angefangen, ihm zu antworten, Sorokine ist gekommen – wir haben zusammen gegessen, und sie schmolte, weil ich ihr den Brief von Védrine nicht zeigen wollte – als sie schmolte, habe ich mein Buch genommen, und sie stürzte wie eine Furie davon. Ich habe fertig gegessen und meinen Kriminalroman zu Ende gelesen und an diesem Tagebuch geschrieben.

Donnerstag, 25. Juli

Ich habe dies Tagebuch lange unterbrochen – ich will versuchen, die Chronologie der Ereignisse dieses Monats zu rekonstruieren.

Donnerstag, 11., gab es also Sartres Brief – und den Streit mit Sorokine beim Mittagessen. Und dann erinnere ich mich gut an diesen nervösen, fast glücklichen, angespannten Tag: ich habe

auf der Post, Rue du Louvre, nachgefragt, ob ich an Sartre schreiben könnte, man sagte ja, und ich habe nacheinander eine Karte und zwei Briefe abgeschickt, die ich im grünen Café an der Place des Victoires, das ich gern mag, geschrieben habe – dann bin ich durch die Strassen gelaufen. Ich sehe noch die Place de la Concorde vor mir, voll von deutschen Matrosen und Soldaten in Schwarz. Ich glaube, es war an diesem Abend, dass ich bei meinen Eltern gegessen und Musik gehört habe: eine Symphonie von Schumann, erstaunlich alltäglich, die *Sonate pathétique*, *Le coq d'or* [dt.: *Der goldene Hahn*] von Rimski-Korssakow, es ist schön, und *L'oiseau de feu*. Natürlich ist es höchst schwierig, etwas Ruhe zu bekommen: meine Mutter schlägt den Takt mit dem Kopf oder mit der Hand – Papa macht Kommentare oder redet mit Grossmama. Es ist reizend, wie Mama aus Respekt vor meiner Konzentration ganz leise spricht, wenn sie mir was sagen will. Ich komme ziemlich spät, gegen 10 Uhr ½ zu mir zurück, überzeugt, dass Sorokine da ist, und entschlossen, mir die Auseinandersetzung schnell vom Halse zu schaffen; ich läute, und sie macht auf (die Schlüssel waren unter dem Abtreter, sie hatte sie gefunden), sie taucht mit einem ganz schaumigen Kopf auf; wütend, weil sie auf mich warten musste, war ihr nichts Besseres eingefallen, als sich im Badezimmer die Haare ausgiebig zu waschen. Ich sage ihr, sie solle sich eilen, damit sie rechtzeitig fertig ist, ich wolle sie nicht dabehalten. Mit Wut im Bauch eilt sie sich, aber im letzten Augenblick will sie nicht weg, und ich muss sie mit Gewalt vor die Tür setzen. 10 Minuten später läutet sie, und die Mieterin unter uns ist aufgebracht über unseren Lärm und brüllt, ich sei schlecht erzogen. Ich bin nicht wütend, aber ein bisschen giftig, sie soll ruhig zappeln, ich lasse sie eine halbe Stunde lang auf dem Treppensabsatz läuten, während ich meinen Kriminalroman lese – ich mache ihr auf, ihr Gesicht ist verschmiert und verquollen, sie ist

rührend, aber zu schwierig im Umgang. Ich schmeisse ihr Bettzeug ins Vorzimmer und halte ihr eine kühle und würdige Rede, es verschlägt ihr die Sprache, und sie ist platt vor Wut – die ganze Nacht irrt sie in der Wohnung herum. Ich schlafe schlecht. Um 7 Uhr Vè weckt sie mich auf, «um sich auszusöhnen», und das erbittert mich so sehr, das ich sie mit Gewalt vor die Tür setze – und sie macht sich entsetzt davon.

Das war *Freitag, 12.* – ich habe geschlafen, ich habe im *Dôme* wieder an Sartre geschrieben, und dann habe ich in der Bibliothèque Nationale Hegel studiert. Ich weiss nicht mehr recht, was ich in der Zwischenzeit gemacht habe, aber ich habe Sorokine ziemlich spät im *Dôme* getroffen; wir haben sehr trübsinnig zusammen geredet. Ich hatte wieder mit ihr Freundschaft geschlossen, aber sie war niedergeschlagen und irgendwie würdevoll und ich selbst in Verteidigungsstellung. Abendessen und Musik bei meinen Eltern (Jannequin, Gabrielli, Bach, und *Nocturnes* von Debussy) – und dann treffe ich Sorokine, die mich zu Fuss nach Hause begleitet, immer noch in düsterer Stimmung.

Samstag, 13. Juli, Unterricht bis Mittag – dann in der Bibliothèque Nationale; ich habe an Sartre geschrieben, gegen Abend ein Versöhnungsgespräch mit Sorokine geführt, aber ich weiss nicht mehr recht, wo und wie. Wir sind, glaube ich, ein bisschen spazierengegangen.

Am *Sonntag, 14. Juli*, ich erinnere mich, war Paris düster – es regnete – ich habe im *Dôme* einen miesen Vormittag verbracht, aber ich habe brav meine Notizen über Hegel gemacht – es interessierte mich zunehmend. Ich habe Dullin angerufen, so sehr sehnte ich mich danach, mit jemandem zu sprechen, in Bewegung und auf andere Gedanken zu kommen. Zu meinem Erstauen hörte ich die Stimme von Toulouse, wir verabredeten uns

für abends, 6 Uhr. Ich habe bei meiner Familie zu Mittag gegessen, in den *Deux Magots* an Sartre geschrieben. Ich bin zu mir gegangen, habe gedöst, meine Nägel gemacht und Sorokine um 5 Uhr abgeholt. Sie war sanft wie ein Lamm, wirklich reizend, und wir waren zusammen am Montmartre.

Um 6 Uhr war ich bei Toulouse. Sie hatte ein Hauskleid an, war aufgeschwemmt, aber ziemlich wohlauf. Dullin war da, in einem seidenen Hausanzug, strahlend, und Madame J. und Vandéric. Vandéric hat der belgischen Armee angehört, und er erzählt, wie sie völlig unbewaffnet an die Frontlinien geschickt und dort aufgestellt wurden und wie sie, immer noch ohne Waffen, nach 3 Tagen wieder nach Hause gehen konnten. Toulouse erzählt mir von ihrer Reise; Dienstag kam sie auf die Idee, ihr Gepäck nach Tours aufzugeben: wahrscheinlich ist es verlorengegangen, es enthielt eine Menge Manuskripte und Notizen – sie selbst hat sich mit Zina auf den Weg gemacht, jede mit einem Rucksack, in der Hand den Koffer mit Friedrich und Albrecht.²³ Sie sind bis Melun, dann bis Nevers gekommen, mit dem Zug, in zwei Tagen, ohne allzu grosse Mühe. Dann wollten sie über Châteauroux nach Tours gelangen; sie haben es geschafft, per Lastwagen, aber das war schon schwieriger. Tours war fast leer; die Brücken waren vermint, jede Nacht wurde die Stadt bombardiert. Sie haben Zimmer in einem grossen Hotel und ein Restaurant gefunden – aber die Post war geschlossen, es war unmöglich, Dullin zu erreichen, denn der Treffpunkt sollte postlagernd mitgeteilt werden, und sie haben schliesslich die Stadt verlassen. In der Umgebung auf dem Land sind sie auf einen Zug gestossen, einen Zug ohne Lokomotive, der irgendwann aus Juvisy gekommen war und in dem die Leute langsam verlotterten. Sie sind eingestiegen. Die Deutschen wurden noch in der-

²³ Puppen, Fetische von Toulouse.

selben Nacht erwartet, und die Leute zitterten. Nach einigen Stunden hat Toulouse angewidert den Zug verlassen und den Bahnwärter um Schutz gebeten, der sie in den Holzschuppen gesteckt hat. Am nächsten Tag haben sie ein Zimmer bekommen und sind dort geraume Zeit geblieben, haben sich Bauernkleider genäht und sich tödlich gelangweilt. Indessen leerte sich der Zug nach und nach. Eines Abends kam ein Oberst und kündigte für den nächsten Tag ein «kurzes Artilleriegefecht» an und forderte die Leute auf, sich in Sicherheit zu bringen. Da haben sie alle in einer Grotte übernachtet, und als das kurze Gefecht am nächsten Tag vorüber war, sind sie nach Hause gegangen. Toulouse hielt es für nötig, sich als die Schwägerin der Bahnwärtersfrau auszugeben (dieselbe Sorge bei Védrine in Quimper), weil sie merkwürdigerweise glaubte, die Deutschen würden den Flüchtlingen wer weiss was für ein finsternes Los bereiten. Sie hat also dort gelebt – als sie nach Paris zurückkehren wollte, meinte man, das sei unmöglich, weil das Gros der deutschen Armee nach Bordeaux marschiert war, sich nun auf dem Rückweg nach Paris befand und die ganze Strasse blockierte – sie konnte trotzdem einen Brief abschicken und dann auf einem Lastwagen nach Hause fahren. Als Dullin erfuhr, dass ein Brief da war, hat er anscheinend alle Sachen, die er in der Hand hielt, fallen gelassen und so stark gezittert, dass Madame J. glaubte, er würde ohnmächtig – sie erzählt das und fügt voll Groll hinzu, die Tage vorher «waren wir wie pestkranke Lebewesen», sie vermieden, miteinander zu sprechen, und wichen sogar den Blicken aus.

Ich bleibe nur bis 8 Uhr ½ – ich treffe Sorokine; wir haben Hunger, ich würde gern essen, aber auf den Boulevards, der Place du Tertre und in allen Restaurants wimmelt es restlos von Deutschen. Also gehen wir zu Fuss zurück und essen nur Brötchen.

Montag, 15. Juli, war Unterricht, dann habe ich Hegel studiert. Ich dachte ein bisschen, Védrine würde kommen, ich habe mehrmals angerufen; ich hatte etwas Lust, sie zu sehen, und auch Kos., Lust auf Leute, auf Abwechslung – es regnete, unbarmherzig. Ich habe wohl zu Hause zu Abend gegessen – vielleicht habe ich da Debussy [*Pagode, L'île enchantée**, *Arabesques* und die *Sonate pour harpe, hautbois, flûte***] gehört. Ich bin wohl mit Sorokine zu mir gegangen und habe einen zärtlichen Abend mit ihr verbracht.

Dienstag, 16. Juli. – Unterricht, Hegel – ich war um 5 Uhr $\frac{1}{4}$ mit Sorokine im *Dôme* verabredet (ich hatte den ganzen Tag das Fahrrad benutzt, das hatte mir Spass gemacht), und als ich eintraf, hat sie mir gesagt, Védrine suche mich überall, aber sie hat sie auf eine falsche Fährte gebracht und sie zu meiner Grossmutter geschickt. Das hat mich geärgert, weil ich Lust hatte, Védrine zu sehen. Schliesslich habe ich sie im *Dôme* gefunden, und wir haben einen Augenblick zusammen verbracht. Sie hat mir erzählt, dass sie 10 Tage bei einer Bauersfrau war und mit Blattläusen übersäte Erbsen gepflückt hat (um nicht in Quimper zu sein und den Deutschen aus dem Weg zu gehen). Ich bin enttäuscht von unserem Wiedersehen, wie immer, wenn ich von den Leuten wer weiss was für eine Fülle erwartet habe, die mir nur Sartre und Bost geben könnten. Ich war auch am Vorabend bei Toulouse enttäuscht.

Ich gehe zu mir und höre das *Quatuor* von Ravel und ein sehr schönes Konzert mit Werken von Mozart [*Fagottkonzert, Symphonie in g-moll, die Zauberflöte, Klavierkonzert*] – aber ich höre nicht gut zu, aufgewühlt von dem riesigen Paken Briefe, der mir aus La Pouèze nachgeschickt wurde – von Kos., von So-

* *Die Zauberinsel.*

** *Sonate für Harfe, Oboe, Flöte.* Gemeint ist wohl die *Sonate für Flöte, Viola und Harfe.*

rokiner, Poupette, Bost und sogar von Sartre: ein alter Brief, in dem er aber die Niederlage beinahe heiter ins Auge fasst – mit einem Schlag fühle ich mich selbst ganz heiter und dank dieser Nachricht, die von so weit herkommt, zuversichtlich wie seit Ewigkeiten nicht. Ich schreibe ihm im *Dôme* nach dem Besuch bei meinen Eltern.

Mittwoch, 11. Juli, habe ich Briefe geschrieben und im *Dôme* Notizen gemacht, dann war ich in der Bibliothèque Nationale, die jetzt schon um 10 Uhr öffnet. Hegel. Ich nehme die *Logik* in Angriff. Ich treffe Védrine an der Place du Trocadéro, und wir gehen zu Fuss nach Saint-Germain-des-Prés – wir essen im *Casque* zu Abend und trinken einen in den *Deux Magots*. Langes Gespräch, in dem ich ihr eine Menge Gedanken auseinandersetze, die ich von Hegel habe, und die mir helfen, die gegenwärtige Situation ohne Komplikation zu akzeptieren – wie immer ärgere ich mich ein bisschen über sie, über ihre vorgefasste Verzweiflung und ihre Empfänglichkeit für den puren sozialen Schein (dass sie weinen kann, weil die Engländer die Flotte bei Oran beschossen haben usw.). Ich treffe Sorokine um 10 Uhr im *Dôme* und nehme sie mit zu mir; sie ist ein bisschen bekümmert, dass die rothaarige Freundin da ist, und wir reden zunächst etwas bissig miteinander, dann mündet alles in Zärtlichkeit.

Donnerstag, 18. Juli, fahre ich mit dem Fahrrad zur Schule und komme in strömendem Regen zurück. Im Hotel eine Nachricht von Kos., die mir mitteilt, sie sei da. Sie kommt schnell herunter, wir gehen ins *Dôme* –, sie hat einen schönen neuen Regenmantel an, ein rotes Kopftuch, sie sieht sehr hübsch aus, und ich bin glücklich, sie zu sehen – sie erzählt die Ereignisse in ihrer kindlichen und spontanen Art. Aber sobald wir zu den Kommentaren kommen, macht sich ein krasser Gegensatz zwischen uns bemerkbar – sie hat eine grässliche Reise gehabt, 6 Stunden in einem Zug stehend, in dem sogar die Toiletten über-

füllt waren, so dass die Kinder durch die Türen machen mussten und die alten Damen sich einfach auf dem Boden erleichterten. Wir gehen in die *Deux Magots*, dann zum Palais Royal, wo ich für 5 Uhr mit Védrine verabredet bin – ich bleibe nur ¼ Stunde mit ihr zusammen. Ich sehe kurz Sorokine, die am Vormittag gegen 11 Uhr, als sie mich mit Kos. sah, wortlos ihr Fahrrad mitgenommen und sich davongemacht hat, sehr würdevoll in ihrem abscheulichen schwarzen Regencapè. Sie genoss es, Védrine zu verkünden, Kos. sei in Paris, und ihr einige giftige Stiche zu versetzen. Ich treffe Kos. in strömendem Regen. Wir bleiben einen Augenblick in einem Café – wir gehen nach Montparnasse zurück, dann zu mir, wo wir etwas Tee trinken. Wir schlafen im gleichen Bett, aber beide schlafen wir sehr schlecht.

*Freitag, 19. Juli*²⁴

²⁴ Hier bricht dieses Heft ab.

Heft VII

Freitag, 20. September 1940-29. Januar 1941

Freitag, 20. September 40

Das ist der Anfang eines Briefes an Sie – vielleicht bekommen Sie ihn in einem Jahr. Ich schreibe Ihnen, weil ich nicht mehr auf Sie warte – ich weiss jetzt, dass Sie nicht hinter der Balzacstatue¹ auftauchen werden. Ich habe so sehr auf Sie gewartet – Sie hatten Ihre blaue Uniform mit der Soldatenmütze an und eine Soldatentasche umgehängt, und oft erschienen Sie, ich weiss nicht warum, auf einem Fahrrad. Ich guckte so angestrengt, dass ich wirklich zwei- oder dreimal glaubte, Sie würden Gestalt annehmen und leibhaftig den Platz überqueren – an einem Tag bin ich Ihnen sogar zweimal begegnet – auf der Place du Panthéon versetzte es mir einen solchen Schlag, dass ich glaubte, ich müsste mich übergeben.

Jetzt weiss ich, ich werde ohne Sie leben müssen – ich weiss überhaupt noch nicht, wie das gehen soll. Es ist nicht wie letztes Jahr, als wir zusammen gestartet sind und ich Tag für Tag alles über Sie wusste. Sie sind in einem Abgrund – Ihre Liebe zu mir existiert, ich weiss sie lebendig, ich fühle sie – aber es gibt überhaupt nichts mehr, was ich greifen kann. Ich freue mich nicht einmal darauf, ich habe sogar Angst davor, Ihre Schrift wiederzusehen, auf einer Karte aus Deutschland, auf der «mir geht es gut» stehen wird und eine unselige Adresse.

Dieses Mal bin ich unglücklich. Letztes Jahr fragte ich mich,

¹ Carrefour Vavin. Sartre hatte ihr versprochen, er werde dort unvermutet auftauchen.

ob ich es je sein würde – die Welt um mich herum war tragisch geworden, ich lebte in Einklang mit ihr, es war kein Unglück. Ich erinnere mich gut, wie ich mich im September nur als Teil eines grossen, kollektiven Ereignisses fühlte – ich interessierte mich für dieses Ereignis und für mich selbst dabei. Aber seit acht Tagen ist es anders. Ich habe keine Beziehung zur Welt, und übrigens ist sie rings um mich ganz formlos. Das Unglück ist in mir, wie eine innere und individuelle Krankheit. Eine richtige Krankheit – es ist nicht das Begreifen eines Gegenstandes, meines Lebens oder des Ihren. Es ist nur eine Abfolge von schlaflosen Nächten, von Alpträumen, von Tränen und Kopfschmerzen. Manchmal erscheinen Sie mir zum Ausgleich am Horizont, mit einem so deutlichen Lächeln, wie ich es schon lange nicht mehr bei Ihnen gesehen hatte – in solchen Augenblicken lasse ich den Tränen freien Lauf; meistens aber gehe ich morgens, ohne zu denken, vom Alptraum zum Weinen über, abends von der Müdigkeit zum Schluchzen. Und mein Kopf ist so leer, mein Kleiner. Ich sehe undeutlich eine Karte aus Deutschland vor mir mit einer dicken stacheldrahtgesicherten Grenze, und irgendwo steht das Wort Schlesien, und aufgeschnappte Sätze wie «sie verhungern» – und sonst nichts. Heute früh regnet es, ich bin im *Dôme*, es ist 10 Uhr, vor mir stehen ein Kaffee und *Suisses*, wie letztes Jahr. Alles ist wieder da, sogar der Hauch dieser nüchternen, aber zuversichtlichen Vormittage, an denen ich mich an die Arbeit machte, ganz mit Ihnen vereint. Ich möchte gern wieder arbeiten können, aber dazu brauche ich wenigstens ein Zeichen von Ihnen, einen Bezugspunkt, um meinem Leben einen Halt zu geben.

Zuorro ist gestern früh zurückgekommen, er wird nachher hierherkommen. Bost ist mit Kos. zusammen, ich werde ihn heute Nachmittag sehen. Sie schrieben mir, wir hätten Glück, alle heil wieder zusammen zu sein. Und Sie sind nicht da, Sie, der Sie mir alles bedeuten.

Drieu La Rochelle hat Brice Parain mitgeteilt, Nizan sei gefallen – das hat mich erschüttert – es kommt mir absurd vor, und es bestätigt das Gefühl, das im Augenblick so stark in mir ist, dass eine Welt, eine Epoche zu Ende ist.

Ich weiss nicht, welche Briefe Sie letzthin von mir bekommen haben. Ich werde versuchen, diese Wochen zusammenzufassen, damit ich mich eines Tages gut daran erinnern und sie Ihnen erzählen kann.

1. Oktober

Mon doux petit – ich habe dies kleine Heft nicht weitergeschrieben – ich habe nicht den Mut dazu – immer, wenn ich nicht mehr zu Ihnen spreche, breche ich in Tränen aus. Ich bin labil, mit vielen bangen und nervösen Augenblicken. Und selbst wenn ich pjhig bin, wenn einige Tage mal ziemlich erfüllt und friedlich herumgehen, ist dahinter das Nichts, es schnürt mir das Herz zusammen. Als ob mein ganzes Leben eingeklammert wäre; es fliesst dahin und gibt sich nicht als Existierendes, es ist in der Schwebe jenseits von Zeit und Raum. Daher kommt es, dass ich nichts fühle, nichts denke, dass nichts in mir sich bewegt.

Dieser Tage habe ich versucht zu arbeiten, ganz vergeblich. Heute Nachmittag habe ich mich oben ins *Mahieu gesetzt*. Und zunächst war ich verzweifelt; erinnern Sie sich, mon doux petit, an unsere grossen Moraldiskussionen in einer dieser kleinen Kojen? Und dann kam mir der Mut ein bisschen zurück. Ich will arbeiten. Es kommt mir wie eine kleine Huldigung an Sie vor – wie ein Zeugnis meines Glaubens an Sie, an unsere Zukunft, an unser Geschick.

Ich denke, Sie haben nicht vergessen, wie ich Sie liebe – ich denke, Sie wissen, dass ich nur noch ein einziges Warten auf Sie

bin. Das gibt mir Kraft. Weil Sie mich bei sich wissen, sind Sie bei mir – Sie, mein einziges Absolutes.

(Mit Bleistift geschrieben)¹

Ich habe hier einen Unterschlupf gefunden. Zuerst war ich im Krankenrevier wegen «Geistesschwäche» (netter Spass). Es ging mir prächtig. Ein deutscher Arzt, ein Literaturliebhaber, hatte mich dort untergebracht, damit ich schreiben konnte. Ich hatte ein ganz kleines Zimmer, das ich mit zwei Kameraden teilte, ich arbeitete ungeheuerlich, und dann haben mich finstere Intrigen aus dem Krankenrevier *vertrieben*, und ich sah mich schon auf einem Bauernhof oder an irgendeiner Autobahn. Am schmerzlichsten ist, dass mir *alle* meine Schriften weggenommen wurden, allerdings wurde mir versprochen, ich würde sie zurückbekommen. Mit einem Schlag genesen, habe ich mich bei den Künstlern eintragen lassen, an die dreissig Sänger und Musiker, die im Lager Vorstellungen machen, um ihre Kameraden zu zerstreuen. Wie der Hauptmann Fracasse* schreibe ich Sketche für sie und inszeniere. Wir sind sehr angesehen. Sonntag spielen wir ein Kriminalstück von mir, das ist mein Debüt am Theater. Meine Kameraden sind reizend und sehr lebhaft. Wir

* Hauptperson des Romans *Le capitaine Fracasse* von Théophile Gautier.

¹ Simone de Beauvoir hat hier einen geschmuggelten Brief von Sartre, der als Kriegsgefangener im Stalag XII war, handschriftlich abgeschrieben. Sie konnte ihm ab 17. Oktober wieder schreiben, aber nur auf offiziellen deutschen Formularen.

sind 25 im Zimmer, und das Ergebnis dieser Gefangenschaft wird sein, dass ich bei unseren zukünftigen Abenden einen sehr leidlichen Bridgespieler abgeben werde. Mir ist nicht kalt (wir haben Kohle – 100 kg für 10 T.) – ich leide keinen Hunger (eine gute Seele gibt mir Brot). Ich habe warme Sachen und Decken. Wenn Sie mir ein oder zwei Paar Socken schicken könnten, wäre ich sehr froh. Eine Seife wäre auch dringend nötig und eine Rasierseife. Auf's Rauchen kann ich sehr gut verzichten, worauf ich stolz bin, aber es kommt vor, dass ich rauche, und dann sehne ich mich nach französischem Tabak. Ich habe eine Pfeife mit Totenkopf. *Ich langweile mich nie.* Ich gebe Priestern (einem Jesuiten, einem Dominikaner und einem Landpfarrer) Philosophieunterricht über die Freiheit, ein melancholisches und aktuelles Thema. Ich habe wie Sie viele Gründe, traurig zu sein, aber sie gehen weit über meine Person hinaus. Ich möchte vor allem Sie wiedersehen. Wissen Sie, dass ich ganz oben auf einem Berg bin, von wo wir einen herrlichen Blick auf eine grosse Stadt haben (Trier) – und auf die Hügel ringsum. Es ist kaum zu glauben, wie sehr diese Lage und dieser Anblick für die Stimmung wichtig sein können. Bisher habe ich noch keinen Augenblick Trübsinn geblasen. Pieter ist im Krankenrevier und versucht, als unheilbar durchzugehen, was ihm die sofortige Heimkehr garantieren würde. Ich besitze leider eine eiserne Gesundheit, was mir jegliche Hoffnung nimmt, auf diese Weise entlassen zu werden. Es gibt andere.

Schreiben Sie mir, so oft Sie können auf dem offiziellen Weg. Ich habe noch nichts erhalten, weder Päckchen noch Brief, aber sicher wird das unverzüglich kommen. Sagen Sie mir alles...

Nizan war anscheinend kurz in diesem Lager, aber ich habe ihn nicht gesehen. Dagegen habe ich hier Mogader getroffen, dem ich früher einmal eine Gefälligkeit erwiesen habe und der

für mich alles getan hat, als ich hier in einem Zustand völliger Mittellosigkeit ankam. Ihm verdanke ich, dass ich ins Krankenrevier geschickt wurde, 2 Stunden vor dem Abmarsch meiner ganzen Gruppe zu einem Arbeitskommando. Leider ist er Bretonne und wurde von hier abgezogen. Ich weiss nicht, wo er ist...

19. November

Finster – Tage finsterner Depression, weil ich nach einer Menge Hoffnungen nun weiss, dass ich Sie lange nicht wiedersehen werde. Wenn es für immer wäre, würde ich mich wahrhaftig umbringen. Aber falls ich weiterlebe, sollte ich nicht flüchten. Die beste Zeit war Juli-August, als ich versuchte, die Situation zu *denken*. Jetzt flüchte ich zu den Leuten, und überall suche ich Sie, ohne Sie irgendwo zu finden – in der Arbeit (die mir oft verjährt und verfahren vorkommt) – in der Musik, die die Zeit nur ausfüllt. Ich sollte nicht mehr flüchten, versuchen zu denken. Es wäre der Moment für richtige Memoiren oder für Philosophie mit Hegel, der mir so viel gegeben hatte. Aber was für ein Mut würde dazu gehören! Im Moment bekomme ich wieder welchen, eine Reaktion gegen die düstere Melancholie der letzten Tage, und weil es die einzige Möglichkeit ist, mit Ihnen eins zu sein. Erinnerung an Sie wachzurufen ist vergeblich und trostlos. Ich muss versuchen, in der Gegenwart zu leben, in einer Welt, in der Sie sind.

21. November

Vor lauter Unglück und der Tränen und Kopfschmerzen überdrüssig, vages Bedürfnis, mich zusammen zu reißen und die metaphysische Einsamkeit der Jugend wiederzufinden – so stark, dass das Tagebuch des Freundes des Boxers mich zu Tränen rührt. Aber der Wille ist nicht stark genug – ich will nicht aufhören zu warten – ich kann es nicht wollen. Ich werde mich weiter mühsam von Tag zu Tag schleppen, von der Musik zur Arbeit; von der Arbeit zur Unterhaltung – und wenn es vier Jahre dauert. Ich wäre gern richtig krank. Im Augenblick kommen mir unablässig die Bilder schmerzhaft hoch. Dabei hatte ich doch versucht, mich zu schützen, ich stecke bis zum Hals im Schlamassel.

9. Januar 1941

Ein Gedanke, der mich bei Hegel so stark berührt hat: die Forderung der wechselseitigen *Anerkennung* der Bewusstseine – kann als Grundlage für ein soziales Weltbild dienen – einzig absolut ist dies menschliche Bewusstsein, das die *Freiheit* jedes Bewusstseins fordert, damit die Anerkennung gültig und frei ist: Anerkennung in der Liebe, im künstlerischen Ausdruck, im Handeln usw. Zugleich existentieller Gedanke, dass die menschliche Realität nichts anderes *ist* als das, wozu sie *sich macht*, als das, woraufhin sie sich überschreitet. Daher metaphysische Tragik eines bestimmten Faschismus – es geht ihm nicht nur darum, einen Ausdruck zu ersticken, sondern ein gewisses Sein absolut zu verleugnen, das Menschliche zu verwechseln mit seinem animalischen, biologischen Aspekt. Und einem anderen Gedanken Heideggers zufolge, wonach ich und die menschliche

Gattung ein und dasselbe sind, bin wirklich *ich* im Spiel. Das empfinde ich bis zur Angst nach der Lektüre einer lächerlichen und widerlichen Nummer der *N.R.F.* Ich habe mich von der Hegelschen Sicht weit entfernt, die mir im August so hilfreich war. Ich bin mir wieder meiner Individualität und des metaphysischen Seins bewusst, das der historischen Unendlichkeit entgegengesetzt ist, in der Hegel alles optimistisch auflöst. Angst. Ich habe endlich begriffen, wonach ich letztes Jahr Sehnsucht hatte: Einsamkeit, eine so völlige Einsamkeit wie angesichts des Todes. Letztes Jahr war ich noch mit Sartre – jetzt lebe ich in einer Welt, in der Sartre abwesend ist, mundtot. Psychisch gesehen war ich manchmal idiotisch stolz darauf, so stabil zu sein und alles so gut zu überstehen. Aber heute helfen mir diese oberflächlichen Schutzmechanismen nicht mehr. Mir schwindelt. Ich finde, man hat nur einen zureichenden Grund, den Tod anzunehmen, die Hoffnung, sein *Sein* selbst zu bewahren. Es geht nicht um «Gründe zum Leben» – es geht nicht ums Leben. Sondern um mehr. Sich zur Ameise unter Ameisen zu machen oder freies Bewusstsein angesichts von Bewusstseinen. *Metaphysische* Solidarität, eine Neuentdeckung für mich, die ich eine Solipsistin war. Ich kann nicht Bewusstsein, Geist sein unter Ameisen. Ich begreife, wieso unser Antihumanismus kurzichtig war. Den Menschen als gegeben zu bewundern (schönes, intelligentes Tier usw.) ist dumm – aber es gibt keine andere Realität als die menschliche Realität – alle Werte liegen in ihr begründet. Und das «woraufhin die menschliche Realität sich überschreitet» hat uns immer bewegt und unseren Weg bestimmt.

Seit dem 21. Nov. bin ich nur geflohen – weil dieser einsame Wiederbeginn mir wie ein Verrat vorkam. Jetzt hat er sich von selbst eingestellt. Aber es kommt mir vor, als machte ich ihn

ebenso für ihn wie für mich. Und mehr denn je spüre ich (inkonsequenterweise), dass ich mich umbringen würde, falls ich ihn nicht wiedersehen sollte.

21. Januar

Hegel oder Heidegger? Wieso sollte mein individuelles Geschick ein solches Gewicht haben, wo doch das Bewusstsein sich überschreiten kann? Ich gelange zu keinem Schluss. Manchmal scheint mir, dass der universelle Standpunkt Hegel-Marx dem Leben jeden Sinn raubt. Dann wieder, dass vielleicht die Individualität als solche keinen Sinn hat, dass es ein Trug ist, ihr einen geben zu wollen. Sollte der Gedanke persönlichen *Heils* – aber wozu dieser Gedanke? (Kierkegaard, Jacques³, Kafka usw.) – einen Sinn haben? Wo ist das Wahre? Wo ist der Trug? Brauchen wir bloss den *Gedanken*, dass es einen Sinn hat? Aber wie kann das Universelle einen Sinn haben, wenn das Individuum keinen hat? Das könnte das Thema meines nächsten Romans sein, seit einem Jahr beschäftigt es mich dauernd. Wie meine frühere Vorstellung von Glück mir beschränkt vorkommt! Sie hat 10 Jahre meines Lebens beherrscht, aber ich glaube, ich habe mich fast vollkommen davon gelöst. (Glück, das an ein kontemplatives Weltbild geknüpft ist.)

Mein Roman⁴. Schnell damit fertig werden. Beruht auf einer philosophischen Haltung, die schon nicht mehr meine ist. Der nächste wird von der *individuellen Situation* handeln, ihrer moralischen Bedeutung und ihrer Beziehung zum Sozialen. Bedeut-

³ Ihr Cousin, der ihr in der Kindheit und Jugend nahestand. Vgl. *Memoiren*, S. 140 ff.

⁴ *Sie kam und blieb*.

samkeit der metaphysischen Dimension.⁵ Wie die Leute, denen sie fehlt, mir *beschränkt* vorkommen. Es gibt kein lebendiges Verhalten, das nicht einen metaphysischen *Sinn* hätte, der häufig nicht beachtet wird, aber der für mich so gegenwärtig ist, dass sich im Gegenteil meine psychologischen Reaktionen danach richten. Trotz allem, Gefühl von Überlegenheit gegenüber denjenigen, die diesen Sinn nicht selbst herauschälen können.

Scheler gelesen (*L'homme du ressentiment*)*, Abschnitte über das Genie und den Durchschnittsmenschen, die genau das wiedergeben, was ich fühle. Für das «Genie» ist das Erfassen der Werte nicht in erster Linie vergleichend.

29. Januar

Zu *Banjo* von Mac Kay. Mouloudji wirft ihm vor, das Dasein der Arbeiter zu verklären und den Standpunkt eines Menschen einzunehmen, der es hinter sich gelassen hat (da er schreibt). Ich denke an den Boxer, der behauptet, jedes Individuum könne es hinter sich lassen. Sophismus. In einem gewissen Sinn ist bestimmt nur der individuelle Standpunkt wahr: aber bloss was meine eigene Individualität betrifft und nur soweit ich sie *empfinde*, nicht soweit ich sie denke. Ich kann nicht die Masse denken und sie als *Subjekt* denken wollen – das ist Lévy's Irrtum,

* Dt.: Max Scheler, *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen* (1915). Die Übersetzung war 1933 erschienen.

⁵ Ein Thema, das sie 1948 wieder aufgenommen und ausgearbeitet hat in «Littérature et métaphysique», Kapitel 3 von *l'existentialisme et la sagesse des nations* [dt.: *Der Existentialismus und die Volksweisheit* in: Simone de Beauvoir, *Auge um Auge. Artikel zu Politik, Moral und Literatur 1945-1955*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1987].

wenn er sagt, ein Toter oder eine Million Tote, das sei dasselbe. Allein *mein* Tod ist einzig, und ich kann den Tod *eines* Anderen nicht wirklich als *meinen* Tod erleben. Falscher kantianischer Universalismus des Subjekts. Soziales Denken muss wissentlich die Menschen als Objekte nehmen. (Das Bewusstsein ist in diesem Objekt, aber gleichsam passivisiert.) Ich kann mich vielleicht retten, das gibt mir kein Recht zu behaupten, dass andere sich retten können müssten. Denn dies Heil ist (ja oder nein) durch meine Freiheit herbeigeführt – also unvorhersehbar, und niemandem sonst als ein Sollen⁶ aufzuerlegen.

Ich möchte, dass mein nächster Roman diese Beziehung zum Anderen in ihrer existentiellen Komplexität illustriert. Ein schönes Thema. Das Bewusstsein des Anderen *vernichten*, das ist etwas kindisch. Das Problem läuft auf das Soziale hinaus usw., aber muss von einem besonderen Fall ausgehen. Ich muss eine Beziehung Subjekt-Objekt finden, zweifellos einfach eine nicht erwiderte Liebe.

⁶ «Sollen» im Text Deutsch.

Über meinen Roman

Vielleicht war es ein Fehler, zwei Themen zu verknüpfen: – a) die Rationalisierung der Welt durch das Glück – b) das Irrationale des Bewusstseins des Anderen. Das zweite ist gut dargestellt, das erste aber nicht.⁷

Anderer Aspekt des Bewusstseins des Anderen: in einem gewissen Sinn ist es der Feind. Aber nichts hat einen Wert, es sei denn durch das Bewusstsein des Anderen (Hegel). Das einzige Absolute ist das Bewusstsein des Anderen, ob verkörpert (wie für mich in Sartre) oder unterschiedslos gezeugnet. Wenn der Sinn des Wertes dieser Bewusstseine schwindet, existiert auch der Wert meines Bewusstseins nicht mehr. Tiefer Gedanke Hegels zur *wechselseitigen Anerkennung der Bewusstseine*. Das könnte Thema eines weiteren Romans sein, der enger mit dem Sozialen verknüpft wäre.⁸

Die Geschichtlichkeit, die mit diesem Problem zusammenhängt: transzendentes und doch zeitliches Bewusstsein – Übergang von der Jugend zum reifen Alter usw.

Vielleicht folgender einfacher Aufbau: zwei Helden, Mann und Frau, mit dem jeweiligen Standpunkt (den beide sich jeweils

⁷ Überlegungen zu *Sie kam und blieb*.

⁸ Der Roman *Le sang des autres*, an dem Simone de Beauvoir von 1941 bis 1943 arbeiten und der 1945 erscheinen wird [dt.: *Das Blut der anderen*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1963].

vollkommen zu eigen machen). Beim Mann Thema der *Schuld*, bei der Frau Illusion der Anerkennung der Bewusstseins durch die Liebe-deshalb Leiden und Einsamkeit (ähnlich wie Sorokine mit Guille). Das Bemühen um *moralische Integrität* (im Sinn von totalem Aufsichnehmen und Rekonstruieren der Welt), das in das Scheitern der Faktizität mündet, ist ein Romanstoff. Das wäre das Hauptthema – der wunde Punkt des anderen Themas ist, dass er eines aus dem ersten Roman wiederaufnimmt: die Enthüllung der Einsamkeit. Beziehung des *Sozialen zum Metaphysischen* (nach der Beziehung des Psychologischen zum Metaphysischen wäre das ein ausgezeichnetes Thema). Es müsste in einen *sozialen Akt* münden (weniger schwer zu erfinden).

Versuchung, im Universellen aufzugehen (zum Beispiel bei der Rückkehr nach Paris, im Juni, als Deutschland siegt) – dann Zurückeroberung der individuellen Existenz. Suche nach der *Versöhnung*.

Über den Roman

Beziehung der Leute untereinander – wie jeder für den Anderen nur eine Exteriorität, nur Faktizität sein kann – also schuldig und von seinem «Für-Andere-sein» überfordert ist – und den Anderen immer nur in seiner Exteriorität erreichen kann. Das verbietet es, im Handeln einen *moralischen* Standpunkt in Bezug auf den Anderen (vom Standpunkt des Anderen) einzunehmen, sondern nur den Standpunkt der Faktizität. Daher auch der Charakter von *Kampf*, den die Beziehungen der Leute annehmen, denn jeder sucht sein Sein zu verwirklichen, sogar in der grossmütigsten Liebe (wie Sorokine), jeder kämpft um sein Sein und muss darum kämpfen.

Aus dieser Perspektive eine Liebe beschreiben.

Mehrere Etappen – Eine Jugend – 2) der individualistische Gedanke: wenn *ich mich* nicht bevorzuge, wer wird mich bevorzugen? – 1) die Beziehung zu Gott, ein Bewusstsein, durch das mein Sein anerkannt wird – und der Zusammenbruch, wenn der Glaube an Gott aufhört. Plötzliche Nacktheit der Welt, und der Mensch ist nur noch Ameise. Dann Zuflucht zu sich selbst.

3) Traurige Abstumpfung – Unvermögen, sich selbst allein zu begründen.

4) Eine Liebe – unglücklich. 5) Bewusstsein, dass diese Liebe ein Mittel war, sich zu retten. Erweiterter Individualismus und Übergang zum Sozialen.

Zugleich Geschichte dieser Liebe vom Standpunkt des Mannes, der sich lieben lässt, ohne zu lieben, aber moralisch sein will und sich grämt, weil er es nicht kann, und das Problem der Beziehung zum Anderen in der Faktizität aufwirft. (Die Heldin ist die Beziehung zum Anderen in der Freiheit.) Wie kann ich *für einen Anderen wählen*? (Zum Beispiel jemanden nicht sehen oder doch sehen. Man kann sich Sor. vorstellen, wie sie Guille nachläuft, der sich fragt, mit welchem Recht man wählt – und vorgibt, sie frei zu lassen, das bedeutet auch, eine Situation zu schaffen.)

(Es wäre besser, etwas Spannung in die Situation zu bringen.)

Mögliche Szene: Der Exode (aus der Sicht der Frau) mit der Versuchung, sich aufzugeben; sie könnte in diesem Augenblick ihre Liebe verloren haben, am Boden zerstört sein. Und dann die Wiederherstellung, die Erhaltung ihres individuellen Wertes – ein Geschick, das mit dem der Welt verknüpft ist. Wirft sich in die antifaschistische Aktion.

(Aber wie undankbar das ist, die Darstellung des Sozialen, und wie vermeiden, dass es erbaulich und moralisierend wirkt?)

Man müsste in der Lage sein, den sozialen Stoff (Streik, Aufruhr, Aktion eines Anführers) zu gestalten – um die Beziehung zum Anderen hervorzuheben: Freiheit, Faktizität. Vielleicht einen Mann wählen, der viel älter als die Frau und in eine Aktion geworfen ist. Eine Zeitung, eine Partei. Ein Mann mit grossem Einfluss (ein Garric der *Équipes Sociales*, links und mächtig)⁹. Der Fehler des Mannes besteht darin,

⁹ Dieses Thema wird in *Les mandarins* [dt.: *Die Mandarins von Paris*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1965] wiederaufgenommen. Zu

dass er die Frau nicht liebt und ihr ein falsches Glück aufbaut. Seine Angst vor der Aktion. Die Frau interessiert sich aus Individualismus nicht dafür. Dann, 10 Jahre später, stirbt der Mann oder wird gefangengenommen – sie führt sein Werk im Untergrund fort. Oder sie finden sich in dieser gemeinsamen Arbeit wieder, jenseits der Liebe. (Etwas Blödes und Moralisierendes in diesem Thema.)

Ein schöner Gewissenskonflikt: soll er oder soll er nicht zum Krieg drängen? (Es brauchte nur ein Mann sein, auf den man hört: Malraux, Gide, Alain.)

Bl.¹⁰ lehnt es ab, den Demiurgen zu spielen, einen intermonadischen Standpunkt gegenüber den Menschen einzunehmen: weil ein solcher falsch ist, es gibt nur *getrennte* Leben – weil er immer nur das Äussere, die Faktizität erreichen wird – weil der Bezug zur Faktizität ebenso *absurd* ist wie die Faktizität selbst und er selbst mechanische und absurde Macht wird.

Garric vgl. *Memoiren*, S. 167 ff.; die junge Simone bewunderte diesen Literaturlehrer des Institut Sainte-Marie in Neuilly sehr, der ein überzeugter Katholik mit grossmütigen sozialen Vorstellungen war.

¹⁰ Biomart: Held aus *Das Blut der anderen*.

Dieses [Heft VII](#) enthält ausserdem (hier nicht wiedergegeben):

- philosophische Exposés (für den Unterricht);
- Notizen zu philosophischer Lektüre;
- Lektürelisten (insbesondere zu Philosophie und Musik und englische Romane);
- Bücherlisten für verschiedene Freunde (Védrine, Mouloudji);
- Notizen zu den Quartetten von Beethoven;
- Aufzeichnungen über Schachpartien;
- Rechnungen;
- Stundenpläne (hypokhâgne und khâgne)*;
- Notizen zur Geschichte der Gewerkschaften zwischen 1922 und 1936.

* Die beiden Vorbereitungsjahre für die École Normale Supérieure.

Register

- Aberi (?), Philippe 21, 25
Adamov, Arthur 35, 104, 208,
217, 296, 348
Alain, Émile Auguste Chartier,
gen. Alain 71 f., 202, 361, 461
Alan und Porto 368
Alberti, Rafael 287
Aldanov, Mark 426
Aliza 130
Almendo 202
Ameche, Don 359
Ancel 191
Aragon, Louis 226
Armandy 269
Artaud, Antonin 254
Astaire, Fred 322
Audiberti, Jacques 226
Audry, Colette 62 ff., 99 f., 119,
201 f., 221, 225, 385, 392
Aymé, Marcel 191, 269, 286f.,
424 f
- Baba → Gérassi, Stépha
Bach, Johann Sebastian 34, 214,
218, 282, 316, 318, 324, 434,
437
Bachelard, Gaston 228
Ballon, Renée 187 f
Balzac, Honoré de 445
Barbezat, Olga (Kéchélewicz)
231,307
Barbusse, Henri 276
Barrés, Maurice 143
Barrey, Fernande 28
Bataille, Sylvia 40
Baty, Gaston 55
- Baudelaire, Charles 187, 219 f
Baxter, Warner 200
Beauvoir, Françoise de, geb.
Brasseur, Mutter 35, 42, 106, 132,
222, 238, 252, 264, 299, 308,
328, 341, 344, 367, 390, 409f.,
416f., 422, 424, 427, 436 ff.,
441
Beauvoir, Georges Bertrand de,
Vater 35, 222, 238, 252, 299,
308, 328, 344, 367, 390, 391,
408 ff., 417 f., 422, 436 ff., 441
Beauvoir, Henriette-Hélène, gen.
Poupette, Schwester, später Ma-
dame de Roulet 19, 25, 46, 72,
96, 98, 106, 111, 121 ff., 134 ff.,
160, 169, 177, 197, 211, 217,
219, 222, 224, 238, 251, 262,
269, 298, 300 f., 304, 310, 325,
332, 348, 351, 357, 366ff., 427,
441
Beauvoir, Simone de: Werke
Das Blut der anderen 457, 461
Der Existentialismus und die
Volkswisheit (in: Auge um
Auge) 455
In den besten Jahren 7, 11, 12,
23 f., 28, 45, 48, 167, 186f., 228,
235, 374, 377 Lettres à Sartre 7
Die Mandarins von Paris 461
Memoiren einer Tochter aus gu-
tem Hause 15, 283, 454, 461 Sie
kam und blieb 18, 33, 97 ff., 104
ff., 121, 131, 138, 163, 170, 172,
185, 199ff., 203, 208, 212 ff.,

- 219, 224 f., 227, 231 f., 234,
246, 250, 252 ff., 256, 258f.,
261, 263, 273ff., 278, 280, 287,
291, 294, 296 ff., 311, 316,
318ff., 325, 327, 331, 339ff.,
350, 352, 358, 370, 373, 429,
454, 457
- Beethoven, Ludwig van 45, 47,
140, 239, 254, 268, 282, 284,
316, 318, 328, 434, 436, 463
- Bel Eute → Guille, Madame Ben-
da, Julien 226
- Bénichou 63
- Bennal 370
- Berger, Marcel 348
- Berlioz, Hector 233, 294
- Berman, Nicole 301
- Bertin, Pierre 322
- Besse, Jacques 321
- Bidou 191
- Bienenfeld, Bianca → Védrine,
Louise
- Billiger, M. 64
- Blin, Roger 307, 321
- Bogart, Humphrey 261, 317
- Bonnafé, Alphonse, zusammen mit
seiner Frau Lili, gen. die Boxer
42, 79f., 105, 111, 452
- Bonnafé, Lili, zusammen mit ihrem
Mann Alphonse, gen. die Boxer
42, 79f., 105, 246
- Borca 287
- Borodin, Alexander Porfirjewitsch
282
- Bost, Jacques-Laurent 15 und
passim
- Bost, Pierre 22, 29, 333, 360, 363,
366, 409, 414
- Boubou Gérassi, Fernand
- Bourdin, Roger 300
- Bovy, Berthe 298
- Boxer, die → Bonnafé, Alphonse
und Lili
- Brahms, Johannes 284
- Braque, Georges 246
- Breton, André 25, 35
- Breton, Madame 35
- Breughel, Pieter 380
- Brien 217
- Brontë, Charlotte 50, 53, 59
- Buck, Pearl S. 105
- Cabanel, Paul 300
- Cagney, James 102
- Capri, Agnès 13, 29, 42, 129,
174 f
- Carteret 305
- Cassou, Jean 192, 338
- Cast, Gordon 191
- Castor → Simone de Beauvoir
- Cazotte, Jacques 356
- Céline, Louis Destouches, gen.
Louis-Ferdinand Céline 57
- Cervantes Saavedra, Miguel de
192
- «cette dame» → Morel, Louise
- Chamberlain, Austen 191
- Chamson, André 226
- Charteris, Leslie Charles Bowyer
Lin, gen. Leslie Charteris 85
- Chazotte, Madame 119
- Chevalier, Maurice 200
- Chirico, Giorgio de 112
- Chonez, Claudine 61, 217, 347f.,
370
- Chopin, Frédéric 284, 318, 329
- Christie, Agatha 99, 101

- Churchill, Sir Winston Leonard
 Spencer 191
 Claire 112
 Clarisse 196
 Claudel, Paul 55, 69, 71, 323
 Codreanu, Corneliu Zelee 336
 Colbert, Claudette 359
 Collinet, Michel 385
 Cooper, Gary 117
 Copeau, Jacques 246
 Copeau, Mayenne → Dasté, Marie-
 Hélène
 Copeau, Pascal 202
 Cordonnier, Cousins 308, 367
 Corneille, Pierre 187
 Coty 187
 Couperin, François 60, 140
 Coward, Noël 237
 Curwood, James Oliver 87
- Dabit, Eugène 258, 275
 Daladier, Édouard 110
 Dasté, Marie-Hélène (Mayenne),
 geb. Copeau 246, 307
 Davis, Bette 261, 317
 Debucourt, Jean 298
 Debussy, Claude 238 f., 279, 282,
 294, 329, 426, 434, 437, 440
 Defoe, Daniel 91, 101
 Delavue 133, 203 f., 249
 Delprat, B. 300
 Deniaud, Yves 129, 175
 Denonain 24
 Desborde 191
 Descartes, René 201, 216, 252,
 261, 299, 352, 367
 Desnos, Robert 112 f
 Desnos, Youki, Exfrau von Fou-
 jita 112 ff., 240 f., 256, 337
- Dickens, Charles 143, 148, 153,
 230
 «diese Dame» → Morel, Louise
 «dieser Herr» → Morel, Albert
 Dominguez 310
 Dos Passos, John 47, 99
 Dostojewski, Fjodor Michailo-
 witsch 96, 160, 164, 191, 207, 211,
 240
 Doyle, Sir Arthur Conan 60, 200
 Drieu La Rochelle, Pierre 76,
 286ff., 294, 343, 447
 Duclos, Jacques 93
 Duhamel, Georges 323
 Dukas, Paul 254, 374
 Dullin, Charles 16, 47, 54ff., 57 ff.,
 133, 176, 178, 186, 195, 229ff.,
 258, 298, 307, 324, 418, 423 f.,
 428, 437 ff
 Dumas, Alexandre d. Ä. 120
 Dunne, Irene 310
 Duparc, Henri Fouques-D. 218
- Ehrenburg, Ilja 16, 36, 38, 93
 Einstein, Albert 326
 Eisenstein, Sergej Michailo-
 witsch 327
 Epikur 268
 Euklid 326
- Fabre-Luce, Alfred 277
 Falla, Manuel de 279, 282
 Fanny 171
 Faulkner, William 350
 Fauré, Gabriel 45, 238f., 294
 Feldman, Madame 385
 Fernandez 48
 Flaherty, Robert 133
 Florès 45, 304 f., 310, 322, 337,
 344

Foujita, Tsugouharu 112
 Français, Jean 191
 France 236
 Franck, César 242, 268
 Franco, Francisco 287
 French, Madame 50
 Freund, Gisèle 302

Gable, Clark 112
 Gabrielli, Domenico 437
 Gallois, E. 218
 Gamelin, Maurice Gustave, General 35
 Gandillac, Maurice de 283
 Garric 461
 Gautier, Théophile 449
 Gégé — Pardo, Germaine Géraldy, Paul 188
 Gérassi, Alfred 63 f., 171
 Gérassi, Fernand, gen. der Boubou 15 ff., 19, 23, 28, 33 ff., 38 f., 41 f., 44f., 47, 63 f., 93, 95, 97, 103 f., 106, 122 f., 132 f., 136, 169, 171, 175, 198, 201, 207, 215, 231, 250, 255, 263, 269, 287 f., 299, 301, 303, 305, 316, 321 f., 337, 369 f
 Gérassi, Stépha, gen. Baba 15, 22, 32, 47, 63 ff., 93 ff., 97, 101 ff., 106, 111, 122, 132, 136, 171, 198, 207, 250, 253, 255, 287 f., 291, 299, 301, 319, 321 f., 324, 327, 331, 370
 Ghéon, Henri Léon Vangeon, gen. Henri Ghéon 59
 Giacometti, Alberto 401
 Gibert, Colette 186, 189, 236 f., 367
 Gide, André 18, 22 f., 27, 30, 33 ff., 37, 59, 87, 97, 165, 226, 239, 262, 302, 461

Gilles 310
 Giono, Jean 110, 202, 238
 Girard, Marie, gen. die Mondfrau 45, 108, 111 ff., 117, 127, 169, 183, 222 f., 234, 239 ff., 256, 291 f., 295 ff., 310
 Girard, Monsieur, gen. der Mondmann 109, 115, 241, 256
 Giraudoux, Jean 54, 110
 Gluck, Christoph Willibald Ritter von 208, 210
 Gogol, Nikolai Michailowitsch 62, 65, 95 f., 101
 Gombrowski 250
 Goncourt, Edmond und Jules de 418
 Goethe, Johann Wolfgang von 254
 Goetschel 170, 263
 Gounod, Charles 283
 Granados y Campina, Enrique 279
 Green, Julien 96f., 101
 Grey, Madeleine 322
 Guastalla 176
 Guérin, Paul 191
 Guille, Madame (Bel Eute) 23, 124
 Guille, Pierre 23 f., 71, 82, 124, 145, 246, 255, 278, 325, 419, 458, 460

Hamilton, Antoine Comte d' 77 f
 Harrison, Charles 83
 Haydn, Joseph 140
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 373, 427, 429, 432, 434, 437, 440 f., 451 ff., 457

- Heidegger, Martin 65, 191, 213, 333, 452, 454
 Heine, Heinrich 191, 279f., 285
 Hérédia, Demoiselle de 407
 Hirschkowicz 96
 Hitler, Adolf 11, 17, 85 f., 110, 117, 119, 130, 212, 227, 337 f
 Hoop, Betty 309
 Howard, Leslie 261
 Hugo, Victor 46, 218, 276
 Husserl, Edmund 77, 202

 Urine 131
 Isorni 80
 Isorni, Familie 387 f
 Isorni, Héléne 387
 Isorni, J. 386
 Isorni, Lili 386f

 Jacqueline, Schwester von Colette
 Audry 63, 99 f
 Jacques, Cousin 454
 Jacques, Lucien 191, 238, 244, 251
 Jahan 158
 James, Henry 47, 49f
 Jannequin, Clément 437
 Jolibois 170
 Jollivet, Madame 55, 229f., 418, 423, 438f
 Jollivet, Simone, gen. Toulouse
 16, 45, 47, 54 ff., 81, 87, 105, 111, 138, 203, 207, 214, 219, 228 ff., 263, 307, 343, 418, 423, 428, 438 ff
 Jouhandeau, Marcel 71
 Jouvét, Louis 54f., 132, 187ff., 236
 Joyce, James 302, 398

 Julien 310

 Kanapa, Jean 64, 122, 173, 178, 200, 225, 237 f., 241, 247, 250, 263, 265ff., 274, 276, 279ff., 283, 291, 321, 327
 Kafka, Franz 14, 224, 268, 317, 320, 323, 334, 454
 Kant, Immanuel 85, 247, 261, 351, 456
 Kautsky, Karl 84 f
 Keaton, Buster 113
 Kéchéléwicz → Barbezat, Olga Kierkegaard, Søren Åabye 454 Kiki 112
 Kisling, Moïse 28
 Koestler, Arthur 123, 126, 191
 Kosakiewicz, Olga (Kos.) 15 f., 31, 33 f., 39 ff., 54, 59, 65, 74, 78, 80, 86f., 91, 94, 96, 102, 114, 116f., 119ff., 130 ff., 137 ff., 153, 157, 164 f., 168 ff., 174, 176 ff., 183 f., 189 f., 195 ff., 203 ff., 210 ff., 218 ff., 222 ff., 227 ff., 235, 238, 241 ff., 245 f., 248, 250 ff., 254 ff., 260, 262 ff., 269 f., 274, 287 ff., 291, 294 f., 297 f., 300 f., 303 ff., 315 ff., 321 f., 324, 327, 329 f., 333, 335 ff., 344ff., 353, 355 ff., 360, 362 f., 365 ff., 369, 383, 389, 422, 424, 426f., 429, 440ff., 446
 Kosakiewicz, Wanda 34, 43, 98, 114f., 127, 130, 132, 134f., 137 f., 155 f., 163, 165, 169, 171, 176f., 183, 207, 209, 221 f., 224, 291 f., 298, 300, 305ff., 309f., 316, 324, 337, 343, 345 f., 351 f., 356, 362, 367, 383
 Krog, Sonia 112

L., George 348
 Lafaurie 361
 Lalo, Édouard 294
 Landau, Katia 63
 Laporte 252
 Laurent, Jacqueline 129
 Lautréamont, Isidor Ducasse,
 Comte de 228
 Lawrence 43
 Léa 386
 Lebrun, Albert 420
 Ledoux, Fernand 298
 Leduc 109, 129
 Lehmann, Rosamond Nina 158
 Leibniz, Gottfried Wilhelm, Frei-
 herr von 293, 308
 Lesage, Alain René 214, 217, 219
 Levasseur 397
 Levillain 50
 Lévy, Raoul 64, 122, 173, 178,
 200, 225, 237, 241, 263, 291,
 321, 327, 376, 378 f., 455
 Lewis, Matthew Gregory, gen.
 Monk Lewis 254, 257
 Lexia 133, 176, 207, 223, 231,
 236, 351
 Liamley 170
 Lobatschewski, Nikolai Iwano-
 witsch 326
 London, geb. Kittredge, Charmian
 85
 London, Jack 85 f., 91, 141, 165 f
 Loy, Myrna 112
 Lubin, Germaine 210
 Lully, Jean-Baptiste 282
 Lumière 158

 Mabille, Elizabeth, gen. Zaza 15,
 268, 323

 Mac Kay 455
 Mac Orlan, Pierre Dumarchais,
 gen. Pierre Mac Orlan 83, 231
 f., 252
 Mairielle, Madame 388 f
 Malraux, André 36, 93, 187, 226,
 461
 Maney, verw. Sartre, geb.
 Schweitzer, Anne-Marie, Sart-
 res Mutter 23, 29, 103, 137,
 169, 220, 247, 308, 322, 339,
 341, 343, 346, 392
 Maney, Joseph, Sartres Stiefvater
 23, 137, 339, 341, 346
 Mandel, Georges 419 f
 Mané-Katz 26
 Mansfield, Katherine 319
 Marescotti, Aldrovandi 191
 Marie-Hélène 129
 Mariette 56, 59
 Marot, Clément 276
 Marx, Karl 454
 Massenet, Jules 199
 Maugham, Somerset 86
 Maulnier, Thierry 226
 Maupassant, Guy de 136, 319
 Maurice, Fred 368
 Maurras, Charles 50, 226
 Mayarakis 175
 Ménard, Arlette 138, 176f., 183,
 207, 255, 295 f., 370
 Merleau-Ponty, Maurice 22, 170,
 186, 282, 291f
 Metzger 225, 263, 304, 311
 Meyerson, Émile 189, 280
 Michaux, Henri 13
 Michel 113
 Minder, Robert 62, 202, 221, 225,
 227

Mitchell, Margaret 424
 Mogader 450
 Mollot, Marthe 321
 Mondfrau → Girard, Marie
 Mondmann → Girard
 Monnier, Adrienne 302
 Monnier, Thyde 61
 Monod, Gustave 119
 Montero, Germaine (?) 129
 Mops → Morel, Jacqueline
 Morand, Paul 224
 Morel, Albert, gen. «dieser Herr»
 79, 84, 358, 386 ff
 Morel, Boudy 389, 395
 Morel, Jacqueline, gen. der Mops
 80ff., 84, 323 ff., 385 ff., 395,
 410
 Morel, Louis, gen. «diese Dame»
 24, 71, 73, 79ff., 101, 131, 199f.,
 246, 358, 385 ff., 395, 419, 422
 Morineau, Y. 297
 Mouloudji, Marcel 232, 236, 251,
 254, 304, 307, 337, 367, 455,
 463
 Mozart, Wolfgang Amadeus 34,
 45, 300, 316, 375, 434, 440
 Muller 153
 Münch, Charles 242

 Nerval, Gérard de 117, 120
 Neveu, C. 385
 Ney, Michel, Herzog von Elchin-
 gen, Fürst von der Moskwa,
 franz. Marschall 125
 Nietzsche, Friedrich 342
 Ninouche 370
 Nissim, Familie 388
 Nizan, Paul 80, 93, 160, 217, 447,
 450

 Nogues 24 f
 Norry 103

 Oberon, Merle 200
 O'Brien, George 322
 Ossola, Jean 136

 Pachitch 191
 Parain, Brice 342 f., 447
 Pardo 19, 21 f., 24ff., 51, 103, 136,
 179, 264
 Pardo, Ella 20
 Pardo, Frédéric 19
 Pardo, Germaine (Géraldine?), gen.
 Gégé 19ff., 24 ff., 40, 44, 52, 65,
 87, 91, 94ff., 102f., 105, 108,
 111, 116, 121, 124, 126 ff., 134,
 136, 201, 215, 264, 298, 301,
 316, 326
 Parodi, A. 351 f
 Parrier, Madame 92
 Pascin, Jules 112
 Patisson, Madame, Gräfin Monti-
 nori (?) 25
 Paulhan, Jean 226
 Péguy, Charles 55
 Péricard 25
 Perrin 236
 Pétain, Philippe 287, 420
 Petitjean, Armand-M. 226
 Piaf., Edith 368
 Picard, Blanche 113, 240
 Pierre, Jean 153
 Pierrefeu, Jean de 85
 Pieterkowski, gen. Pieter 153, 450
 Pirandello, Luigi 298
 Pitoëff., Georges 55
 Poe, Edgar Allan 192

- Polignac Graf de 323
 Posi 376
 Poupette → Beauvoir, Henriette-
 Hélène
 Pozner, Vladimir 21
 Prévert, Jacques 114
 Proust, Marcel 207, 213, 286,
 315, 320, 323, 345

 Quayla, Marie-Noëlle de 388
 Quayla, Martine de 388
 Queen, Ellery 178, 183
 Queneau, Raymond 102

 Rabelais, François 427
 Rabinowicz (Bruder von Rabo) 63
 Rabinowicz, gen. Rabo 63
 Racine, Jean 188
 Ramblin 64, 173, 323, 376, 379
 Rameau, Jean-Philippe 140
 Rathenau, Walther 84
 Rauschnig, Hermann 191, 337 f
 Ravel, Maurice 140, 254, 282, 294,
 316, 440
 Remade, Y. 297
 Renn, Ludwig 85
 Restif de la Bretonne, N. 269
 Retz, Jean-François Paul de
 Gondi, Kardinal von 192
 Reynaud, Paul 419, 427
 Rilke, Rainer Maria 185, 431
 Rimbaud, Arthur 73
 Rimski-Korssakow, Nikolai
 Andrejewitsch 436
 The Ritz Brothers (Al, Jim und
 Harry) 220
 Robinson, Madeleine 245

 Rogers, Ginger 322
 Rolland, Romain 276
 Romains, Jules 132, 191, 269, 273,
 275 f., 293, 302 ff., 310
 Ropartz, Guy 242
 Rothschild, Baronin de 323
 Rougemont, Denise de 191
 Roulet, Lionel de 38, 123, 160,
 332
 Roussel, Albert 254
 Ruedoux 306
 Ruhr, General 419 f
 Rys 328

 Sade, Donatien Alphonse François
 Marquis de 191
 Saint-Exupéry, Marie Roger
 Comte de S.-E., gen. Antoine de
 S.-E. 203f., 219, 363
 Salomon, Ernst von 399
 Sarraut, Albert 287
 Sartre, Jean-Paul 7 und passim
 Sartre, Jean-Paul: Werke
 Briefe an Simone de Beauvoir
 und andere 343, 377
 Der Ekel 186, 325
 Das Imaginäre 227, 428
 Die Kindheit eines Chefs 264,
 299
 Tagebücher 77, 155 f., 181,
 249, 332, 339, 344, 347, 352,
 360, 367, 369, 377
 Die Wand (in: Die Kindheit ei-
 nes Chefs) 107, 264, 299 Zeit
 der Reife 153, 178, 342, 349,
 359
 Scheler, Max 455
 Schubert, Franz 315
 Schumann, Robert 436

- Schweitzer, Charles, Sartres
Grossvater 198
Seltzer 245
Sforza, Carlo Graf 191
Shakespeare, William 59, 71, 102,
192, 225, 230, 246, 263, 287,
306 f
Sieburg, Friedrich 435
Simenon, Georges 82
Simon, Michel 304
Singher, Martial 210
Sonia 13, 21, 29 f., 42, 48, 121,
129, 175
Sorokine, Nathalie 12, 15, 34, 42,
44, 61, 80, 85 f., 91, 101 ff., 105,
107, 115f., 118, 121, 124, 130,
136 f., 140, 153, 169f., 172 f.,
176, 178, 186, 189, 197 ff., 201,
203, 206, 208, 211 ff., 216,
220ff., 225, 232 ff., 245ff., 249,
252, 258 f., 261, 263 f., 269,
274, 280, 288 f., 291 ff., 296 f.,
299 f., 302, 306, 308ff., 315 f.,
318ff., 323, 327 f., 331, 335 f.,
342, 344ff., 350ff., 355, 359,
361, 364, 367 ff., 370, 377f.,
386, 392, 410, 413, 416ff., 424
ff., 428 ff., 432 ff., 458 ff
Spinoza, Baruch 177, 179
Stalin 17, 85, 119, 226f., 263
Starkie, Enid 73
Stevenson, Robert Louis 87
Stewart, James 341
Stoecklin, Mlle, de 79f
Strauss, Richard 434
Strawinsky, Igor Fjodorowitsch
44f., 48, 282, 436
Stroheim, Erich von 304
Suzanne, Tante 83
Tabou is, Geneviève (?) 28 Tem-
ple, Shirley 200
Téssaide 22
Tharaud, Jean und Jerome 336
Thérèse 256
Thibaud, Jacques 238
Tony 129
Toulouse → Jollivet, Simone
Troyat, Lew Tarasow, gen.
Henri Troyat 191
Tschechow, Anton Pawlowitsch
199
Tucker, Sophie 325
Tyssen, Berthe 176, 245
Unamuno y Iugo, Miguel de 287
Ungar, der 22, 26, 30, 36f., 111,
115, 169
Valery, Paul Ambroise 323, 431
Vallentin, Antonina 279 f., 285
Vallon 195 f., 223
Vandéric 438
Védrine, Mutter von Louise V.
69ff., 323, 325, 377
Védrine, Schwester von Louise V.
72, 301
Védrine, Monsieur, Vater von
Louise V. 131, 220, 377 ff., 381
ff., 439
Védrine, Louise (in den Briefen
und Tagebüchern der Simone de
Beauvoir Tarnname der Bianca
Lamblin geb. Bienenfeld), auch
die «rothaarige Freundin» von
Simon de B. 19, 24f., 33, 36, 42
ff., 46, 49ff., 61 f., 67ff., 79, 83,
86f., 91, 95f., 98, 101 f., 105,
107 f., 119f., 123, 132, 135, 137

f., 140, 155 f., 160, 163, 165,
169, 172 ff., 190, 197, 201,203,
212, 214,216, 219, 224, 231 ff.,
237f., 242ff., 250f., 253 ff., 258
ff., 269, 279, 286, 288, 291 ff.,
296 f., 299 ff., 308 ff., 315,
318ff., 323 ff., 327, 329, 331
ff., 336, 339 ff., 344, 346 ff.,
355f., 360f., 364f., 374ff.,
379ff., 422, 430, 435, 439ff.,
463

Velázquez, Diego Rodriguez de
Silva y 184

Verdi, Giuseppe 210

Verlaine, Paul 187, 192

Véry, Pierre 82, 84 f

Vincent, Raymonde 83

Vogel, Madame 151, 153 ff

Wagner 186, 237

Wahl, Jean 221, 225 f., 427, 432

Wallace, Edgar 266

Watteau, Antoine 305

Weber, Cari Maria von 233

Weiss, Louise 262

Werle, Simon 188

West, Mae 183, 215

Youki → Desnos, Youki

Zaza → Mabilie, Elizabeth

Zébuth 358, 388, 395, 410, 417,
419

Zina 418, 423, 438

Zuorro, Marc 48, 71, 82, 233,
294, 325, 349, 446

SIMONE DE BEAUVOIR

Memoiren einer Tochter aus gutem Hause

(rororo 1066)

In den besten Jahren

(rororo 1112)

Der Lauf der Dinge

(rororo 1250)

Alles in allem

(480 Seiten. Gebunden
und als rororo 1976)

Die Zeremonie des Abschieds
und Gespräche mit Jean-Paul Sartre

(rororo 5747)

Amerika Tag und Nacht

Reisetagebuch 1947
(rororo 12206)

ROWOHLT

SIMONE DE BEAUVOIR

Das andere Geschlecht

Sitte und Sexus der Frau

(rororo 9319)

Das Alter

Essay

(rororo 7095)

Soll man de Sade verbrennen?

Drei Essays zur Moral des Existentialismus

(rororo 5174)

Auge um Auge

Artikel zu Politik, Moral und Literatur

1945-1955 (rororo 13066)

ROWOHLT

SIMONE DE BEAUVOIR

Das Blut der anderen

(rororo 545)

Die Mandarins von Paris

(rororo 761)

Ein sanfter Tod

(rororo 1016 und 66009/Literatur
für Kopfhörer. Rosemarie Fendel liest.
3 Toncassetten)

Alle Menschen sind sterblich

(rororo 1302)

Sie kam und blieb

(rororo 1310)

Die Welt der schönen Bilder

(rororo 1433)

Eine gebrochene Frau

(rororo 1489 und 66012/Literatur
für Kopfhörer. Erika Pluhar liest.
2 Toncassetten)

ROWOHLT

ÜBER SIMONE DE BEAUVOIR

Axel Madsen

Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir

Die Geschichte einer ungewöhnlichen Liebe

(rororo 4921)

Christiane Zehl Romero

Simone de Beauvoir

(rororo bildmonographien 260)

Alice Schwarzer

Simone de Beauvoir heute

Gespräche aus zehn Jahren. 1971-1982.

(rororo 5937)

ROWOHLT